Streifzüge

in

Schleswig-Holstein

und

im Norden der Elbe

von

Theodor Mügge.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main,

Literarische Anstalt.

(J. Rütten.)

1846.

Druck von Benjamin Krebs.

VII. Kapitel.

Schleswig. Der Osten:

Verwaltung, Justiz, Steuern.

Das alte Schleswig, die Stadt, welche früher als Dorf Fliesdorf oder Schleswicke genannt wurde, in Zeiten dänischer Obermacht Hatabye hieß, und schon im 9. Jahrhundert ein wichtiger Handelsplatz war, größer und wichtiger wie jetzt, liegt, wie alle Städte des Ostens, am äußersten Ende des Meerbusens, der die Schlei heißt, da wo der Bergrücken der Landesmitte sich an die fruchtbaren östlichen Marken schließt. — Von Hügeln umkränzt, an deren Abhängen dicht am Ufer der Schlei die Stadt sich hinzieht nnd eigentlich nur eine Straße bildet, welche die Bucht umzieht, giebt es der schönen Aussichten viele, die den Ankömmling freundlich überraschen. Erreicht er die Stadt im Abenddunkel, so scheint sie ungeheuer groß. Das Rasseln der Räder auf den Pflaster=

steinen will kein Ende nehmen, denn beinahe eine Meile weit reihen sich die Häuser durch das Thal, und wäre Schleswig so breit wie lang, müßte es einer der wichtigsten Sammelpunkte des Menschenlebens sein.

Dem ist aber nicht so. Es hat trotz seiner Ausdehnung nur ungefähr 12,000 Einwohner, die jetzt wenig Handel und Schifffahrt mehr treiben, welche andere, mehr begünstigte Orte an sich gezogen haben. — Die Schlei, ungeachtet ihrer Breite, ist nur für kleine Fahrzeuge mehr brauchbar; ihre alte Mündung ist versandet, die Königin Margarethe ließ sie mit versenkten Schiffen stopfen. — Bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts ging aller Handel aus der Westsee über Schleswig. Die Engländer brachten ihre Güter die Treen herauf und dann über Land nach Schleswig, von wo aus sie über die Ostsee weiter gingen; als aber im Jahr 1155 die Schiffe im Schleswiger Hafen geplündert wurden, zog sich der Handel fort und Schleswig, das damals 40,000 Einwohner gehabt haben soll, sank von dieser Höhe, welche es nicht länger bewahren konnte. Bei alledem aber ist Schleswig noch immer die rechte Hauptstadt des Landes, der Sitz der Regierung, der Mittelpunkt

der bewegenden Elemente, der Wohnort vieler tüchtigen Männer, deren Kentniß, Wissenschaft, Talent und Thätigkeit einen mannigfachen Wirkungskreis finden.

Von den ältesten Zeiten an hat Schleswig seinen Rang behauptet. Hier wohnten die Herzoge und durch die Landesgeschichte zieht Schleswigs Namen mit manchen wichtigen und folgenreichen Erinnerungen einen rothen Faden, der es eng mit dem Ganzen verknüpft. — Hier wurde König Niels zur Sühne für den feigen Mord Knud Lawards vom Volke erschlagen; hier mordete Herzog Abel seinen Bruder König Erich, von hier aus verbreitete sich das Christenthum. Das erste Bisthum der christlichen Kirche in den Herzogthümern ward in Schleswig gestiftet; mancher Kampf, mancher Sturm, manche Belagerung ward in den langen blutigen Kriegen der Deutschen und Dänen von den Schleswigern bestanden; hier endlich steht noch das alte Schloß Gottorf, im zwölften Jahrhundert erbaut, an dessen Besitz oder Verlust mehr als einmal das Landesgeschick sich knüpfte.

Schleswig war auf viele Menschenalter der Grenzplatz deutscher Sitte und Bildung, und von Schlössern und Burgen umringt, der Schlüssel des

Dänenwalls, welcher quer durchs Land gezogen, ein Miniaturbild der chinesischen Mauer, zwei Völker schied. — Heut zu Tage, wo das Dänenwerk in Trümmern liegt, wo eine unwiderstehliche Macht längst über die bemoosten Reste barbarischer Zeiten siegreich fortgeschritten ist, mit der Palme der Civilisation die Schwerter stumpf gemacht hat, ist Schleswig eine andere Festung geworden, die in der Kraft des Geistes ihre Bollwerke sucht und dem Vaterlande eine Schutzwehr bildet. Denn von hier aus wird am meisten und entschiedensten für die Sache Schleswigs gewirkt; hier wohnen viele der beredetsten Vertheidiger desselben, und dies ist um so natürlicher, weil in dieser Stadt nicht allein Beamte, Advokaten und wissenschaftlich Gebildete in beträchtlicher Anzahl sich vereinen, sondern weil auch, nicht wie an andern Orten, wo Handel und materielle Interessen vorzugsweise das Leben beherrschen und beschränken, sich in der Bürgerschaft ein klareres Bewußtsein für Staatsbürgerthum und ein freierer Blick für das Allgemeinwohl leichter entwickeln kann.

In Schleswig ist die Landesregierung und das Obergericht, eine gelehrte Schule, mancherlei Institute und Vereine, eine Garnison zu Roß und zu

Fuß, endlich versammeln sich auch hier die Provinzialstände des Herzogthums. Das Alles muß Leben und Bewegung in die Gesellschaft bringen. Es giebt mehrere Buchhandlungen hier, sogar eine Hofbuchhandlung, deren freundlichem Besitzer ich mannigfach dankbar verpflichtet wurde; wie denn überhaupt so viele edle Gastlichkeit und Freundschaft, welche meinen Aufenthalt in Schleswig begleitete, die weit verbreitete Erzählung von der Herzlichkeit und Theilnahme, die den Fremden empfangen, nur bestätigen kann; denn nirgend kann man sich heimischer fühlen, wie ich mich hier befand. — Einige gute Gasthäuser, wie das der Madame Esselbach, mögen auch dazu beitragen, den Aufenthalt zu verschönern, und überall ist Wesen und Sitte des Lebens deutsch, die Sprache deutsch, und die Gesinnung echt deutsch, denn in Schleswig möchten wohl nur sehr wenige zu finden sein, die im Kampfe der Gegenwart nicht auf Seite des Landes ständen.

Ich habe oft an das Seitenstück dieses Streits in Polen gedacht, wo in der Provinz Posen die Polen einen so geschlossenen Phalanx gegen die Deutschen bilden, sich in Gesellschaften absondern, auf Bällen eine echte Polin um keinen Preis mit

einem Deutschen tanzte und lieber einen Bauernknecht als Ehegemahl, heimführte, als einen preußischen Junker oder Geheimrath. Aber das ist doch alles anders hier. In der Provinz Posen wohnen beinahe eben so viel Deutsche wie Polen; das Land ist durch Krieg erworben, freilich durch einen ungerechten, schmählichen Krieg, zuerst durch jene dreimalige Theilung, den Schandfleck der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, der eine Folge der Schuld der Nation war, die sich ländersüchtigen Nachbarn als Beute ablieferte; endlich durch den Ausgang der Napoleonischen Zeit und durch den Wiener Congreß. — In Polen ist von jeher, wenn vom Volk und von Freiheit die Rede war, nur der Adel darunter verstanden worden, und noch in der Revolution von 1830 konnte man sich nicht dazu entschließen, die Leibeigenschaft aufzuheben. Der Bauer ist nun unter preußischer Herrschaft persönlich frei geworden und zum Eigenthum gelangt; der deutsche Gutsbesitzer behandelt ihn zehnmal besser wie sein Landsmann, der Pole. Der Bauer fühlt sich daher wohl. Er wird verständiger, reinlicher, menschlicher und besäuft sich nicht mehr so viehisch. Die preußische Regierung sorgt für Schulunterricht, der Polizeistaat mit sei-

ner ausgedehnten Bureaukratie hat für solche halbwilde Wesen das Gute, daß er gehörig kommandirt, Aufsicht hält, die gesetzlichen Vorschriften streng überwacht und die adelige Willkühr nicht duldet. Der Bauer würde daher die Regierung segnen, wenn er nicht katholisch wäre. Aber der Priester träufelt Haß in sein Herz gegen die deutschen Ketzer und dieser Haß, Religionshaß, stumpfsinniger Aberglaube, ist es zumeist, was den Deutschen bei dem polnischen Volke zum Greuel macht.

Hier in den Herzogthümern ist dies dagegen ganz und gar nicht der Fall. Die dänische Bevölkerung beträgt kaum $^1/_3$ der Einwohnerzahl; Deutsche, wie Dänen, sind Protestanten und die Geistlichkeit, welche zum Theil allerdings auch an dem Kampfe Theil nimmt, kann wenigstens nicht mit dem Kreuz in der Hand die Ketzer verfluchen. Dazu kommt das mächtige Uebergewicht der deutschen Sprache. Kein Deutscher im Herzogthum Posen lernt Polnisch, und nur mit Widerstreben lernen die Polen Deutsch. Der Militairdienst allein zwingt sie dazu. Hier müssen die Dänen deutsch lernen, wenn sie sich verständlich machen wollen und meist lernen sie es schon in früher Jugend, denn Kopenhagen ist eine halbdeutsche Stadt.

In allen Schulen wird deutsch gelehrt; es ist ein Erforderniß der Bildung, deutsch zu sprechen. Von den deutschen Beamten in den Herzogthümern sprechen nur sehr wenige dänisch, nicht einmal die Amtmänner alle; eben so wenig die Ritter und Räthe. In keiner Schule wird dänisch gelehrt und was soll man auch mit einer Sprache, die man nicht nöthig hat? Die Städte sind alle deutsch und der größte Theil ihrer Bewohner vermeidet es, selbst wenn man dänisch versteht, dies zu bekennen, man verlangt von den Dänen, daß sie deutsch reden. In der Stadt Schleswig sind nur die Officiere der Garnison zum Theil Dänen, und weil die Herzogthümer ganz andere Gesetze und Einrichtungen besitzen, als das Königreich, ist für die Unterbringung von Dänen als Beamte eine Grenzscheide gezogen, die sehr schwer zu überschreiten ist.

Wie kann man nun wohl ein Land dänisch machen wollen, wo das deutsche Element so stark und mächtig ist, wo der ganze Adel deutsch ist, wo alle Landescollegien deutsch sind, wo der größte Theil des Landes einem wohlhabenden, freien Bauernstande gehört, der auch in dem dänisch redenden Norden keinen Adel zwischen sich wohnen hat,

welcher ihm Stütze und Führer sein könnte, während in den Städten eine überwiegend deutsche Gesinnung, oft bis zur Exaltation, sich geltend macht!

Was in Schleswig auffällt, ist, daß auch hier viel weniger von Verfassung, als von Trennung von Dänemark, die Rede ist. — Erst die Nationalität entschieden, dann die innere gesellschaftliche Ordnung festgestellt, war die vorherrschende Stimmung und hierüber ist volle Einigkeit, mögen die Meinungen auch sonst sich weit genug trennen. Daß in einer Stadt, wie hier, der gesellige Verkehr sich in Kreise sondert, daß über Absonderungen geklagt wird, der Beamtenstand sich ausscheidet, die liberalen Elemente sich nach ihren Stellen zusammenthun und Andere meiden, ist ein allgemeines Uebel, was in ganz Deutschland schwer empfunden wird. In Schleswig macht die Bauart der Stadt auch, daß die Familien sich selten besuchen. Die ungeheure Länge hindert die Geselligkeit und hält das Haus in Ehren, denn es ist in der That kein Spaß, in irgend einer stürmischen Regennacht aus fröhlichem Kreise eine halbe Meile weit über schlechtes Pflaster nach Hause zu stolpern. Es klang sehr lustig, als man mir erzählte, daß zur Winterzeit ein Omnibus um zehn Uhr Abends

durch die Stadt fahre und das Rasseln seiner Räder dann ein Zeichen für alle Gesellschaften sei, auseinander zu stäuben, um dies Fuhrwerk zur Heimkehr benutzen zu können; aber man kann sich wohl denken, daß mancher Seufzer und manches Gelöbniß, besonders von Damenlippen erschallen mag, wenn der rettende Omnibus verfehlt wird.

Merkwürdigkeiten hat Schleswig nicht aufzuweisen, aber schöne Spaziergänge hat es in Fülle und einige reizende Blicke von den Höhen herab, in eine Ferne voll Fruchtbarkeit, Waldstreifen und gartenartige Gemarkung, so auch die Stadt im Thale, welche gar lieblich zwischen Bäumen, Wiesen und dem blauen Schleispiegel sich ausstreckt. Das alte Herzogsschloß, Gottorf, wo so mancher Fürst gehuldigt und gekrönt wurde, ist ein mächtiges Viereck, dem man sein Alter und seine ehemalige Festigkeit nicht viel ansieht. Mit weißem Anputz liegt es zwischen schilfigen Gräben, welche sonst wohl von Wällen und Mauern umzogen waren, von denen jetzt keine Spur mehr ist. Seine weiten Räume dienen den Landescollegien und zur Winterzeit bewohnt es der Statthalter. Aber Gottorfs Schloß hat zu viele historische Bedeutsamkeit und einen zu berühmten Namen, um nicht in zahl=

reichen Erinnerungen und selbst in Hoffnungen auf die Zukunft mehr zu bedeuten, als ein Haufen über einander geführter Steine.

In diesen hohen schallenden Gängen und Höfen, in diesen weiten, jetzt stillen Räumen haben Jahrhunderte ihren königlichen Glanz entfaltet. Wie manche That ward hier beschlossen, wie manches dunkle Geheimniß zitterte leise von diesen Wänden. Goldene Gewänder rauschten über tiefen Kerkern und ganze Zeitalter mit allen ihren Wechseln in Sitten, Leben, Anschauungen, allen ihren Sünden, Fehlern und Gebrechen, und was sie erhoben und heiligten, bis es als lächerlich und abgeschmackt verworfen und verhöhnt wurde, haben solche Schlösser in sich aufgenommen. Noch im vorigen Jahrhundert hat der alte Landgraf von Hessen hier Alchimie getrieben und mit Schmelztiegeln und Violen manche Nacht umhergewirthschaftet, Geister citirt und Gold gemacht. — Das ist nun alles vorbei; wir lachen darüber, aber ich habe eine besondere Ehrfurcht vor solchen alten, wundersamen Gebäuden, in denen vergangene Zeiten und Geschlechter ihr Wesen trieben, und in Schleswig sieht man noch an verschiedenen Orten Paläste stehen, die auf Zeiten deuten, wo der Adel sich hier um einen Fürsten-

hof sammelte, die jetzt aber öde und verlassen sind, wie Schloß Gottorf, oder billig vermiethet werden.

Außer dem Schloß, dessen Beschreibung, wie die aller übrigen Schlösser und Baulichkeiten ich irgend einem Andern überlasse, der mir vielleicht nachreist, ist nur noch die Domkirche zu erwähnen, mehr jedoch wegen ihres Alters, als wegen architektonischer Schönheit. Könige und Fürsten liegen in den Seitenkapellen und Grüften, als einziges werthvolles Kunstwerk ist jedoch nur eine vortreffliche große Schnitzarbeit zu erwähnen, welche die ganze Wand hinter dem Altare einnimmt, die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu in vielen einzelnen Bildern und mehreren tausend Gestalten darstellend, die von einem geschickten Meister herrühren, dessen Namen ich leider vergessen habe. — Solche werthvolle Holzschnitzarbeiten sind des Nordens besonderes Eigenthum und müssen um so mehr in Ehren gehalten werden, weil keine Bildhauer in Stein und Marbel hier heimisch werden konnten. — So ist es auch in Norwegen, wo ich zum öftern tief im wilden Gebirg gar schönes Schnitzwerk an alten Gebäuden traf, womit sich jetzt die Menschen nicht mehr befassen, die lieber bunte Farben zusammenklexen, ihre Gesimse damit zu be-

kleistern. In Schleswig soll auch früherhin Reichthum an Schnitzarbeiten aller Art vorhanden gewesen sein, der nach und nach unterging, zerstört und in die Rumpelkammer geworfen wurde. Der Sinn für solche alte Kunst der Bildnerei mit der Messerspitze, ist erst jetzt wieder erwacht und nun hält man in Ehren, was noch zu haben und zu halten ist.

Daß die politische Bewegung, dies Ringen gegen Macht und Gewalt und ein seit zwanzig Jahren fortgesetztes Untersuchen und Kämpfen um verdunkelte Rechte, einen sehr wohlthätigen Einfluß auf den Zustand der Gesellschaft ausgeübt hat, ist hier nirgend zu verkennen. Eine gewisse Tüchtigkeit und Verständigkeit zeigt sich bei Vielen, die Gesinnung der Tugend wird dadurch früh gekräftigt, das edelste Erbtheil eines Volks, die Vaterlandsliebe, angefacht, und der Blick Aller auf die Weltereignisse gerichtet, das Erkenntnißvermögen und die Verstandesschärfe entwickelt. — Auf dem Lande nördlich der Elbe liegt, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, ein Nebel der Vergessenheit, der Staub der Gräber früherer Jahrhunderte, und man hat ein gewisses Recht zu solchem Urtheil, denn Mecklenburg, Lübeck, Lauenburg, Hamburg und

diese Herzogthümer bieten in ihren Gesetzen und Institutionen einen ganz merkwürdigen Anblick. Die dänische Herrschaft namentlich hat seit Jahrhunderten nichts geändert, wo irgend das Alte erhalten werden konnte. Nachdem der Absolutismus sein Reich begründet hatte, hielt er die Form fest, mochte sie noch so veraltet sein. Er hütete sich wohl daran zu rütteln und irgendwo den Staub abzublasen, weil er kein gutes Gewissen über das hatte, was aus jeder Neuerung hervorgehen mochte. So konnte denn ein geistreicher Freund mir wohl sagen: „Sie müssen sich ein Land hier vorstellen, wo seit zweihundert Jahren und länger kein Lebensathem der neuen Zeit durch die Gesetze wehte; wo eine trostlose Verwitterung herrscht, wo aber von unserer Seite nicht gedacht werden kann, eher eine durchgreifende Reform zu versuchen, als bis wir überzeugt sind, den dänischen Reformen nicht in die Hände zu arbeiten. Die Dänen würden uns gern ihr Gesetzbuch zu Theil werden lassen; sie würden uns mit Vergnügen von den Resten des jütischen Low aus dem 13ten Jahrhundert, vom lübschen Rechte, von der Carolina und der peinigliche Halsgerichtsordnung befreien, aber wir ziehen es vor, lieber zu behalten, was

wir haben, als einen Finger nach den dänischen Geschenken auszustrecken, die viel zu gefährlich sind, um sie anzunehmen, wie verlockend sie auch sonst aussehen.“

Aber wie ist es möglich, erwiderte ich, daß man noch jetzt mit einem solchen Wirrwar verschiedener Rechte und Gesetze aus alten Zeiten auskommen kann? „Es hat sich eine Praxis gebildet, war die Antwort, die wenig nach dem alten Gesetzbuch fragt. Für bestimmte Fälle wird in herkömmlicher Weise entschieden, und damit eine passende Gleichmäßigkeit und zeitgemäße Justiz hergestellt. Kleine Sachen mögen die verschiedenen Stadt= und Amts= oder Bonden= und Voigtgerichte nach ihrer Weise abthun, für wichtigere Fälle, wo die Obergerichte eintreten, kann man ganz sicher sein, vernünftig und nach bestem Wissen und Gewissen behandelt zu werden. Dabei ist das Verfahren an diesen Höfen rasch und mündlich, wenngleich nicht öffentlich; endlich haben wir eine dritte Instanz an dem Ober=Appellations=Gericht, und im Allgemeinen so manche Vortheile und Rechtssicherheiten gegen das Justizverfahren in den meisten deutschen Staaten, daß wir vor der Hand zufrie=

den sein können, bis es einmal besser mit allem Uebrigen wird.

„Es sieht freilich vieles bei uns gar wunderlich alt aus, fuhr er dann fort, allein bei manchen Uebeln ist es dennoch nicht so schlimm, wie man denkt, weil das Alte zuweilen besser ist, als das Neue! — Von frühen Zeiten her mußte vieles sich hier sondern, weil auf wenigem Raum sich vier Nationalitäten kreuzten und berührten. Sachsen, Friesen, Wenden und Dänen kämpften und vermischten sich und jedes Volk hat, mehr oder minder, uns etwas hinterlassen in Sitten, Gebräuchen, Gesetzen und Wesen, was oft bis auf diese Stunde zu keiner Verschmelzung gelangt ist.

„So ist es mit den Richtern und Gerichten. — Im Mittelalter erlangten manche kleine Landschaften besondere Freiheiten, und weil sich eben in den letzten Jahrhunderten hier wenig änderte, erhielten sie sich bei solchen Rechten und Privilegien. In anderen Ländern übernahm das 18te Jahrhundert, oder die neueste Zeit, den Gleichmachungsprozeß. Die fürstliche Allmacht ließ neue Gesetzbücher nach ihrem Geschmack ausarbeiten, oder die Völker selbst machten sich an die Arbeit, den Augiasstall auszuleeren. Was aber häufig dabei

herauskommt, sehen wir an Preußen, wo seit länger als 20 Jahren Gesetzcommissionen bestehen, und Herr von Dankelmann, Herr von Kamptz, endlich jetzt der berühmte Herr von Savigny Gesetze machten, die immer wieder vom Staatsrath, oder von den ständischen Versammlungen, als unbrauchbar verworfen werden, weil sie mit dem Verlangen des Volks und der Aufklärung der Zeit nicht übereinstimmten. In der Gesetzgebung liegt einer der Hauptknoten des Kampfes des Absolutismus mit der Freiheit der Völker, die zu ihrer Sicherheit Offentlichkeit, Mündlichkeit und Geschworengerichte verlangen, eine unabhängige Justiz und Volksrichter, statt täglich absetzbarer Beamte, sammt dem heimlichen Verfahren und dessen Inquisition. Wir haben wenigstens aus alten Zeiten die Reste eines Volksgerichts behalten, aus welchen sich später leichter ein Ganzes formen und herstellen läßt. So bleiben wir denn bei unsern verschiedenen Stadtrechten, welche in Schleswig alle Städte verschiedenartig besitzen, mit Ausnahme von Tondern und Burg, die, wie die Städte in Holstein, lübsches Recht haben. Mag immerhin in Schleswig das jütische Low Waldemars des Zweiten von 1240 noch gelten, und neben

ihm, die peinliche Gerichtsordnung von 1532, die Kirchenordnung von 1542 und die Landgerichtsordnung von 1636. An der Westküste: das nordfriesische Landrecht von 1426, das nordstrandische Landrecht von 1572, das Eiderstädtsche Landrecht von 1591 u. s. w. Wir wissen recht gut wie schön es wäre, ein einiges zeitgemäßes Recht zu haben, aber es geht noch nicht an, wir müssen warten. — So ist es auch in Holstein, wo der Sachsenspiegel von 1218, die deutschen Reichsgesetze, das römische Recht, die peinliche Gerichtsordnung von 1532, die Kirchenordnung von 1542, die Landgerichtsordnung von 1636, das dithmarsische Landrecht von 1567, das Land- und Marsch-Recht, das Eiderstädtsche Recht, die Neumünstersche Kirchspielordnung, das lübische Recht von 1536, die bordesholmischen Amtsgebräuche nebst manchen andern veralteten Rechten und Gebräuchen ganz unangetastet friedlich zusammen wohnen. Wir sind auch in dieser Art ganz wie Holstein gestellt, haben dieselben Wünsche und Hoffnungen, weil dieselben Mängel und Gebrechen.

„Alle diese verschiedenen Rechte sind für Schleswig in dem corpus statutorum Slesvicensium, für Holstein in dem corpus statutorum holsaticorum

gesammelt, aber wie gesagt, die Praxis hat viele ihrer Bestimmungen längst geändert. Wie nun in den Städten Stadtgerichte und auf dem Lande Amtsgerichte und Bauerngerichte das Recht üben und alle kleine Sachen, Injurien und was summarisch behandelt werden kann, abthun, so sind die Obergerichte für die wichtigen Sachen da. Ein Präsident und 6 Räthe sind dabei angestellt und beziehen Besoldungen bis 2000 Thaler. Gewöhnlich haben sie noch besondere Titulaturen und heißen Etatsräthe, ein Titel womit man in Kopenhagen ganz besonders freigebig ist. Der Conferenzrathstitel steht schon eine Stufe höher; Justizräthe macht man dagegen ungefähr in derselben Weise, wie bei uns bis vor kurzem Hofräthe, d. h. man giebt ihn Leuten, die mit nichts in der Welt weniger als mit dem Justizwesen zu schaffen haben.“ —

Eine Trennung zwischen Justiz und Verwaltung findet in den Herzogthümern nicht statt. Es giebt eine Art Beamte, welche eine ganz eigenthümliche Mischung von Justiz- und Verwaltungsvorstand in sich vereinen und in manchen Dingen unsern Landräthen, in anderen unseren Landrichtern ähneln. Diese Beamte nennt man in Schleswig: Hardes-

voigte, in Holstein: Kirchspielvoigte, nach den alten Landeseintheilungen in Harden, oder Kirchspiele. Der Hardesvoigt beaufsichtigt das Hypothekenwesen in jedem Distrikt; er entscheidet bei Grenzstreitigkeiten; er hat die Rekrutenrollen, ihn gehen die Verkäufe und Gütertheilungen an; endlich ist er auch Vorsitzer bei den Bondengerichten, kurz er ist in dem Leben der Gemeinden eine sehr wichtige Person von mannigfacher Thätigkeit. Die Handelsvoigte brauchten früher nicht studirte Juristen zu sein, gerade wie die Sorenskriver in Norwegen, mit denen sie auch am besten zu vergleichen sind; jetzt aber verlangt man gelehrte Studien und bei Ueberfüllung an Stellesuchenden drängen sich viele nach einem solchen Amte und ziehen ein sicheres Einkommen von 1000 bis 1200 Thalern dem ehrgeizigen Streben nach einer Rathsstelle beim Obergericht vor.

Ueberhaupt giebt es einen dreifachen Weg für junge Leute, um zu Amt und Brod in Justiz oder Verwaltung zu gelangen, nachdem sie ihr Examen absolvirt haben, das vor einer Commission in Kiel gemacht werden muß, die es streng damit nimmt und der man rühmlich nachsagt: daß sie keinen Nepotismus dulde. Der adelige Candidat

von der ersten Landesfamilie fällt durch, wenn er nichts weiß; er ist daher gezwungen wenigstens etwas zu lernen, um zu Begünstigungen zu gelangen die ihm allergnädigst zufließen, wenn er seinen Weg durch die Kanzlei in Kopenhagen macht. Dies ist für Leute von Familie und Ansehen immer das beste Mittel um rasch befördert zu werden. Ein zweiter Weg ist der, beim Obergericht als Auscultator einzutreten, und sich unentgeldlich beschäftigen zu lassen. Der dritte endlich ist die Beschäftigung, als Privatsecretair bei den Amtleuten (oder auch als Hülfsarbeiter bei den Hardesvoigten), was gewöhnlich mit der Zeit zu einer Hardes- oder Kirchspiel-Voigtanstellung führt.

In einem so kleinen Lande, wie diese Herzogthümer, sind nicht allzuviel Stellen zu vergeben, aber man muß nicht glauben, daß die Bureaukratie deßhalb etwa gering an Zahl ist. Nach den Tabellen von 1843 ergiebt sich, daß in Schleswig-Holstein nicht weniger wie 15,200 Ober- und Unterbeamte im Civildienst waren, so daß auf 1000 Menschen im Lande also ungefähr 19 Beamte kamen, eben so hatten Kirche und Schule 14,344 Angestellte, beinahe 18 auf 1000 Köpfe der Bevölkerung.

Was die Vertheilung des Bodens betrifft, so

gehört dieser den dortigen Klöstern, der Ritterschaft, den Bauern und den Bewohnern der Städte, oder er ist Staats- und Königs-Eigenthum. Von der Benennung Prälaten und Klöster muß man sich nicht täuschen lassen und glauben, es stecke etwas Geistliches dahinter. Diese Klöster sind freilich aus altem Klostergut, frommen Stiftungen und Geschenken entstanden, sie sind jedoch Gesammtbesitz der Ritterschaft, welche bei Einführung der Reformation mit dem Könige theilte, was die katholische Geistlichkeit damals besaß, und dies gemeinsame Eigenthum noch jetzt von aus ihrer Mitte gewählten Adeligen verwalten läßt, die den Namen Prälaten und nebenbei auch manche Standesrechte damit verbinden, sammt guten Einkünften.

Es giebt vier adelige Klöster in den Herzogthümern, nämlich das St. Johanniskloster bei Schleswig mit vielen zerstreuten Gütern, und drei Klöster in Holstein: das Kloster Preetz (dessen Besitzungen allein 3½ Quadratmeilen betragen), das Kloster Itzehoe (beinahe 2 Quadratmeilen) und das Kloster Uetersen (2½ Quadratmeilen).

Außer diesen 8 Quadratmeilen privilegirten Landesbesitzes der Klöster giebt es in Schleswig sechs adlige Distrikte mit 134 adeligen Gütern

(alle an der Ostseite), darunter die Grafschaft Reventlow-Sandberg und die fürstlich Augustenburgischen Güter, zusammen 29 Quadratmeilen.

Holstein hat 165 adelige Güter in vier Districten, zusammen mit den Klöstern 58 Quadratmeilen. Rechnet man dazu die 20 octroirten Konge in Schleswig und die 5 Konge in Holstein, so nimmt das privilegirte Land wohl gut ein Viertel der ganzen Bodenfläche der Herzogthümer ein, und zwar den besten und fruchtbarsten Theil, denn die Herrn trafen in alter Zeit schon immer eine gute Wahl, wenn es ans Nehmen ging und suchten für sich heraus was den mehrsten Segen brachte.

Die übrigen $^3/_4$ sind in Aemter und Landschaften getheilt und freies Eigenthum. Es giebt in Schleswig 15 Aemter und Landschaften, in Holstein 21. Jedem Amte steht ein Amtmann vor, der als Regierungspräsident die Angelegenheiten leitet, aber auch manche richterliche Macht in der Amtsstube übt. In den Friesenmarschen und Harden haben Landvoigte das Richteramt. Eiderstedt hat einen Oberstaller, in der Landschaft Nordstrand steht ein Staller an der Spitze, in der Grafschaft Pinneberg ein Landdrost, und so

fort ist Macht und Amtsgewalt verschieden. Oft hat jedes Kirchspiel ein eigenes Gericht, oft mehre vereint, oder die Landschaft zusammen.

Dazu kommen die verschiedenen Privilegien und Sonderrechte in den Landschaften und endlich eine Menge Unterbeamte: Amtsverwalter, Amtsschreiber, Landschreiber, Lehnsvoigte, Hausvoigte, Reitvoigte, Landinspectoren, Branddirectoren, Jägermeister, Holzvoigte, Hegereiter, Deichinspectoren, Landkriegsmeister, Zollinspectoren und mehr dergleichen in Hülle und Fülle.

Die Amtleute und Voigte ziehen die Steuern ein, führen die Polizeiaufsicht und vollziehen die Befehle der Regierung. Diese theilt sich in die Schleswig-Holsteinsche Regierung in Gottorf und in das Departement der Statthalterschaft, dem die allgemeine Landesaufsicht obliegt. Außerdem giebt es ein Societäts-Collegium, einen General-Kriegs-Commissär und einen Oberlandes-Commissär.

Aber die Schleswig-Holsteinsche Regierung besteht nur aus vermittelnden Behörden, die nach Kopenhagen Bericht erstatten und Vorschläge machen, Anordnungen und Befehle jedoch von dort empfangen, wo die Schleswig-Holstein-Lauenburgsche Kanzlei, bestehend aus einem Präsidenten

und drei Deputirten, der Centralpunkt für die Regierungsgewalt ist. — Der absolute Monarch ist der eigentliche Träger des Ganzen; neben ihm steht sein Staatsrath (der Kronprinz und fünf Staatsminister). Der Präsident der deutschen Kanzlei ist der vortragende Minister für alle Sachen der Herzogthümer, für Justiz, Regierung, Polizei, kurz für die ganze Staatsverwaltung; da aber die Herzogthümer in vielfacher Beziehung, namentlich in Finanzen und Kriegswesen, nicht von Dänemark getrennt sind, zu ihrem großen Leid und Schaden, so greifen die dänischen Behörden, die Rentenkammer, die Generalzollkammer, die Staatsschuldendirection, das Generalcommissariat und Admiralitätscollegium, die Post, das Ministerium des Auswärtigen und manche andere, unaufhörlich in die Angelegenheiten der deutschen Länder hinein, verbinden dieselben mit denen des Königreichs und machen die gänzliche Trennung in vieler Beziehung so schwer und so tief aufregend.

Außer den Domaineneinkünften und besonderen Einnahmen, beruhen die Landeseinkünfte auf Zöllen und directen Steuern. Auch hierbei hat sich aus alten Zeiten manche unmittelbare Belastung bei

gewissem Grundbesitz sich erhalten; die allgemein directen Steuern bestehen aber aus der allgemeinen Contribution, die jeder Bodenbesitz in Stadt und Land trägt, der auch der Adel unterworfen ist: ferner in Grund- und Benutzungssteuer. Dazu kommt Magazin- und Fouragelieferung, Herrengelder, Kopfsteuer, Rangsteuer, Gage- und Accidentiensteuer nebst Gewerbesteuer und anderen Abgaben, was zusammen mit den Stempelsteuern und Zöllen im Jahr 1844, 5,026,166 Reichsbankthaler (à 3/4 Rthlr. preußisch) eingetragen hat. Die gesammte Staatsschuld betrug nicht weniger wie 114,194,806 Rthlr. in Folge der schlechten Finanzwirthschaft, in welche die Herzogthümer unverschuldeterweise hineingezogen wurden, weil ihre Vorfahren nicht dafür gesorgt hatten, ihre Selbstständigkeit zu bewahren.

Wenn man ein Laud kennen lernen will ist es nöthig, wenigstens eine allgemeine Einsicht zu haben, wie die Leitzäume und Fäden beschaffen sind, mit denen die bestehende Ordnung erhalten wird. Hier sieht man leicht, daß eben nicht die kürzeste und beste Art vorhanden, um so viel verschiedenes Wesen in mancherlei Abstufungen zu leiten, wozu noch kommt daß für Alles, was ge-

schehen soll, die Einwilligungen und Befehle erst weit über die Wogen des Meeres herbeigeholt werden müssen. Das ist ein Uebel, was sich der fremden Herrschaft beigesellt. Daher das Ermüdende, Schleppende, Langsame im Regieren der deutschen Länder, deren Verlangen mit dänischen Augen betrachtet, mit dänischer Kritik beleuchtet wird.

Und diese Kritik wird nicht allein von der Regierung, sie wird auch von der dänischen Presse geführt, die sich zum Polizeiagenten und Helfershelfer des Absolutismus macht und den gewaltthätigsten Maßregeln der Regierung, die sie unausgesetzt dazu stachelt und antreibt, Beifall klatschen möchte. Die Presse der Herzogthümer sucht sich natürlich, so viel sie vermag, dagegen zu wehren, und dies giebt mir Gelegenheit hier einen Blick auf die Preßverhältnisse und Journale Schleswig-Holsteins zu thun, die man bei uns wenig kennt.

Eigentliche politische Zeitungen giebt es in Schleswig-Holstein nur eine, den Altonaer Merkur, ein ziemlich stumpfsinniges, einflußloses Organ; Concessionen zu politischen Journalen hütet man sich zu ertheilen. Es ist damit in Dänemark ganz so, wie bei uns. Man wünschte von Herzen, es

wäre nie ein Gutenberg geboren worden, weil die schreckliche Erfindung aber einmal in der Welt ist, erscheint es um so nöthiger, das Volk vor ihrem Gifte zu bewahren, denn die schlechte Presse und ihr Gift ist auch hier ein allgemein beliebter Ausdruck geworden. Nur muß man der dänischen Herrschaft nachsagen, daß sie doch noch lange nicht in Auslegung der Censur so weit gekommen ist, wie andere Leute, denn bei uns würde man gegen die Mißliebigkeit der Tagespresse ganz andere Maaßregeln anwenden; hier stößt sich manches daran, daß die Dänen selbst eine gewisse Preßfreiheit besitzen; daß Jedermann ein Journal herausgeben, jeder wenigstens über innere Landesangelegenheiten freimüthig schreiben darf, wofür er zwar den Gesetzen verantwortlich ist, aber doch nie auf Regierungsbefehl sein Blatt unterdrückt werden kann. Man kann den Schriftsteller strafen, unter Censur stellen, bei Wasser und Brod einsperren, aber man kann nicht hindern, daß ein Oppositions-Journal erscheint, so lange es Leser hat und sich ein Mann findet, der seinen Namen, als Redakteur, hergiebt. Wenn eine Regierung ein solches Recht einmal im eigenen Lande anerkannt hat, wird sie immer auch nicht in den Nebenländern eine gänzlich trostlose

Censurstrenge durchführen können. Sie wird einige Achtung oder Furcht vor der öffentlichen Meinung haben, und ihrer Willkühr selbst gewisse Schranken setzen müssen.

In den Herzogthümern steht Holstein, als Bundesland, unter den vom deutschen Bunde angeordneten Karlsbader Censurbeschlüssen und späteren Zwangsverordnungen. Schleswig hat, obwohl nicht Bundesland, auf Königlichen Befehl ebenfalls Censur, aber es könnte sich davon befreien, wenn es sich als Bestandtheil der dänischen Monarchie auf die Landesgesetze beriefe, und mit Jütland und den Inseln Gleichstellung forderte, und hierzu ist es von der dänischen Presse schon vielfach aufgefordert worden, — ohne natürlich diesem Ansinnen nachzukommen. Bis nach dem Jahre 1830 waren die vielen Wochenblätter in den Herzogthümern auch wenig von der Censur beeinträchtigt; ihr harmloser gleichgültiger Inhalt erregte keinerlei Besorgniß, als aber der Antheil des Landes an seinen Zuständen, an den Zeitfragen und an dem Streit gegen die Dänen immer lebhafter wurde, kamen auch bald geschärfte Censurbefehle. So traten die Wochenblätter aus ihrer Unbedeutenheit. Fähige Männer, von Talent und Kenntnissen, übernahmen die Redaktio-

nen, beurtheilten die Landesrechte und bekämpften die Dänen. In Schleswig kündigten 1835 die Schleswig-Holsteinischen Blätter und das Eckernförder Wochenblatt die Censur, der sie sich bis dahin unterworfen, doch nun erfolgte Beschlagnahme auf Beschlagnahme, als bloße Polizeimaaßregel ohne gerichtliche Anklage; und da die Obergerichte, deren Schutz die Redakteure ansprachen, sich incompetent erklärten, blieb nichts übrig, als von neuem der Censur sich zu unterwerfen, um so mehr, da die Regierung Anstalt machte, jenen Oppositionsblättern die Concessionen zu entziehen. Obwohl nun die Befehle von Kopenhagen, streng zu censiren, von den beauftragten Polizeibehörden und Beamten nach Möglichkeit gut vollzogen wurden, so waren doch manche derselben keinesweges in geistiger Verknöcherung so weit vorgerückt, oder so sehr bloße Maschinen der Regierungsmaaßregeln, endlich auch nicht mit so beschränkenden Vorschriften, geheimen Instructionen und dergleichen versehen, um jede freie Bewegung zu hindern. Viele waren selbst nicht ohne Gesinnung für die Sache des Landes und thaten, was sie mußten mit Widerwillen, schonten so viel es nur irgend zulässig war und weil die Nationalangelegenheit eben keinen Stand aus-

schließt, weil Adel, Beamte, kurz Alle Bewohner daran im gleichen Maaße betheiligt sind, war es unmöglich, die Censurstrenge so durchzuführen, wie man es jenseits der Belte wünschen mochte. Wenn eine absolute Regierung die fügsamen Werkzeuge ihres Willens wanken sieht, so kehrt sich ihr Zorn gegen diese unfolgsamen oder unbrauchbaren Diener, die sie durch bessere zu ersetzen sucht, wenn aber ein ganzes Volk gemeinsam für seine Rechte streitet, so wäre es endlich schwer, dergleichen passende Subjecte zu finden. Die Censur vor allen ist Meinungssache des Censors und drohende Rescripte wie Prozesse gegen Volksredner und Schriftsteller helfen nichts, wenn ein Volk die Märtyrer seiner Sache für Kerkerschaft und Strafen, mit Bürgerkronen und Liebe dankbar entschädigt.

Eben als ich in Schleswig war, hatte ein solcher Prozeß begonnen und zwar gegen einen allgemein geachteten und seiner Kenntnisse und Verdienste wegen geschätzten Bürger, den Obergerichts-Advokaten Doctor Heiberg. Dieser hatte im Eckernförder Wochenblatt einen Artikel über das Fahnenverbot geschrieben und das Blatt mit einem Trauerrand umgeben lassen. Nicht sowohl der Artikel als jene schwarze Leiste ward nun in den Anklagezustand gesetzt. Der

Polizeimeister von Schleswig und Censor Hardesvoigt Jakobsen, ein nicht minder beliebter, wackerer Mann wurde von seinem interimistisch geführten Amte entfernt und in dieser Sache mit einer Aufsehn erregenden Schärfe eingeschritten, die um so bestürzender war, weil man der absoluten dänischen Herrschaft eine gewisse Milde nicht absprechen kann. Mag man diese Väterlichkeit oder Schwäche nennen, größtentheils wucherte sie wohl darin, daß man seit alten Zeiten gewohnt war bei schlaffen Zügeln Gehorsam zu finden, und weil bei der Menge von Alterthümlichkeiten, hier der moderne Polizeistaat und die steten gewaltthätigen Eingriffe desselben um so weniger vollständig ausgebildet werden konnten.

Die Presse und der Kampf des Landes hatte aber nach und nach mehr von der Ruhe und Stille eines idyllischen Lebens im verborgenen Winkel zerstört, als man dachte. Die Schleswig-Holsteiner nahmen lebendigen Antheil an Deutschlands geistigen Kämpfen und je mehr sie einsahen, daß dort allein ihre wahren Verbündeten wohnen, je mehr ihre Wochenblätter das deutsche Vaterland ausriefen, um so reger beschäftigte man sich mit den Verhältnissen, welche bei uns, am Rhein wie an

der Weichsel, ihren Widerhall finden. Die Advokaten gesellen sich, weil sie am unabhängigsten waren, auch zumeist der Landessache bei; sie besonders schrieben in den Wochenblättern, schrieben gegen die Dänen und für die Landesrechte. Verdenken kann man es also den Herren in Kopenhagen nicht, daß sie besonders ingrimmig gegen diese scharfsinnigen und kenntnißreichen Anwalte des Volks sind; wenn aber selbst von königlichen Lippen mit vorwurfsvoller Bitterkeit jüngst die Worte gehört wurden, daß die Advokaten diese ganze Aufregung hervorgebracht und das Volk verführt hätten, so ist dies ein Irrthum, in welchem freilich viele Dänen befangen sind, der aber wohl zu erklären ist, da auch in den ständischen Versammlungen allerdings Männer wie Löck, Claussen, Gülich, Beseler und manche der unerschrockensten und besten Vertheidiger der Volksrechte und der Zeitforderungen, dem Advokatenstande angehören.

Die Wochenblätter, deren in jeder Stadt wenigstens Eins erscheint, haben daher die größte Wichtigkeit für die inländischen Angelegenheiten und manche darunter sind ungemein weit verbreitet. Vor allem ist dies mit dem Itzehoer Wochenblatt der Fall, das im größten Zeitungsformat erscheint

und 6000 Abnehmer haben soll. Ein Blatt von solcher Bedeutung muß der Regierung die größte Sorge machen, man hat daher auch gegen dies zumeist schon Verbotsandrohungen ergehen lassen, welche, da es einem Buchdrucker gehört, und ein bedeutendes Vermögensobject aufs Spiel gestellt wird, auch ihre Wirkung nicht ganz verfehlt haben. Man klagte wenigstens darüber, daß die Tendenzlosigkeit dieses Blattes sich sehr häufig sichtbar mache, der jetzige große Absatz die Folge der Verbreitung aller Ankündigungen sei, während andere Blätter, wie das Eckenförder, das Sonderburger, das Rendsburger, die Lyna, das Oldesloer u. s. w. viel entschiedener und von Talenten unterstützt für die Landessache kämpften. Eine eigenthümliche Stellung hat das Kieler Correspondenzblatt, eines der ältesten und auch im übrigen Deutschland wohl bekannten Wochenblattes, das unter Leitung eines geistvollen und geschickten Redakteurs, des Dr. Theodor Olshausen, seit Jahren die Ansichten einer Partei vertrat, die unter dem Namen der Neuholsteiner sich geltend machte und viel Lob von Kopenhagen aus erhielt, während die Tagespresse der Herzogthümer fast einstimmig sich dagegen erhob. Die Neuholsteiner trennten sich nämlich von

dem Kampfe gegen die Dänen darin, daß sie sich von Schleswigs Sache lossagten, und es diesem überlassen wollten für sich zu sorgen, wie es am besten gelänge. Warum, so sagten sie, sollen wir in diesem Kampfe leiden; warum zeitgemäße Fortschritte, welche wir für uns erwerben und erstreben könnten, entbehren, blos weil Schleswig dies nicht vermag. Wir können zu einem Gesetzbuch, zu einer Verbesserung unserer Militärverfassung, zu manchem Guten überhaupt kommen, wenn wir nicht eigensinnig darauf bestehen, ohne Schleswig nichts anzunehmen. Gern wollen wir uns Schleswigs annehmen, wie wir es vermögen, nur muß es nicht unser fortgesetzter Schaden sein. Von uns können die Dänen nichts wollen, wir gehören zum deutsche Bunde, Unrecht ist es also, von uns zu verlangen, Chorus in allen Dingen zu machen, da wir doch ganz andere staatsrechtliche Grundlagen besitzen, wie Schleswig. Diese Ansicht fand besonders in Dithmarschen Anklang, wo man der Absonderung überhaupt gewogen war und Schleswigs Sache häufig eine fremde scheinen mochte. In andern Theilen Holsteins bekämpfte man dagegen den Neuholsteinismus mit aller Kraft, namentlich von Rendsburg aus. In Kiel selbst entstanden die neuen Kieler

Blätter des Dr. Karl Lorentzen, eines jungen Mannes voll Schlagfertigkeit und Talent, mit dem sich gleichgesinnte Freunde verbanden, und so wurde zur Freude der Dänen ein Kampf angefacht, dessen Gefahr keine geringe war, wenn nicht plötzlich in der Rothschilder Ständeversammlung von 1844 der Bürgermeister von Kopenhagen, Herr Algreen Assing, den Antrag gestellt hätte, Sr. Majestät zu bitten, eine Deklaration zu erlassen, daß Schleswig, Holstein und Lauenburg untrennbare Theile der dänischen Monarchie seien. Dieser Vorgang, von dem wir später sprechen werden, machte plötzlich dem Kampf ein Ende. Die größte Aufregung verbreitete sich im Lande. Die Neuholsteiner sahen ein, wie es mit ihrer großen Sicherheit stehe. Dr. Olshausen erklärte sich darüber, und die Kieler Correspondenzblätter zogen die aufgesteckte Fahne ein, wenn sie dieselbe auch nicht verbrannten. So ist der Neuholsteinismus wenigstens für jetzt so ziemlich verschwunden; im Norden Schleswigs findet dagegen ein anderer Gegenstreit statt, denn dort, in Flensburg, Hadersleben und Apenrade hat die dänische Partei ihre Wochenblätter, welche mit aller Heftigkeit für Dänemark streiten und nicht ohne thätige Geldhülfe der dänischen Propaganda unter

die dänische Bevölkerung verbreitet werden. Die dänische Propaganda hat durch den Verein für Preßfreiheit, der viele Mitglieder zählt und reichlich unterstützt wird, eine wohlgefüllte Kriegskasse, und sie mag es sich etwas kosten lassen um ihre Sache zu befördern, was ihr nicht verdacht werden kann. Die Danewirka in Hadersleben, das Apenrader Wochenblatt und die Flensburger Zeitung werden zumeist von den dänisch redenden Bauern gelesen, und damit in steter Anregung erhalten. Die Lyna in Hadersleben, welche jetzt deutsch und dänisch gedruckt wird, ist eine der Landesangelegenheit ergebene Wochenschrift, wie denn Hadersleben, die nördlichste Stadt Schleswigs und Hauptsitz des Sprachstreites, in überwiegender Mehrzahl ihrer Bewohner den dänischen Bundesladungen gänzlich abhold und der vaterländischen Sache innig zugethan ist.

VIII. Kapitel.

Angeln und Hütten.

Mit werthen Freunden, denen ich viel Belehrung und Genuß verdanke, machte ich einige Ausflüge in die Aemter Hütten und Angeln, um das Bauernleben an der Ostseite kennen zu lernen und das Land zu betrachten. Die Schlei scheidet Angeln von Hütten, aber die Natur beider Landschaften ist so ziemlich dieselbe, nur mag Hütten noch mehr voll kleiner Gesenke und höherer Hügel, Angeln an manchen Stellen noch fruchtbarer und grüner sein. Weiterhin an der Schlei liegt der adelige Distrikt Schwansen mit großen reichen Gütern, und überall ist der Character der Fruchtbarkeit, des Wohlstandes und des emsigen Fleißes der schaffenden Menschenhand diesen schönen Thälern und Abhängen aufgedrückt. Die Hauptbeschäftigung der Landleute ist hier neben der Feldwirthschaft die

Milchwirthschaft, der Ertrag des Viehes, die Butter; und diese eben macht, daß die Güter einen hohen Werth erhalten haben, der immer noch im Steigen ist. Man fährt durch große reiche Dörfer, denen man es ansieht, daß ihre Einwohner, das heißt die Grundeigenthümer, Geld erworben haben. Diese Häuser von gelben Backsteinen, die Fenster mit großen Scheiben, die Ausdehnung der Baulichkeiten, Alles beweist den Wohlstand, in welchem sich die Besitzer befinden. Wenn dann die Dörfer im Rücken liegen, laufen die Wege wieder zwischen den Koppeln in tausendfachen Windungen hin. Die Heckenwirthschaft sperrt die Aussicht überall, aber zwischen den Bäumen erblickt man die reichen Felder, die zahlreichen weidenden Heerden, und von den Höhen herunter sieht man in ein liebliches Gewirr kleiner Thäler, Waldstreifen und Wiesen. Hier ist man so recht eigentlich in dem großen Landesgarten, der idyllisch sich über einen großen Theil der Herzogthümer ausdehnt.

Ich habe schon früher erwähnt, wie jene Heckenwirthschaft zuerst auf dem Landrücken in der Mitte Schleswig-Holsteins zum Vorschein kommt, hier aber sind alle Felder mit Brustwehren von Erde

eingefaßt, auf denen dichtes Buschwerk und viele Bäume, Buchen, Eichen, Eschen und Vogelbeeren wachsen. Hieraus ziehen die Bewohner ihren Holzbedarf, denn alle vier oder fünf Jahre werden die Koppeln abgeholzt. Die Waldstreifen, welche das Land durchsetzen, gehören dagegen meist dem Könige und werden von Förstern und Holzvoigten beaufsichtigt. Das Holz ist ziemlich theuer, denn allzuviel ist nicht vorhanden, aber diese Gehölze, meistentheils Buchwald der auf den Hügeln steht und mit seinen dunklen Laubkronen träumerisch und kühl auf die hellgrünenden Felder blickt, geben dem von zahllosen Gehegen durchschnittenen Lande einen eigenthümlichen Reiz. Oft sind die Hecken freilich dem Wandernden hinderlich und lästig; ihr hoher Baumwuchs bildet gleichsam Hohlwege, in welche kein Luftzug dringt und die Sommerhitze um so drückender wirkt. Sie sind jedoch nöthig und nützlich, ganz der Natur des Landes und seinem Culturzustand angemessen, der so hoch gestellt werden muß. Bei der Betrachtung dieses tausendfach durchschnittenen Landes ist es mir oft eingefallen, wie schwer es einem Heere sein muß, einzudringen und es zu erobern, wenn die Bewohner einen ernstlichen Widerstand leisten wollen. Es ist dies eine Art Vendee;

jede Hecke, jedes Ackerstück muß erobert werden und eine geringe Anzahl entschlossener Männer kann sich gegen bedeutende Uebermacht siegreich vertheidigen. Soldaten, die in Reih und Glied zu fechten gewohnt sind, können hier gar nichts ausrichten; denn nur auf dem dürren Rücken in der Landesmitte ist Raum zu Schlachtfeldern, in diesen Boscagen löst sich Alles im kleinen Krieg auf, wo der im Vortheil ist, der die meiste Landeskenntniß hat. Wären die Bauern in Angeln und Hütten, oder die Schleswig-Holsteiner überhaupt waffengeübt, wie unser Landesvolk in Folge der allgemeinen Wehrhaftigkeit, oder wären sie Büchsenschützen wie die Schweizer und Tyroler, es könnte ihnen so leicht kein Feind etwas anhaben. Ihr Land ist schwerer noch zu erobern, wie die baum- und strauchlosen Marschen, und in diesen engen Wegen, zwischen diesen dichten Hecken und Wällen kann man selbst mit Sensen, Dreschflegeln und Piken ein Heer vernichten, das sich nirgend ausdehnen, nirgend entwickeln kann und überall auf zahllose Hindernisse stößt.

Die Erdwalle, gegen welche man geltend macht, daß sie manchen Fuß guten Boden einnehmen, trennen mit ihrer Beholzung nicht allein die Felder und sorgen für Brennmaterial, sie halten auch

die Kühe auf dem angewiesenen Weideraum fest, so daß man ihnen keinen Hirten zu halten braucht. Im Frühjahr wird das Vieh in die Koppel gebracht und bis zum Spätherbst bleibt es dort, wobei nur von Zeit zu Zeit die Weide nach Bedürfniß gewechselt wird, bis endlich, wenn die langen Regennächte eintreten, das Brüllen der Thiere von selbst anzeigt, daß sie nach dem warmen Stall verlangen. In der besten Milchzeit wird dreimal täglich gemelkt, sonst zweimal. Auf allen Wegen erblickt man denn zur bestimmten Zeit die Milchmädchen, Strohhüte, wie Vogelnester, auf den Köpfen, an der Trage rechts und links die Milcheimer, zinoberroth innen angestrichen, nach außen grün, was gegen die schäumige weiße Milch ganz allerliebst absticht und eine Art Farben- und Schönheitssinn beweist. Den Kühen sind oft große Joche von leichtem Holz um die Hälse gehängt, wenigstens solchen, die zu dummen Streichen geneigt sind und gern die Schranken der Gesetzlichkeit, die Hecken, durchbrechen. Hier ist das Vieh meist roth und mittelgroß, nicht, wie in den Marschen, hoch und bunt, aber doch ist es sehr ergiebig in Milch, wobei das einfarbige rothe als das beste erachtet wird. Schlagwirthschaft ist überall einge-

führt, wo irgend der Besitz ausreicht und gewöhnlich sind es sieben oder neun Schläge, von denen einer als Brache liegt, und drei oder vier mit Timotheegras und Klee bepflanzt, dem Vieh die fette Weide geben. Wiesen sind wenige vorhanden, denn Wasser ist nicht allzu reichlich; das gewonnene Heu dient daher auch nur als Winterfutter, während die bestellten Weiden und die Stoppelfelder den Sommer über ausreichen.

Wenn die Schlei aber zur Grenzscheide zwischen zwei Landschaften wird, so scheidet sie noch viel bemerkenswerther zwei Volksstämme. In Hütten ist der Sachsenstamm in seinem uralten Besitz nie ernstlich angefochten worden. Dänische Eroberer sind dort nicht eingedrungen um verlassenes Land in Besitz nehmen zu können, ebenso wenig hat die dänische Sprache hier je sich festsetzen können. Kein Mensch versteht ein Wort davon, und schon an der Bauart der Häuser merkt man das altdeutsche Wesen, das langgestreckte Gehöft, an dessen Giebel der Pferdekopf sitzt, dies merkwürdige Wahrzeichen unserer Väter aus früherer Zeit. An der einen Breitseite des Hauses liegen die Wohnräume, zwei oder drei Gemächer nebst Kammern, und die Betten sitzen in der Wand hinter Holzwerk. In

alten Häusern findet man wohl einen Fliesenfußboden; im größten Zimmer, dem Pesel, wie sie es nennen, stehen die großen Kisten mit dem Leinenschatz des Hausfleißes. Reinlichkeit ist überall vorhanden, wenn auch nicht in dem Maße wie bei den Friesen; Oefen von Eisen stehen an der Wand, aber nirgend erblickt man einen Schornstein. Aus der Küche, die zuweilen nur in einem Heerde besteht, der auf der Diele draußen angebracht ist, wo am Eisenhaken ein Kessel über dem Feuer schwebt, zieht der Rauch durch das Haus und sucht sich, wie er kann, seinen Ausweg. Der Eingang zur Seite führt in den großen Raum, welcher unter dem Dach des Gebäudes liegt, und Scheune und Stall bildet, gerade wie dies in Westphalen und am Niederrhein der Fall ist. Zu beiden Seiten steht das Vieh, auf einer Seite die Kühe, auf der andern Pferde und Jungvieh, in der Mitte ist die Tenne, oben der Scheunenraum. Auch in Dithmarschen ist das so, Stall, Scheune und Wohnungen, Alles umschließt das eine Dach, und in dem großen Raum auf der Tenne, zu welcher an der andern Seite sich eine weite Einfahrt öffnet, verweilt die Familie vornehmlich zur Sommerzeit. Hier werden alle Hausarbeiten abgethan; hier ist

der Spielplatz der Kinder, hier sitzen die Menschen beisammen nach der Tagesarbeit.

Der Rauch, welcher die Räume füllt und die Insekten verscheucht, ist nach ihrer Meinung vortheilhaft für das Vieh; er macht Futter und Korn schmackhafter, hauptsächlich aber thut dies wohl der Glaube allein. Die alte Sitte der Väter hat den Häusern keine Schornsteine gegeben, dabei ist man geblieben und läßt erst nach und nach davon ab; auch ein Zeichen, wie schwer es ist, Althergebrachtes zu besiegen.

In Hütten sind wenige große Güter. Die meisten Bauerstellen kommen nicht über ½ Hufe hinaus. Vierzig bis sechszig Tonnen Land (80 bis 120 Morgen) sind aber auch ein Besitz der eine Bauernfamilie sehr gut erhält. Es werden auf solchen Stellen 10—12 Kühe, 6—8 Stück Jungvieh und 2—4 Pferde gehalten. Man rechnet gewöhnlich auf 3 Tonnen Land, das Futterkräuter trägt, 2 Kühe und diese werfen hier die meiste Einnahme ab, obwohl die Bauernbutter nicht so hoch im Preise ist, wie die der großen Güter, welche höher geachtet wird. Bei 8 oder 10 Kühen lassen sich nicht alle Vortheile wahrnehmen, und die bei großen Milchwirthschaften herrschende nöthige

Sauberkeit wenigstens nicht ganz erzielen, allein man erreicht doch bedeutende Vortheile und der Absatz fehlt nicht. Die Butter, aus süßer Sahne bereitet, wird eingeschlagen und zum Herbst für 6 bis 8 oder 9 Schillinge (4 bis 6 Sgr.) im Handel verkauft. Da nun in guter Zeit jede Kuh täglich ein Pfund Butter liefert, auch wohl noch mehr, so ist der Ertrag bedeutend und die Einnahme auf einige hundert Thaler anzuschlagen. Nebenher geben auch die Schafe Gewinn an Wolle, zuweilen wohl über den Hausbedarf hinaus, doch ist das Land nicht dazu angethan, große veredelte Heerden zu halten und Wollproduction zum Hauptgegenstand der Ertragsfähigkeit der Güter zu machen, wie dies bei uns der Fall ist. Hier ist alles auf Milchwirthschaft berechnet. Die Butterausfuhr nach Hamburg und nördlich nach Flensburg, nebenher auch Käsebereitung und Schweinemästung mit Hülfe der Milchüberbleibsel, das sind die Quellen, auf welchen der Wohlstand im ganzen Osten der Herzogthümer beruht, wie im Westen auf Viehmästung, auf Pferdezucht, und in den kornreichen Marschen auf Getreidebau, Raps und Weizen.

Seit den letzten zwanzig Jahren hat sich der Ertrag der Viehzucht eben so verdoppelt, wie an

der Westküste die Viehmästung. Es sind in den letzten Jahren über 50,000 Faß Butter, jedes durchschnittlich von 240 Pfund, ausgeführt worden; während vor zehn oder zwölf Jahren nicht über 30,000 die Grenzen passirten. So ist auch die Käsebereitung von 1 Million Pfund auf 2½ Million Pfund gewachsen, da aber der Käse meist von geringer Güte, trocken und weiß ist, weil die Helltheile der Milch sorgsam zur Butter abgeschöpft werden, er also nur billig, meist nicht über 1 Schilling (8½ Pfennig) das Pfund abgesetzt werden kann, so hat man neuerdings besseren Gewinn von der dicken Milch durch Schweinemast erzielt und die Käsebereitung vermindert, deren Hauptausfuhr nach Norwegen und Schweden stattfindet.

In Angeln, wo die Güter der Bauern größer sind als in Hütten, ist auch die Milchwirthschaft besser bestellt. Es giebt dort viele Vollhufner, oder Besitzer von mehreren Hufenstellen, die durch Kauf oder Erbschaft in die Familien gekommen sind. Hier ist es nicht wie in den Friesenmarschen, daß der jüngste Sohn den Hof erbt, sondern die deutsche Sitte, welche das Recht des Erbes dem Erstgebornen sichert, besteht von uralter Zeit und deutet darauf, daß deutsche Stämme von früh an hier

wohnten. Eben so wenig ist der Boden theilbar, was ebenfalls ein bemerkungswerther Unterschied zwischen dem Westen und Osten ist. Die Höfe bestehen aus einem geschlossenen Besitz der nicht verkleinert werden kann und von alter Zeit zu ihnen gehörte, doch haben sie oft auch Land was trennbar davon ist und durch späteren Kauf vielleicht hinzu kam. Dies ist allein veräußerlich, sonst muß der Hof, ganz wie er ist, in andere Hände übergehen, was nicht ohne Noth geschieht und jetzt in Zeiten des Wohlstandes selten vorkommt. Gute Hufen in Angeln werden mit 20,000 Thaler und wohl noch höher, zuweilen weit über den Werth bezahlt, weil manche Kapitalisten, namentlich Hamburger sich in den Herzogthümern ankaufen, und wenig Gelegenheit dazu finden. Auch die Halbhufenstellen in Hütten sind hoch im Preis und doch ist das Bauernland meist nicht der allerbeste Boden, wie ihn die Adelsgüter besitzen, welche dafür auch ungeheuer gestiegen sind.

Der Wohlstand unserer Bauern, sagte mir ein mit den Landesverhältnissen genau bekannter Mann, ist ganz besonders der Gesetzvorschrift zu danken, welche die Theilung der Güter unzulässig macht. Das Eigenthum wird dadurch keiner Zersplitterung

Preis gegeben, die den Bodenbesitz in Parzellen auflöst, und eine Menge armer und dürftiger Eigenthümer erzeugte, welche unter Kummer und Noth ihr Leben fristen. Ein solcher Bauernstand ohne Nachdenken, Erziehung und Kraft, welche Besitz und Vermögen ertheilen, ist das beste Mittel, für den Absolutismus die Völker in Unmündigkeit zu erhalten; denn eine träge, arme und unmündige Masse gehorcht leichter, als eine wohlhabende, die ihre Rechte kennt und zu beurtheilen weiß. Unser kräftiger und tüchtiger Bauernstand, der so verständig ist und in jetziger Zeit zur besten Stütze des Landes wird, konnte sich nur mit Hülfe des untheilbaren Besitzes auf diesen Standpunkt erheben. Es ist den Herzogthümern oft nachgesagt worden, daß sie unerschöpfliche Schatzkammern bilden, an denen sich vergebens die schlechte Finanzwirthschaft der Dänen versucht hat; der wahre Grund dieses Reichthums besteht aber eben darin, daß der Besitz nie zerstückt wurde und seine Fruchtbarkeit von Fleiß und Ordnungsliebe unterstützt ward. Zu allen Zeiten blieb den Leuten immer etwas zum Sparen übrig; dann kam wohl ein Sturm, der allen Wohlstand bis auf die letzte Spur verschlang, allein es dauerte nicht lange, so

schien auch die Sonne wieder, der Friede und der Handel kehrten zurück, die nahen Meeresküsten und die reichen Kaufmannsstädte beförderten das neue Aufblühen. Man fing wieder an zu sparen und hatte Opfer zu bringen, wenn andere Unglücksfälle eintraten.

In dieser Weise vertheidigt man den geschlossenen Grundbesitz und man kann nicht läugnen, daß vieles daran wahr ist. Es wird ein wohlhabender Stand von kleinen Grundbesitzern dadurch großgezogen, und hier an den Ostküsten ist dies namentlich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts geschehen, wo manche große Güter getheilt und verkauft, Lasten abgelöst und freies Eigenthum geschaffen wurden, endlich auch die Fortschritte der Landwirthschaft, besonders der Mergelanwendung, und der vermehrte Absatz der Landesproducte auf dem großen Hamburger Markt den Boden in hohen Preis, und Geld in die Taschen der Besitzer brachte. In den Marschen war dagegen seit uralter Zeit der Besitz frei, und trotz der Theilbarkeit erhielt sich der Wohlstand in der Freiheit aufrecht durch den gesunden Sinn des Volkes. Von der bloßen Nichttheilbarkeit hängt Wohlstand und Kraft des Volkes daher wohl schwerlich ab und doppelt muß

man sich hüten dies als wahr anzunehmen, denn man vertheidigt damit auch die Majorate des Adels und kommt zu Consequenzen, welche alle Freiheit hemmen, aller Gerechtigkeit Hohn sprechen und zu Kasten-, Geburts- und Bodenbesitz-Privilegien führen, gegen welche sich ja eben die Anstrengungen der neuen Zeit richten. Es ist nun allerdings wahr, daß zu große Theilbarkeit Armuth schafft, aber im Grunde liegt das Gegenmittel in jener selbst. Boden, der eine Familie nicht nähren kann, wird bald aufgegeben werden müssen. Es werden sich immer doch wieder größere Besitzungen bilden, aber die Theilbarkeit hat das Gute, daß sie den größtmöglichsten Fleiß und die beste Benutzung des Landes hervorruft, keine Kastenbildung zuläßt, keine Bauernaristokratie, die in ihrer Weise vielleicht noch gefährlicher ist, wie die des Adels oder die des Geldes.

In einem Lande, wie dies, wo drei Viertel von Grund und Boden Bauern gehört, muß sich leicht ein Hochmuth des Besitzes ausbilden, der schwere Schattenseiten aufzuweisen hat. So ist es auch in der That. Die reicheren Eigenthümer sehen auf die ärmeren Nachbarn geringschätzig nieder. Der Hufner wird seine Tochter so leicht nicht an den

Sohn eines Mannes geben, der nur zehn oder zwanzig Tonnen sein eigen nennt; seine Erben werden Erbtöchter heirathen und sich so in den Hufenbesitz zu bringen suchen; es wird eine Abstufung nach Tonnen Land entstehen, welche tief in das gesellschaftliche Leben greift; und wenn dies auch in der ganzen Welt mehr oder minder so ist, wenn die Liebe sich auch überall den Verhältnissen und Vorurtheilen unterordnen muß, so tritt dies Uebel bei einer Bauern-Kaste doch am grellsten hervor, denn in ihr walten nur die durchaus noch materiellen Interessen, der Besitz der Scholle, dem alles Andere sich unterordnet. Talent, Intelligenz, Kenntnisse, geistige Vorzüge jeder Art gelten hier noch weniger, wie beim Hamburger oder Lübecker Kaufmann. Von diesem bäuerlichen Kastengeist bei oft großer Tüchtigkeit, wurde mir ein treffendes Beispiel erzäht. Ein Hufner in Angeln hatte einen alten Streit mit einem Koffäten, der zehn Tonnen Landes besaß. Der Sohn des Hufners liebte die Tochter von seines Vaters Gegner, aber dieser wollte von einer Verbindung nichts wissen, obwohl er den Streit damit hätte beenden können. Beide Parteien kamen endlich überein, ihren Streit durch schiedsrichterlichen Spruch eines von ihnen hochge-

schätzten Advokaten zur Entscheidung zu bringen. Was dieser sagte, sollte geschehen. Der Spruch erfolgte gegen den Hufner und dieser zahlte unweigerlich eine Summe von mehreren Tausend Thalern. „Gieb deinen Sohn mit meiner Tochter zusammen,“ sagte der Andere, als das Geld auf dem Tisch lag, „und dies da soll ihr Heirathsgut sein.“ „Es kann nicht sein,“ versetzte der Hufner beleidigt; „nimm dein Geld, mein Sohn ist kein Mann für deine Tochter.“ Nach einiger Zeit aber kam er sehr verlegen zu seinem Rechtsfreunde und begann nach einigem Umschweifen: „Was würden Sie wohl sagen, Herr, wenn mein Sohn doch das Mädchen heirathete?“ „Ich würde mich freuen und es für recht und gut halten,“ erwiederte dieser, „denn die jungen Leute lieben sich und werden glücklich sein.“ „Ja, das ist wahr,“ fuhr der Bauer fort, „aber die Menschen werden viel darüber sprechen und sich wundern; denn obwohl die Familie brav ist und auch bemittelt, der Vater ein verständiger Mann, den jeder lobt und seinen Rath sucht und das Mädchen wacker und gut, so ist er doch nur ein Kassäte! — Es hat mich manchen Kampf gekostet und ist mir immer noch nicht so,“ fuhr er kopfschüttelnd fort, „als sollte ich ja sagen, aber

es wird wohl nicht anders werden, Herr, mögen sie auch über mich lachen und spotten, der Junge thut mir leid, ich kann es nicht länger mit ansehen."

So versuchte der wackere Mann seine Rechtfertigung mit vielen Gründen; ein Reichsgraf könnte kaum mehr gegen eine Mißheirath seines Erben einwenden. Und hier war noch obenein ein außerordentlich günstiger Fall, in tausend anderen würde nimmermehr eingewilligt werden. Man kann daran sehen, wie schwer es hält, in die Bauernaristokratie aufgenommen zu werden. Erblickt man nun die reichen Felder, den schönen Besitz, die wohnlichen schönen Häuser, in denen häufig auch Möbel aus der Stadt, Sophas und modischer Putz nicht fehlen, und redet man mit diesen verständigen Leuten, die bei aller Treuherzigkiet doch sehr weit von gewöhnlicher Bauerneinfalt entfernt sind, die die Wochenblätter lesen, sich unterrichten, von den Landesangelegenheiten sprechen und ihren Wirthschaften ganz gut vorstehen, so freut man sich allerdings über solche Tüchtigkeit und Wohlstand, und ist meist geneigt über Anderes leicht wegzublicken, namentlich über das Proletariat der Käthner und Tagelöhner, das mit seinem Elend sich doch recht

sichtlich daneben bemerklich macht, aber man sollte dies und Anderes nicht so leicht zu beseitigen suchen.

Neben den großen schönen Häusern der Hufner stehen nicht selten die armen verfallenen Hütten ihrer Dienstleute. Ein Taglöhner verdient 6 bis 7 Schillinge täglich, das reicht kaum hin um in guter Zeit für sich und seine Familie das Allernothdürftigste zu beschaffen; wenn aber der Winter kommt, wenn irgend ein Zufall die Hand, welche das harte Stück Brod erwirbt, nur auf Tage zur Arbeit unfähig macht, so ist auch die bitterste Noth da. — Das ist allerdings das Loos vieler Wesen in der menschlichen Gesellschaft, deren fürchterliche Ungleichheit uns zu Betrachtungen führt, welche eben so betrübend, wie schwer zu versöhnen sind. In den armen Hütten wohnen die, welche als eine Last ihrer besser versorgten Mitbrüder betrachtet werden, die über Armensteuer sich beklagen, über die Höhe der Kirchspiellasten, und dabei nicht bedenken, daß sie dazu wenig wahres Recht besitzen, denn sie selbst sind es, durch welche jener traurige Zustand hervorgerufen wird.

Daß man etwas thun müsse, die Lage der Armen

zu verbessern, sie sittlich zu heben aus der Verthierung, in welcher die allermeisten schmachten, ist ein Gedanke, der jetzt die Welt durchfliegt, und sicher einer der edelsten und erhabensten, welche je geboren wurden. Er ist nicht neu, sondern unzählige Male aufgetaucht und an dem Egoismus des Besitzes gestorben. Er liegt im Christenthum und doch wird er am wenigsten darin befolgt. Ob er, trotz aller Arbeitervereine, Hülfsvereine und Systeme jemals in seiner Reinheit ausgeführt werden kann, wird Niemand zu entscheiden wagen; aber man kann wenigstens dahin kommen, daß Niemand hungert und Niemand bettelt: eine ähnliche Paralelle, wie einst Friedrich der Große sie seinem Minister Zedlitz schrieb: „Mein lieber Zedlitz, stehlen, belügen und betrügen werden sich die Menschen immer, aber der Aufklärung gelingt es doch vielleicht einmal, daß sie sich nicht mehr, wie wilde Bestien, morden.“ — So kommt man denn auch jetzt nach und nach aus den versteinten Vorurtheilen heraus, als ob es vom Herrn der Welt gesetzlich so bestimmt sei, daß der Eine in allen Freuden und Lüsten der Erde schwelge, während tausend Andere sich im Elende winden, und darin liegt ein großer Fortschritt, denn mit dieser gotteslästerlichen

Schlechtigkeit kann man alles rechtfertigen, alle Gewalt und alle Unterdrückung.

Es that mir wohl, als ich Angeln mit einem Hufenbesitzer, einem rechtschaffenen und verständigen Mann, über die Verhältnisse der Tagelöhner sprach, die sich, wie er meinte, jährlich vermehrten, so viel wohlwollenden Sinn und Erkenntniß der Sachlage zu finden. — Die armen Leute sind zu beklagen, sagte er; es ist nicht genug was sie erwerben, sie kommen beim besten Willen nicht damit aus, und ihre Noth nimmt ihr Lebenlang kein Ende. Aber der Einzelne kann ihnen nicht helfen, und im Ganzen geschieht nichts, so bleibt es denn wie es ist. Besser sind die daran, welche ein paar Tonnen Landpachten, eine oder zwei Kühe halten können, und deren Ordnungsliebe und Sparsamkeit ihnen weiter hilft. Ordnungsliebe und Sparsamkeit, das sind überhaupt die Elemente, auf welchen die Hebung der untern Volksklassen beruht, aber um beide zu entwickeln und in Anwendung zu bringen, muß man ihnen Gelegenheit geben. Hier in Angeln sollte man daher den dürftigen Lohn freiwillig erhöhen, und so die armen Menschen wenigstens ein wenig an der Fruchtbarkeit des Landes und an der guten Zeit

Theil nehmen lassen, welche allein die Taschen der Besitzer füllt, während die Zunahme der Bevölkerung den Werth der Arbeit immer mehr niederdrückt. Nach dem Gesetz vom 28. Juli 1784 sollen Hufen bei Theilungen höchstens in Viertelhufen parzellirt, von einer vollen Hufe höchstens vier, von einer halben höchstens zwei Kathenstellen abgelegt werden, die so viel Land haben müssen, daß sie zwei Kühe nähren können. Tagelöhner kann jeder Hufner anbauen, so viel er will, und eben durch diese Freiheit ist die Armuth so sehr gewachsen; denn die Taglöhnerhäuser wurden Speculation, man brauchte kein Land abzutreten und zog Miethe und Dienste von den armen Hütten. Will man dem steuern, so muß ein Gesetz gegeben werden, das die Tagelöhner zu Käthner macht und für ihr Leben Sorge trägt.

Diese Mißstände abgerechnet, welche sich übrigens in den meisten Ländern wiederholen, und nur hier ein wenig mehr, dort ein wenig geringer hervortreten, ist Angeln ein Land voll Glück und Segen. Unzählige kleine Thäler zwischen den Höhen, welche an einigen Orten über 200 Fuß aufsteigen, enthalten ebensowohl einzelne große Höfe, wie Kirchdörfer, welche jedoch meist nicht von großer Ausdehnung

sind, denn viele Besitzer haben es nach und nach vorgezogen, sich in der Mitte ihrer Feldmarken ihr Haus zu bauen, der bequemeren Wirthschaft wegen. So haben die Dörfer sich verkleinert und die getrennten Höfe zugenommen; doch es ist schön, durch ein Land zu wandern, das so grün und so reich, so voll von großen Menschenwohnungen und so eigenthümlich idyllisch malerisch in seiner stillen träumerischen Lieblichkeit ist. Die Wege zwischen den Koppeln sind meist gut, nur oft sehr schmal, sie führen auf und nieder durch die fruchtbaren Gefilde, durch zahllose Heerden, die im Schatten der Gebüsche lagern, an den Saum kühler Gehölze hin, oder durch das Bett kleiner Gewässer, die leise über den Kiessand murmeln. Und wenn in der Ferne hoch auf dem Hügelgipfel im Himmelswiderschein eine Mühle steht, oder ein Haus unter alten Bäumen, das weit ins Land hinaussieht, wenn endlich der blaue Schein des Meeres den Horizont begrenzt, weiße Schiffe über die schäumige Fluth jagen und nach langer Wanderung die Küste erreicht wird, welche mit ihren vielen kleinen Buchten, mit ihren Buchwäldern und grünen Hügeln von den klaren Ostseewellen umgürtet vor uns liegt, dann findet man so viele einzelne Schönheiten, daß man

jeden, der dies Land besucht, auffordern muß, Hütten und Angeln nicht zu vergessen; er wird für seine Wanderungen reichlich belohnt werden.

Man sagt den Angeln eine gewiße Schlauheit in Handel und Wandel, Streitlust, Eitelkeit und damit zusammenhängende Prachtliebe nach, die sich namentlich auch im Bau ihrer Häuser ausspricht.

Es ist ganz merkwürdig, wie vieles die Schlei scheidet und verändert, was nur aus der verschiedenen Nationalität der Bewohner herstammen kann. Angeln, oder das Land zwischen der Schlei und dem Flensburger Busen, war bis zum 4. Jahrhundert der Sitz eines Germanenstammes, der mit Friesen und Sachsen übers Meer zog, England eroberten und ihm den Namen gab. Nun drangen die Jüten im Norden ein und bis an die Schlei wurde dänisch gesprochen, und seltsamer Weise wurde es doch nie zur Kirchen- oder Gerichtssprache, denn diese war und blieb plattdeusch. Wahrscheinlich war dies eine Folge, daß Angeln, meist in große Güter getheilt, Adelsfamilien angehörte, die deutschen Stammes waren. Zudem war die Hofsprache deutsch und als der oldenburgische Stamm auf den dänischen Thron kam, erhielt die deutsche Sprache eine noch größere Stütze. Dage-

gen aber verschwand das alte freie Bauerngut immer mehr. Der Adel hatte das Uebergewicht, Leibeigenschaft machte Alles auf seinen Gütern unfrei, die Menschen wurden mit der Scholle verkauft, und wie sie behandelt wurden, kann man aus der Sitte ersehen, daß z. B. den Mägden, wenn sie schlecht gesponnen hatten, der Flachs um die Finger gewickelt, dann angezündet und verbrannt wurde. Manche Menschen wurden grausam zu Tode gemartert und für die Mörder gab es keine Strafe; der Leibeigene war ohne Menschenrechte. Solche Schändlichkeiten sind Begleiter der rohen Zeit, der Willkühr, die ihre Knechte zu pressen und zu belasten wußte, wie Zugthiere. Noch im vorigen Jahrhundert war der Zustand so kläglich, daß es für ein Unglück galt Hufner zu werden und manche Dienstleute ihre Herrn flehentlich baten, sie damit zu verschonen. Denn wer eine Hofhufe erhielt, mußte täglich 4 Pferde und 2 oder 3 Menschen in den Herrenhof zur Arbeit schicken, überdies schwere Pacht bezahlen und konnte zu nichts kommen. Die Hufner gingen in Holzschuhen und Leinenjacken. Wer ein paar Stiefeln besaß, war reich, sagt Jensen in seinem Buch über Angeln, und noch im

Jahre 1790 waren die Lasten so groß, daß sie nicht zu erschwingen waren.

Auch auf den alten Königsgütern, wo keine eigentliche Leibeigenschaft herrschte, gab es Hofdienste, aber den Festeleuten gehörten wenigstens die Gebäude zu eigen, und in den Aemtern waren die Bauern freie Grundeigenthümer, doch auch sie waren sämmtlich in dürftigen Umständen. So lange die Herrenzeit in der Blüthe stand, bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, war der Bauernstand überall bedrückt. Manche Leibeigene kauften sich zwar los, und nach und nach entstanden freie Höfe durch Theilung der großen Güter; Hufen und Kathen wurden verkauft und die Leibeigenschaft war in Angeln fast ganz verschwunden, als das Edict vom 19. Dezember 1804 sie gesetzlich aufhob.

Seit dieser Zeit wuchs nun der Wohlstand, besonders in den letzten 30 Jahren. Der Mergel verdoppelte die Erndten und den Viehstand, das freie Eigenthum gab den Menschen Lust es zu benutzen, doch auch Jensen bemerkt: daß in der letzten Zeit die Communallasten sehr hoch gestiegen sind, und die Armenlasten immer bedeutender werden. Man hat zu viel gemergelt, zu viel benutzt und der Armen zu wenig gedacht.

Ich habe mehr als einmal in Angeln mit Verwunderung die großen Gebäude angeschaut, die wie stattliche Landhäuser aussehen. „Wohnt hier ein Edelmann?“ fragte ich zuweilen. „Nein, es ist ein Bauernhof,“ war die Antwort, „aber der Besitzer ist gewiß ein Mann von 60- oder 80,000 Rrthlr.“ Die Eitelkeit, stattliche Gebäude zu besitzen, ist allgemein in Angeln und treibt die Leute oft, ihre alten Wohnungen, auch wenn diese noch ganz schön sind, niederzureißen und neue zu bauen, allein auch da, wo größere Einfachheit der Sitten noch herrscht, findet man häufig die Lust sich hervorzuthun. Man weiß, daß man die Mittel dazu hat und das mag man gern zeigen. Die Bauart ist in Angeln anders als in Hütten bei den Sachsen. Hier fehlt der Pferdekopf an den Giebeln. Der Herr lebt mit seinen Thieren auch nicht unter einem Dach; die Stallgebäude sind vom Wohnhause getrennt und diesem fehlen die Schornsteine nicht. Sind die Stallgebäude neu, so sind sie meist, wie das Hauptgebäude, von Lehmsteinen aufgeführt, rechts und links die Ständer für die Kühe und eine Pumpe in der Mitte um reichlich und leicht frisches Wasser zuzuführen. In den älteren Häusern findet man einen Theil wohl noch für Stallung und Scheune

eingerichtet, aber doch nicht nach sächsicher Art, d. h. nicht nach der Giebelseite, sondern nach der Breite des Hauses laufend, dessen Thür in der Mitte des Gebäudes auf eine Vorflur führt. Die Betten sind auch hier schiffsartig hinter Holzverkleidung und Schieber davor, um sich bei Tage unsichtbar zu machen; was aber überall gefunden wird, bei den Friesen wie bei den Angeln, wenn sie ihre großen Kasten voll Leinen und Betten öffnen, das sind die Seidenhüte und Blumenhauben der Frauen, ganz modisch wie sie die Stadtfrauen tragen. Und sie begnügen sich nicht mit Einem Hut. Ich habe öfters eine ganze Gallerie heraus holen sehen. — Ueberall herrscht Reinlichkeit im Stall wie im Wohnzimmer, und ich glaubte schon gesagt zu haben, daß die Kühe wöchentlich mehrmals geputzt und gestriegelt werden, was auf den Milchertrag und ihre Fleischfülle vortheilhaft einwirkt. Ganz besondere Reinlichkeit und Vorsicht erfordert ja auch die Milchwirthschaft. Die Milchkammer macht entweder einen Theil des Hauses aus, oder sie befindet sich in einem besonderen Gebäude, dessen gepflasterter Raum ein wenig unter der Oberfläche des Erdbodens liegt. Nach allen Seiten sind vergitterte Lucken, durch welche die Luft streichen und

den Raum kühl halten kann, der während der Tageshitze durch Läden vor den Fenstern geschlossen wird. Hier stehen nun eine Menge flacher Holzgefäße, alle innen roth angestrichen, in denen die Milch den Rahm absetzt, der sorgfältig abgeschöpft täglich verbuttert wird. — Man rechnet bei guter reichlicher Weide auf 8 Quart Milch ein Quart Rahm, und auf 2 bis 2½ Quart Rahm ein Pfund Butter. Das Buttern geschieht mit der Buttermaschine, deren Rad entweder von Menschen gedreht wird, oder welche auf den großen Gütern ein Pferd in Bewegung setzt. Ist die Butter fertig, so wird sie sorgfältig herausgenommen, ausgedrückt und diese in einem tiefer liegenden Kellerraum, der sich an die Milchkammer schließt, sorgfältig abgekühlt, dann in Fässer geschlagen oder in halbe Fässer, und so verkauft.

In Angeln, wo es viele ganze Hufen und manche Hufenstellen giebt, ist die Milchwirthschaft schon bedeutend, und da es ein Geschäft ist, von dessen Erfolg so vieles abhängt, verwendet man alle Sorgfalt darauf. Die Hausfrau steht der Milchwirthschaft selbst vor; täglich müssen die Gefäße sämmtlich aufs beste gereinigt werden, weil Reinlichkeit den Wohlgeschmack und die

Dauer der Butter, somit auch ihren Preis bedingt.

Gewöhnlich werden auf einer Hufe 20 bis 24 Kühe gehalten. Ein verständiger Landwirth, dessen Hof ich mit meinem Freunde besuchte, der Hufner Petersen, hielt 22 Kühe und 6 Pferde. Er war vor Kurzem selbst in Hamburg gewesen und hatte dort ein vortheilhaftes Handelsgeschäft mit seiner Butter gemacht. So erweitert sich der Blick des Landmannes. Er greift selbst in den Handel, entbehrt der Ankäufer und tritt in einen größeren Kreis der Speculation. Das zeugt für eine richtige Beurtheilung der Verhältnisse. Auf einem andern Hofe von 2 Hufen wurden 46 Kühe gehalten und in den letzten zwei Monaten hatte man 2,500 Pfund Butter eingeschlagen. Das ist denn doch ein bedeutender Gewinn, und ich weiß nicht, warum man sich nicht auch in manchen unserer Niederungen, die an Fruchtbarkeit Angeln gleich stehen, wie auch auf den großen Gütern, mehr auf die Butterindustrie wirft. Warum sollten wir nicht dieselbe Reinlichkeit, Ordnung und Sorgfalt darauf verwenden, dieselben Einrichtungen treffen und denselben großen Gewinn davon erzielen können? — Ich wünschte, daß diese kleine Beschrei-

bung der Schleswig-Holsteinischen Wirthschaft, die ich hier nicht weiter ausführen kann, tüchtige Landwirthe anreizte, ähnliches zu versuchen. Dort habe ich von manchen Seiten mit Verwunderung es aussprechen hören, weshalb eine Industrie, welche die Herzogthümer reich macht, in Deutschland nicht mehr nachgeahmt und vervollkommnet werde, und in der That ich begreife es auch nicht, um so weniger, da die vielen Städte und der bedeutende Verbrauch von Butter reichliche Absatzquellen leicht machen.

Neben den großen Häusern der Hufner, die an ihrer Hinterfront gewöhnlich Obst- und Gemüsegärten haben, welche aber meist nicht so gepflegt sind, wie die Gärten der Marschbewohner, denen der holländische Sinn für Blumen und Bäume eigen, liegt in einiger Entfernung das Abzughaus, der Altensitz, wie wir sagen, wohin sich die alten Leute oder die Wittwen zurückziehen, wenn sie das Gut dem Sohne übergeben. Nur durch Uebereinkunft kann der Sohn das Gut von den Eltern, oder von der Mutter erhalten, und kontraktlich muß er jährlich bedeutende Abgaben an den Altensitz liefern. So war ich bei einer Wittwe, die an Roggen, Buchweizen, Gerste, Weizen und Ha-

ser mehr empfing als sechs Menschen jährlich verzehren können; dazu Futter für zwei Kühe, Eier, Butter, Schaafe, Wolle u. s. m. Oft sind die kleinen Häuser sehr niedlich und freundlich eingerichtet, mit mehren Zimmern und Kammern versehen, und wenn sie neu gebaut werden, sind sie massiv und bequem. — Man erzählte mir dabei, daß es oft viele Ueberredung koste, alte Leute zum Abtreten der Hufe an den Erben zu bewegen, denn sie trennen sich ungern vom Besitz und der gewohnten Herrschaft und Thätigkeit. Die Contrakte sind daher auch nicht selten sehr drückend und selbst die Art der Bewirthschaftung, nebst mancher andern Einmischung in das Eigenthumsrecht, wird dem Sohne vorgeschrieben, der sich darein fügen oder warten muß, was er meist doch nicht will.

Die Sprache in Angeln ist jetzt allgemein die deutsche, aber diese ist erst im Laufe des jetzigen Jahrhunderts zur Herrschaft gelangt, und noch giebt es manche Höfe, namentlich gegen den Flensburger Meerbusen hin, wo die Großeltern das dänische Idiom reden und kein Deutsch verstehen, die Eltern unter sich wohl und mit den Alten dänisch sprechen, mit ihren Kindern aber nur plattdeutsch, weil diese kein Wort Dänisch können, da-

gegen viel weiter, als Vater und Mutter, im Hochdeutschen sind, worin sie in der Schule unterrichtet werden. So werden in einem und demselben Hause die drei verschiedenen Mundarten geredet, aber das dänische Platt stirbt gänzlich aus. Die nächste Generation schon wird in Angeln nichts mehr davon wissen, und schon hat das Deutsche den Flensburger Fiord übersprungen und beginnt sich jenseit nach Apenrade hin unter die Landleute zu verbreiten.

In Angeln haben vorzüglich die deutsch redenden Prediger und die deutschen Edelleute zur Verbreitung der Sprache beigetragen; mehre sorgten mit großem Eifer dafür und brachten doch nichts rechtes zu Stande. Man kam zu einem Gemisch von Dänisch und Deutsch, von welchen Jensen einige lustige Proben aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts anführt, wie z. B.: „Wie hem sonst dänsk wesen, men nu siin wie düdsk bläwen.“ Aus diesem Platt sollte dann ein Hochdeutsch hervorgehen, was natürlich noch merkwürdiger war, denn man sprach den ersten Satz des Landescatechismus z. B. so aus: Wir Mensken wünsken alle vergnügt und froh su säin u. s. w. und sie bildeten sich auf dies Deutsch, das mit dem dänischen sken reichlich

durchspickt war, nicht wenig ein. Gegenwärtig ist das Alles anders. Es wird ein besseres Deutsch geredet und in 88 Schulen 8700 Kinder unterrichtet, die das Deutsche als Muttersprache erkennen. Das Beste für eine wahre Ausbreitung der Sprache that doch der Handel und die steigende allgemeine Bildung und Aufklärung. Seltsamer Weise, obwohl der lange, schmale Gesichtsschnitt und die ganze Körperbildung der Angler auf vorherrschenden jütischen oder dänischen Ursprung deutet, sind die Leute durchaus deutsch gesinnt und würden es sicher sehr böse aufnehmen, wollte man sie Dänen heißen. So viel, ja so Alles thut die Sprache, dies wunderbare Band, das den Menschen Nationalität verleiht, wohne er wo es sei auf Erden.

Anhänglichkeit an den Geistlichen, Ehrfurcht und religiöse Gläubigkeit, ist von jeher in Schleswig, wie in Holstein, tief eingewurzelt gewesen. Fromme Stiftungen, Kirchen, Altäre und Kapellenbauten, reiche Land- und Leute-Schenkungen und Spenden aller Art, flossen der katholischen Kirche zu, die manche Dörfer, Höfe und Hufen besaß. Dafür sind jetzt auch die adligen Klöster, ihre Erben, so reich und groß. Die frommen Holsten wur-

den in alten Zeiten von Bischöfen und Prälaten hoch gerühmt, aber wie auch der Zeiten Wechsel und Wandel andere Ordnung und Sitte herbeiführte, die Menschen auf ihren Ackerhöfen und Haiden, in der Stille ihres Lebens kamen selten oder nie zu Skrupeln und Zweifeln und noch immer ist jenseit der Elbe, hier im deutschen Norden, ein Eldorado der Gläubigkeit bei Hirten und Heerde. — Ganz natürlich hat diese Frömmigkeit von je her auch manche Schattenseiten gehabt. Teufelsbeschwörungen, Zauberei, Hexenbrennen, Kobolde und Gespenster aller Art trieben Jahrhunderte lang ihr Wesen. Namentlich sind Hexenprozesse und Scheiterhaufen eine Lieblingsbeschäftigung des 17ten Jahrhunderts gewesen. Der Protestantismus hat in seiner Art darin wenigstens eben so viel geleistet wie die katholische Kirche, und hier in Holstein und Schleswig dauerte das Brennen bis ins 18te Jahrhundert fort. Jede alte Frau mit rothen Augen schwebte in steter Gefahr als Hexe angeklagt und gefoltert zu werden; die juristische Fakultät in Kiel verurtheilte die Hexen und Zauberer dutzendweis zum Feuertode und in Angeln war es gar nichts seltenes, daß die Gutsherrn Hexen foltern und braten ließen,

wenn die Kühe nicht Butter geben wollten. Wo solcher Aberglaube und Teufelsspuk sein Wesen trieb, wo die Pastoren und Edlen an der Spitze des Unsinns standen und obenein in einem Lande, wo wenige Städte von Bedeutung den geistigen Aufschwung fördern konnten, mußte sich die stumpfsinnige Gläubigkeit über viele Menschenalter ausdehnen.

Aus jenen grausamen Zeiten sind als Reste mancherlei Sagen von Gespenstern der verschiedensten Art übriggeblieben, und diese hausen noch gläubig in Köpfen, denen man es kaum zutrauen möchte. Es hat aber gar manches Anziehende, diesen fantastischen Träumereien nachzuspüren, um zu erfahren wie das Volk sich seine bösen und guten Wesen geschaffen hat. In den Marschen bannt der Glaube die Geister auf die Deiche hinaus, wo sie im Vorlande auf den Watten, in Sturm und Wellengebrauß, büßend und klagend umherirren müssen. Da ist es bald ein böser Voigt, der mitternächtlich auf seinem feurigen Pferde über die Deiche sprengt und wer ihm begegnet, in den Abgrund schleudert; bald ein anderes entsetzliches Gespenst, der Dränger genannt, der den Wanderer auf den Deichkronen in der Dunkel-

heit anfällt. Er sieht ihn nicht, er hört ihn nicht, aber er fühlt sich von eiskalten schrecklichen Armen umschlungen, und nun geht es an ein Ringen auf Leben und Tod. Der Dränger will seine Opfer hinunterschleudern in die Fluth, die unten weiß heraufschäumt, dies aber wehrt sich so lange es kann, bis es erliegt und ersäuft wird, oder bis der Morgen kommt, dessen erster Strahl das gräßliche Wesen verscheucht. Mancher hat schon gerungen die ganze Nacht über und ist im Schweiße gebadet und erschöpft, endlich mit dem Leben davon gekommen, Andere sind auf ewig verschwunden.

Auf der Geest in den Haiden und Sümpfen wohnen dagegen ganz andere zauberische Geschöpfe. Dort haben die kleinen Unterirdischen ihr Reich aufgeschlagen, und bald sind sie den Menschen freundlich und hülfreich, bald wieder neckisch und feindlich gesinnt. Wenn ein einsamer Wandrer Abends durch die Moore geht, zwischen den tief schweigenden Wasserbecken, auf denen die großen Lilien schwimmen, hört er zuweilen hundert Stimmen zugleich: Guten Abend! rufen. — Gewöhnlich sträubt sich das Haar des Furchtsamen empor. Er sieht sich angsterfüllt um und wenn er in den Kelchen der Lilien und auf dem breiten

Geblätter die kleinen grüßenden und winkenden Männlein und Jungfräulein erblickt, läuft er athemlos davon und hört das lustige Gelächter des übermüthigen Zwergvolkes hinter sich erschallen. Wer aber standhaft ist und fromm und gerecht, der kann ein schönes Geschenk mit nehmen, auch wird jeder in Wald und Feld vom Glück begünstigt, dem es gelingt, mit ihnen Freundschaft zu schließen.

An der Ostseite treten dagegen die Sagen des Nordens ins Volk, welche von den dänischen Inseln und aus Norwegen herüber kamen. Das Ungeheure der nordischen Fantasie spiegelt sich in den Thaten der Trolden und Gettos, der Hexen und Riesen. — So lag ein Stein mitten in Angeln der 64 Fuß im Umfange hatte und 20 Fuß dick war. Von ihm war es bekannt, daß eine jener riesenhaften Zauberinnen, oder Troldkonen, ihn von der Halbinsel Sundewit aus, in ihrem Strumpfband, den sie als Schleuder gebraucht, Meilenweit bis Hattlund geworfen habe, um die christliche Kirche in Quernen damit zu zerschmettern. Das Strumpfband riß und so fiel der Stein bei Hattlund nieder. Solche Gettosthaten giebt es manche. Die Ostseeküsten sind ihre Heimath, denn dort wohnten die alten Wikinger, welche in ihren

Meerschiffen weit umherschwärmten, und in Nebel, Stürmen, Kämpfen und Abenteuern aller Art, ihr wildes Seeräuberleben mit den Gestalten und Freuden der nordischen Wallhalla mischten. Die Steinkisten und Riesenbetten auf der Haide sind Erinnerungen derselben Art. Erst später in christlicher Zeit mischte sich der Teufel ins Spiel, der mit Pferdefuß und Hahnenfeder überall umherschwärmte und bald den lustigen Leuten ohne Weiteres die Hälse umdrehte, bald sie, um Geld und Gutes willen, zum Abfall von Gott und Gottessohn verlockte, nächtlich mit ihnen tanzte und mit Weibern allerlei Kurzweil trieb. Diese Teufelssagen sind sämmtlich aus viel späterer Zeit, und auf unsere Tage hin mit Aberglauben und Schwärmerei gemischt, die noch immer ihre Bekenner finden. Es lag aber auch im Geiste des vorigen Jahrhunderts, die Kirchenandacht mit Büttel und Peitsche aufrecht zu halten, und Christian der Sechste namentlich ließ es sich angelegen sein, Schandpfahl, Halseisen und Geldbußen über die Säumigen und Glaubensträgen zu verhängen. Strafen jener Art giebt es nun freilich nicht mehr, aber ohne von Hingebung und gläubigem Eifer erfüllt zu sein, beobachten die Meisten das Herkömmliche ohne

Nachdenken und überlassen alles Weitere ihren Seelsorgern, die größtentheils dem Buchstabenglauben ergeben, sich neuerdings erst in Masse gegen die Bewegungen in Deutschland erklärt und für Herrn Hengstenberg in Berlin Zeugniß abgelegt haben.

Der größere Theil der Landgeistlichen ist sehr gut gestellt in Einkünften, die meist aus dem Landsitz der Pfarreien fließen. Der Zehnten ist abgelöst und in Geld umgewandelt, mancherlei Leistungen und kleine Einnahmen kommen hinzu, die Hauptsache aber bleibt der Ackerbau, den manche selbst mit Eifer betreiben, die als tüchtige Landwirthe gelten, Andere vortheilhaft verpachtet haben. Es giebt Dorfpfarrer, die 2000 Rthlr. und darüber Jahreseinkünfte beziehen; 1000 Rthlr. haben viele, und nur auf dem Landrücken und auf den armen Inseln und Halligen sind die Einnahmen gering und betragen kaum ein paar hundert Thaler. Bis auf diese Ausnahmen kann man die Stellen durchschnittlich auf 5 bis 600 Rthlr. annehmen, während bei uns sehr viele nicht über 400 Rthlr. steigen und über 1000 Rthlr. sehr wenige zu finden sind. Wie würden aber die meisten unserer Pfarrer staunen, wenn sie die schönen großen Wohnhäuser ihrer geistlichen Brü-

der hier sähen, welche zuweilen mit der größten Eleganz gebaut und ausgestattet sind!

So besuchte ich einen jungen Pfarrer in Hütten, dessen Wohnung in Lage und Bauart nicht reizender gedacht werden kann. Das neue große Haus massiv und stattlich, die Wohnräume zahlreich und zierlich geschmückt. Es fehlte an einem Salon nicht und rund umher lag ein in Terassen aufsteigender Garten voll Blumen, Fruchtbäumen, Lusthäusern und den schönsten Fernsichten auf das weite, reiche Land. Ein wenig davon entfernt blickte der Kirchthurm unter alten Bäumen hervor; die Höfe des Kirchspiels, zerstreut an Gehängen und Hügeln; und bis in tiefdämmernde Abendferne lief dies liebliche Gemisch kleiner Thäler, diese wunderbaren zahllosen Hecken, die grünen Wälder und Felder mit ihren Herden. Man kann kein sanfteres Bild eines Stilllebens denken, keine reizendere Idylle, als solch ein in Blumen und Laub verstecktes Pfarrhaus.

Andere Pfarrer mögen wohl nicht so schön wohnen, aber jedenfalls besser, wie die meisten unserer Geistlichen in ihren oft schiefhängigen Holzhütten mit Lehmwänden und verfallenen Strohdächern. Hier macht sich manches anders, da die Pfarren

meist besser sind und die Pfarrer nicht, wie bei uns, in so großer Zahl von gnädigen Patronen abhängen, welche ihnen die Häuser bauen müssen, und scheel darein sehen, wenn ihre Patronatsvorrechte Geld kosten Hier ist ein wohlhabendes Land, wohlhabende Gemeinden, denen es nicht darauf ankommt, ob ein paar hundert Thaler mehr bei einem Bau verwendet worden. Aber die Pfarrer müssen sich dafür auch der Gemeinde mehr anschließen und selbst in politischer Beziehung haben sie es nöthig, Vertrauen und Wohlwollen zu erwerben, denn sie können gewählt und in die Ständeversammlung gesandt werden.

Einen solchen freisinnigen und in vieler Art tüchtigen Herrn, der große Liebe, im Lande sowohl, wie in seiner Gemeinde erworben hat, habe ich in Angeln in dem Pastor Moritzen kennen gelernt. Jugendlich rüstig, theilnehmend für Literatur und für alle geistigen Bestrebungen, ein eifriger Landwirth, der seinen Nachbaren weit und breit Rath ertheilt, Versuche für sie macht, alles praktische Neue fördert und Vorurtheile zu besiegen sucht, ist Herr Moritzen zugleich ein regsames ständisches Mitglied, der ohne Menschenfurcht für sein Vaterland und dessen Fortschreiten in Recht und Wahrheit

tapfer gestritten hat. Ich bin kein Anhänger einer Verfassung die auch Geistlichen gestattet im Ständesaal Platz zu nehmen; wären sie aber Alle wie dieser unterrichtete und tüchtige Mann, so möchte man vielleicht der Persönlichkeit den Grundsatz opfern.

Was die kirchliche Eintheilung der Herzogthümer betrifft, so werden die Kirchspiele zu Probsteien verbunden, von denen es in Schleswig zehn, in Holstein zwölf giebt. An der Spitze der Geistlichkeit steht in jedem Herzogthume ein Generalsuperintendent, der auch einen großen Sprengel hat, wozu die adeligen Kirchen gehören. Es sind im Ganzen in Schleswig 227 Kirchen mit 242 Geistlichen, in Holstein 155 Kirchen und Kapellen mit 193 Geistlichen. Dazu kommen die Distrikte, welche in kirchlicher Hinsicht mit Dänemark verbunden sind, nämlich die Inseln Alsen und Arroe und das Stift Ripen. Dort stehen Bischöfe an der Spitze. — Ripen hat 29 Kirchen und 24 Geistliche; Alsen und Arroe 18 Kirchen und eben so viele Pfarrer.

IX. Kapitel.

Nordschleswig. - Flensburg. - Der Sprachenstreit. - Bank und Geld.

Die Ostküste Schleswigs hat einen besondern Reiz durch die tiefen Meerbuchten, welche die Ostsee unter tausendjähriger Arbeit ins Land gewühlt hat. Einst müssen mächtige Naturereignisse ihr dabei geholfen haben, durch welche das ganze Landstück zertrümmert wurde, welche das baltische Meer zuschloß und zum Binnensee machte. Zum Theil rissen die Fluthen es gänzlich nieder, zum Theil ließen sie Inseln übrig die von vielen kleinen und drei großen Meeresarmen, den Belten und dem Sund getrennt und umringt, den ganzen Raum bis zur schwedischen Küste füllen. — Die Wasser der Ostsee drängen sich seit Jahrtausenden mit reißenden Strömungen durch die Meeresstraßen, und wenn Stürme sie gegen die Küsten peitschten, zackten sie diese aus, bildeten die Buchten und

halfen mit ihrer Arbeit den kleinen Flüssen, welche sich durch die Thäler des Hügellandes ihren Weg bahnten. Wenn man auf den äußersten Vorsprüngen steht, welche oft hoch und wie Vorgebirge mit Buchwald dicht besetzt, grün und herrlich über der wogenden See hängen, breitet sich diese in ihrer tiefen Bläue strahlend in unermeßliche Fernen aus. Wie schön ist dies Meer gegen das schmutzige, wüthende, das an den Westküsten nagt und mit seinen furchtbaren Sturmfluthen den Menschen nie endendes Leid und Untergang bereitet. Hier ist Alles blau, Alles heiter, Alles voll Farbe und Duft. Inseln von mächtigem Umfang, Alsen namentlich, liegen fruchtbar in diesen klaren Wassern; zahllose bewaldete kleine Eilande schwimmen gleichsam mitten in der Meeresbläue und weit ins Meer hinaus folgt dann die Kette der dänischen Inseln, hinter Alsen, Fühnen, dessen weiße hohe Sandufer über den Kanal schimmern, und so fort bis zu dem grünen Seeland.

Richtet man aber den Blick hinunter auf die Sunde, welche diese Inseln und Halbinseln von Schleswigs Küsten trennen, so sieht man große Schiffe auf und nieder fahren und merkt, daß dies Meer dem Handel bedeutende Vortheile durch seine

Tiefe gewähren muß. An der ganzen Westküste findet kein großes Schiff einen sichern Hafen. Nur mit der Fluth können mäßig große Fahrzeuge in die Eider, in den Heverstrom, in die Lystertiefe u. s. w. einlaufen; hier dagegen segeln die größten Dreimaster sicher und gar nicht fern vom Lande, auch wenn sie 20 Fuß tief gehen, in die Meeresbuchten und Busen ein und finden vortreffliche Häfen, wo sie mit vollster Sicherheit ankern können. Als Folge dieses Vorzugs mußte sich das Menschenleben früh da anbauen und zusammenthun, wo das Meer in der tiefen Bucht mit dem Lande zusammenstieß, wo der kleine Fluß oder Bach in dasselbe fiel und der meiste Schutz für den Handel zu erwarten war. So finden wir denn auch immer am Ende der Buchten oder Meerbusen Städte erbaut, welche die Ufer umschließen, und meist dann erst dem Blick sichtbar werden, wenn man die Hügelwände erreicht hat, von denen der Meeresarm eingeschlossen wird.

Der trefflichste Hafen an der ganzen Ostsee wird auf diese Art bei Kiel gebildet. Hier drängt sich das Meer in einen fünf Meilen langen Busen, an dessen Ende die Stadt liegt, und bildet einen Hafen, in welchem alle Kriegsflotten der Erde sicher

ankern könnten. Neustadt, Heiligenhafen und Eckernförde liegen an kleinern und seichteren Buchten; Schleswig ist durch die Schlei jetzt nicht mehr begünstigt. Apenrade hat einen schönen sichern Hafen, am Ende einer fast zwei Meilen tiefen Bucht, eben so Hadersleben, die nördlichste Stadt in Schleswig; den besten Hafen jedoch hier im Norden besitzt Flensburg, der wichtigste und größte Handelsplatz des Herzogthums.

Man kann von Schleswig aus nach Flensburg durch einen der schönsten Theile Angelns gelangen, und dieser Weg ist bei weitem der Kunststraße vorzuziehen, welche, allerdings am schnellsten, über den Rücken des Landes führt. Ein Reisender, der nichts zu versäumen hat, und ein paar Meilen mehr nicht scheut, wird dafür in Angeln durch eine üppige Natur entschädigt, und nebenher auch durch eine gute Einkehr in den Wirthshäusern, die gar stattlich und häufig am Wege liegen. Solche Krughöfe haben stets eine Durchfahrt, die an ihre Wirthschaftsgebäude und Ställe stößt. Hier können Pferde und Wagen vor allem Unwetter geschützt stehen, während die Reisenden in dem freundlichen wohleingerichteten Hause sich stärken können. Diesen Schutz findet man überall in den Herzogthümern

und er wäre wohl auch bei uns zu empfehlen, wo auf dem Lande gar keine Sorge dieser Art sich findet. Ein Schleswiger Fuhrmann wird aber auch nie verfehlen, wo möglich jede Meile einmal anzuhalten, seine Pferde verschnaufen, tränken und ihnen Heu vorlegen zu lassen, um nach fünf Minuten weiter zu fahren. Je weiter gegen Norden, je stiller und ruhiger verrichten die Menschen ihre Geschäfte. Von selbst aus innerer Lust singt und lacht keiner so leicht, wie es die Leute da in Oesterreich, am Rhein, in Schwaben und Franken thun; bei uns ist das auch schon seltener, man will einen Anreiz haben, trinken und in Anregung kommen, wenn gesungen werden soll. Der Bauer auf dem Felde, das Mädchen mit der Milchbutte, der Fuhrmann neben seinem Gespann, Jeder thut schweigend, was er soll. — Wenn der Wagen des Reisenden bei Bauern und Weibern vorüberführt, wird man wohl mit einem Ruck an der Mütze, oder mit einem Kopfnicken gegrüßt, noch öfter aber stumm und ernsthaft angesehen und entlassen. Der Menschenschlag ist hier nicht so groß und stark wie in Holstein, aber stark und kräftig gebaut. Eine Landestracht ist nicht vorhanden; nur bei den Friesen und in Holstein, in der Probstei Preetz finden sich die Reste davon in

den Röcken der Weiber mit farbigen und rothen Besätzen im Mieder und Kopfputz. Sonst trägt der Bauer überall Hut und langen blauen Rock oder Jacke und Mütze, ohne irgend eine nationale Eigenthümlichkeit. Man hat sich lange und viel über die Verwandtschaft der Engländer mit den Angeln und überhaupt mit den alten Bewohnern der Herzogthümer gestritten und im Grunde oft viel ermittelt; ich glaube allen Ernstes, wenn irgend etwas auf eine uralte Verbrüderung hindeutet, so ist es ein beiden gemeinsamer und in allen Ständen üblicher oft gehörter Fluch. God damn! sagt in England der Lord und der Bettler und das kann man hier noch alle Tage und Stunden hören. Gott verdamm' mich! ist eine Betheuerung die dem Grafen, dem Amtmann, wie dem Tagelöhner glatt von den Lippen geht, die Jedermann im Munde führt und die ein Nationalfluch ist, so gut wie jenseit der Nordsee. Ein Schleswig-Holsteiner wird daran überall zu erkennen sein. Er macht damit bei jeder Gelegenheit seinem gepreßten Herzen Luft und wird vor Königen und Fürsten sich schwerlich diesem Lieblingsruf ganz entschlagen können, wenn er in Eifer geräth. Ich habe Herren aus der höchsten Gesellschaft gesehen, denen das Gott-ver-

damm'-mich! so geläufig war, daß es in jeder Rede vorkam, gerade wie den Schweden das „Sieben und siebenzig Schock Tonnen Teufel!" das der König Karl Johann so wenig leiden mochte. In Schweden freilich werden die Tonnen Teufel Jedem ärgerlich an den Hals gewünscht, der irgend einen Anlaß dazu giebt, hier ist die Verdammniß weit mehr eine Bekräftigung der Rede und gewißermaaßen ein Bindemittel zwischen den verschiedenen Klassen und Ständen. Ein Amtmann, ein Präsident, oder ein Graf, der so national flucht, macht sich ganz sicher beliebt, denn er zeigt damit, daß er ein Mann des Volkes ist, der derb und einfach zu sprechen weiß, nicht vornehm thun will, und diese ungezwungene Derbheit, verbunden mit dem Plattdeutsch, ist wirklich eine Verknüpfung aller Stände, die nicht gering anzuschlagen ist. — Bei aller Verschiedenheit der Abstufungen in der Gesellschaft ist ein gewisses familienfestes Band um Alle geschlungen. Der Adel und der Beamtenstand mögen immerhin ihre Vorrechte und Vorurtheile im Herzen tragen, sie treten wenigstens nicht so grell damit hervor. Ein Junkerthum, wie wir es leider kennen, voll nackter Geburtsanmaßungen findet hier keinen Boden, und gerade die ältesten

Landesfamilien sind meist am weitesten davon entfernt, durch hochmüthiges Wesen sich abzusondern. Der Adel besitzt mehrere Männer, die im ganzen Lande Liebe und Hochachtung finden, Anderen freilich ist dies weniger nachzurühmen, aber der größte Theil ist unterrichtet, und sein Bündniß mit dem Volke ebensowohl fester gemacht durch den jetzigen gemeinsamen Kampf, wie durch die Verhältnisse der Bodenvertheilung, durch den kräftigen, wohlhabenden Bauernstand, der, wie wir sehen werden, in der jetzigen ständischen Vertretung ein so bedeutendes Gewicht hat, und dadurch ein Gefühl der Freiheit und Gleichheit empfängt, das sich dem ganzen Lande mittheilt. Die Ueberzeugung, für eine gemeinsame Sache zusammen zu stehen, einigt die verschiedensten Theile zum Ganzen, und nun kommt dies Fernhalten aristokratischer Manieren, dies ehrliche, treuherzige Plattdeutsch und wie gesagt selbst der nationale Fluch dazu, um den Kitt dichter zu machen.

Je mehr man sich aber dem Norden nähert, um so mehr tritt der Meinungsstreit über die Landeszukunft hervor. Bis Flensburg ist die Frage: ob dänisch, ob deutsch? vollkommen entschieden; diese Stadt jedoch bildet eine Grenzscheide eben so gut

wie ihr Meerbusen, zwischen den deutsch und dänisch redenden Leuten.

Dieser Meerbusen, den die Dänen den Flensburgs Fjord nennen, zieht vier Meilen tief ins Land, wo er zwischen den Hügelabhängen, an denen die Stadt bis an den Strand hinläuft, den trefflichen tiefen Hafen bildet. Flensburg ist alt, man weiß seine erste Entstehung nicht nachzuweisen, aber schon im 13. Jahrhundert trieb es wichtigen Handel und in manchen Zeitläuften hat die Stadt schwere Schicksale erlebt durch Belagerung, Brand und Eroberungen. Auf der Höhe im Westen sieht man noch die Reste eines festen Schlosses, die Duburg, wo die nordische Semiramis, Königin Margaretha, vom Tode überrascht wurde. Man hat von den Trümmern aus einen schönen Blick auf Stadt und Hafen, den schönsten aber von den gegenüberliegenden Ballastbergen, welche steil einige hundert Fuß zum Fjord niedersinken. Ueberhaupt ist Flensburgs Lage schön und fast romantisch zu nennen. Zwischen den waldigen Höhen, vor sich den breiten Meerbusen der in weiter Ferne erst sich krümmt und hinter Vorgebirgen verschwindet, bildet die Stadt einen großen Bogen und umarmt so gleichsam den Hafen, in dessen sicherem Schutz sich die Dreimaster

der Flensburger an ihren Kabeln wiegen. Die Straßen senken sich gegen den Marktplatz hin, und von diesem läuft das lebendige Handelsquartier dem Hafen zu, an dessen Bollwerk kleinere Schiffe und Dampfboote ankern. In der langen Straße, welche die Biegung des Strandes einfaßt, wohnen die Handelsherren, deren große Häuser sich mit Höfen und Speichern schließen, die nach der Wasserseite erbaut sind. Flensburg hat seit Jahrhunderten einen wichtigen Handel nach fernen Ländern getrieben, nach Westindien Butter und allerlei heimische Producte geführt und Colonialwaaren daraus zurückgebracht. Es hat mit den dänischen Inseln lebhaften Verkehr unterhalten, und als Norwegen noch zu Dänemark gehörte, die Finnmarken ausschließlich mit Allem versorgt was diese brauchten: mit Brandwein, Mehl, Hanf, Kartoffeln, Fleisch, Fett u. s. w. Flensburger Kaufleute erhielten dies Monopol gegen Geldvorschüsse und ihnen wurden zuletzt die Handelsstellen, als Eigenthum, übertragen. Jetzt hat dieser einträgliche Verkehr längst aufgehört, auch der Westindienhandel in neuer Zeit an Umfang verloren, aber er ist dennoch bedeutend genug und als ein vermehrter wichtiger Erwerbzweig ist der Grönlandshandel dafür empor gekommen. Eine bedeu-

tende Anzahl Flensburger Schiffe wird jährlich auf den Robbenfang ausgesandt. Sie besuchen die dänischen Niederlassungen in Westgrönland und bringen Thran und Häute aus dem Eismeer zurück. Dazu kommt der Zwischenhandel mit den dänischen Inseln, der Handel mit den Colonien und Alles dies läßt die Neigung eines großen Theils der Flensburger Kaufleute, in enger Verbindung mit Dänemark zu bleiben, sehr wohl erklären. Eines Kaufmanns Vaterlandsliebe hängt ganz von seinen Interessen ab. Flensburg fürchtet für die Abnahme seines Handels, darum hält es nichts von einer Trennung; es zählt seine Schiffe, die jetzt 150 an Zahl betragen, welche gegen 7000 Lasten halten und berechnet seine nördliche Lage, seine vielverzweigten Verbindungen mit den Dänen und den Schaden, den es erleiden würde, wenn gegen Jütland und gegen die Inseln stärkere Zollgrenzen gezogen würden.

Was man auch dagegen geltend gemacht, und in der Ferne für Flensburg einen ganz andern Gewinn gezeigt hat, wenn die Herzogthümer einst selbstständig und zum deutschen Zollverein treten würden, so ist der Handelsstand dadurch wenig überzeugt worden. Die Stadt mit ihren 17,000

Einwohnern ist zwar in der Mehrzahl keinesweges dänisch gesinnt, aber jener Minorität fehlt es nicht an Macht und Ansehen und hierdurch unterscheidet sich die dänische Partei ganz von der in Apenrade und Hadersleben, wo fast ausschließlich nur in den untern Klassen die dänischen Verbündeten zu suchen sind.

Apenrade mit 5000 und Hadersleben mit 7000 Einwohnern liegen in eben solchen Thälern am Rande von Meerbusen, und namentlich Apenrade hat in letzter Zeit durch Schiffbau und Handel sich sehr gehoben. In beiden Städten wird deutsch gesprochen, und selbst die niederen Klassen, welche das dänische Idiom gewöhnlich reden, müssen sich des Deutschen bedienen. So ist es auch in Flensburg, was nicht so, wie jene, rund eingeschlossen von einer dänisch redenden Bevölkerung liegt. Die vierte Stadt, in welcher der Sprachstreit waltet, ist Tondern, eine Meile von der Westküste an dem Flüßchen Widaa. Die 3000 Einwohner, welche Tondern zählt, haben den größten Theil ihres alten Handels eingebüßt und als Zeichen besserer Zeiten nur ihre alte schöne Kirche bewahrt. Hier ist ein Seminar um dänisch redende Lehrer zu bilden, und dies sowohl, wie mancherlei Umtriebe haben den

Sprachkampf in Tondern ganz besonders angereizt; aber gerade in diesen nördlichen Städten ist die Gegenwirkung auch um so entschiedener und die deutsche, oder schleswig-holsteinsche Partei, im entschiedensten Uebergewicht.

Man kann annehmen, daß vom Flensburger Meerbusen ab, und quer durchs Land, von den Grenzen der friesischen Harden bis zur Königsaue, die Jütland von Schleswig scheidet, mit Einschluß von Alsen und Arroe, ungefähr 120,000 Bewohner des Herzogthums das dänische Platt sprechen, was einem Drittheil der Gesammtbevölkerung gleich kommen würde. Obgleich nun von dänischer Seite gewöhnlich behauptet wird, mindestens die Hälfte der Schleswiger rede dänisch, und, wie neulich erst ein Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung behauptete, der aus sehr trüben Quellen von Kopenhagen her diesem Blatte zugeflossen war, selbst diese Annahme sei noch so groß, so ist mir dagegen von wohlunterrichteten und parteilosen Leuten versichert worden, daß (natürlich mit Einschluß der Friesen, die auch Deutsche sind) über $^2/_3$ der Bevölkerung Schleswigs der deutschen Zunge angehören, was mit der genauen Angabe einer kürzlich erschienenen Schrift übereinstimmt, nach welcher von

den 348,523 Einwohnern des Herzogthums 113,945 das dänische Idiom und 234,578 deutsch reden.

Der Sprachstreit im Norden Schleswigs war in der ersten Zeit des Kampfes und bis zum Jahr 1840 ein untergeordneter. Seit der ältesten Geschichte des Landes hatte dieser Theil zum Herzogthum gehört und Niemand hatte ihn angetastet. Nur einmal im Jahre 1400 wurden von der Königin Margarethe 31 Kirchspiele sehr widerrechtlich mit Jütland vereint und sind mit Westerlandföhr und Lyß auch dabei geblieben. Der dänisch sprechende Norden erachtete sie jedoch immerdar nie als Dänen, oder Jüten, sondern als Schleswiger, und bis auf diese Stunde ist der allergrößte Theil derer, die das Dänische platt sprechen, gewiß nicht geneigt, Dänen zu werden; ja als eben jetzt, der Grenzverhältnisse wegen, einige schleswigsche Dörfer zu Jütland geschlagen und andere jütische dagegen ausgetauscht werden sollten, haben die Bewohner der ersteren aufs entschiedenste sich geweigert und erklärt, sie seien Schleswiger und wollten bei ihrem Lande bleiben.

Was den Sprachstreit aber in neuerer Zeit so leidenschaftlich gemacht hat, ist den Einwirkungen aus Kopenhagen vornehmlich zuzuschreiben. In

einem heftigen Parteikampfe ist es nicht zu verwundern, wenn man dem Grundsatz huldigt, daß der Zweck die Mittel heilige, oder wenn man sich als Partei über die Gerechtigkeit der Mittel selbst täuscht, und hier stehen wir auf einem Boden, wo man den Schmerz patriotischer Männer wohl begreifen kann, der alle staatsrechtlichen Verhältnisse und historischen Thatsachen gering achtet gegen die Gewißheit, daß 120,000 dänischredende Bewohner des Herzogthums, Dänen also durch Sprache und Abkunft, mit allem Uebrigen verloren gehen sollten. Daß diese Dänen seit den ältesten Zeiten zu Schleswig gehören, daß sie selbst sich Schleswiger nennen, und bei Schleswig bleiben wollen, kümmert die Inseldänen nicht. Diese wollen Schleswig festhalten, mögen seine Bewohner auch noch so laut sich auf ihr Recht und ihre Abneigung berufen. Als daher die Gründe der Propaganda für die Incorporation des ganzen Herzogthums immer unhaltbarer, der Widerstand in Schleswig-Holstein immer entschiedener wurde, warfen sie sich um so heftiger auf dies patriotische Gebiet und forderten laut Gerechtigkeit für 120,000 unterdrückte Dänen, denen man die Sprache rauben, sie germanisiren, ihnen Vaterland und Brüder unter den größten Gräueln entziehen wolle.

Die dänische Presse erhob sich mit allem Ungestüm, indem sie die Leiden der dänischen Nord-Schleswiger ausmalte und für ihre Sprache eine der deutschen ganz gleiche Berechtigung begehrte.

Durch diese Bemühungen mußte der Kampf leidenschaftlich und gehässig werden. Seit Jahrhunderten war die Geschäftssprache der Behörden und die Gerichtssprache deutsch, was an solchen Orten auf dem Lande, wo kein Deutsch verstanden wurde, gewiß viele Uebelstände hatte. Die Dänen verlangten nun, daß, wo dänisch geredet werde, nicht allein dänisch sprechende Richter sein, sondern auch die Protokolle in dänischer Sprache abgefaßt werden sollten. Dies schien ein gerechtfertigtes Begehren, welches man durch viele Beispiele von Härten und Mängeln unterstützte. Das Berufen der deutschen Partei, daß viele Menschenalter hindurch die deutsche Sprache Gerichtssprache gewesen, die Richter übrigens immer dänisch gesprochen und verhört und nur die Schriften in deutscher Sprache abgefaßt wären, wurde heftig abgewiesen, und endlich erklärte selbst die Versammlung der Stände in Schleswig mit einer geringen Majorität sich für den Antrag, die dänische Sprache zur Gerichtssprache in den dänischredenden Districten zu machen.

Die Folgen dieses Beschlusses zeigten sich bald. Schon am 14. Mai 1840 erschien mit ungewöhnlicher Schnelle das Sprachrescript, wonach die dänische Sprache bei den Gerichten überall da eingeführt wurde, wo sie Kirchen- und Schulsprache sei; statt aber auch die andern Theile der Petition zu erfüllen, welche als Bedingung begehrte, daß die deutsche Sprache in sämmtlichen Schulen gelehrt werde, besagte das Rescript nur, daß in den Districtsschulen, wo der öffentliche Unterricht in dänischer Sprache erfolge, die Lehrer verpflichtet sein sollten, drei Privatstunden wöchentlich denjenigen Kindern zu geben, deren Eltern es wünschten!

Da nun die Pröbste und Prediger zu beaufsichtigen haben, daß die anzustellenden Lehrer im Deutschlesen und schreiben auch unterrichten können, so kann man wohl denken ob diese Geistlichen, geborne Dänen, viel Rücksicht darauf nehmen, und wie es bei dieser gänzlichen Aenderung des Verhältnisses den unter Dänen wohnenden Deutschen und überhaupt allen geht, welche ihren Kindern gern die nützliche deutsche Sprachkenntniß verschaffen möchten. Viele Klagen in dieser Rücksicht und manche ähnliche in Betreff des Gottesdienstes sind

seitdem laut geworden. Man schränkte den deutschen Gottesdienst ein, wie man konnte, hob ihn auf wo man kein Bedürfniß erachtete, und hier in den Grenzstrichen, wo es nicht anders sein kann, als daß an vielen Orten Deutsche und Dänen untermischt wohnen, mußten die leiden, welche die schwächeren waren. Ich will nur einen Fall hervorheben, der mir bekannt geworden ist, nämlich in Nordburg auf Alsen. Nordburg ist ein Flecken mit 1200 Einwohnern, wovon 300 Deutsche sind. In früherer Zeit war die Predigt ganz deutsch. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts ward befohlen mit deutsch und dänisch zu wechseln, und dies war völlig gerecht. Nach und nach aber wurde das deutsche Predigen immer mehr beschränkt, endlich auf 6 mal im Jahre herabgesetzt und nach dem Sprachrescript auf zweimal jährlich ermäßigt. Vergebens bleiben alle Klagen; der Fall kam selbst bei den Ständen zur Sprache, aber es war keine Aenderung zu erlangen, und so wie hier, geschah es gewiß an manchen Stellen. Man beutete die gefährliche Nachgiebigkeit und ehrenhafte Billigkeit der Schleswiger Stände zum Vortheil der dänischen Sprache so weit aus, wie man konnte, und fachte zu gleicher Zeit den gegenseitigen Haß

der beiden Nationalitäten zu Flammen an. Von Hadersleben aus verbreitete diesen das dänische Blatt, die Danewirke, welche unter die dänische Landbevölkerung verbreitet wurde, und die Censur half redlich dabei mit. Das deutsche Wochenblatt in Apenrade wurde unterdrückt, ein dänisches trat an seine Stelle. Den deutschen Blättern überhaupt ward eine immer schärfere Aufsicht zu Theil. Beschlagnahmen, Anklagen, Drohungen folgten sich schnell, und während die Regierung in solcher Weise offen für das dänische Streben Partei nahm, schloß sie die Augen vor den heftigen Zerwürfnissen der Bevölkerung, die in Versammlungen, in Wirthshausstreiten und Prügeleien, in öffentlichen Reden und Umzügen sich Luft machten, und in dem Schooß der Familien sich verderblich fortsetzten. Es wurden Feste gehalten, namentlich von deu Dänen auf der Skamlingsbank, einem Hügel bei Hadersleben, und die dänischen Zeitungen wußten sich viel damit, daß dort einmal Deutsche durchgeprügelt wurden. Dannebrogskreuze wurden vertheilt, Dannebrogsfahnen umhergetragen; der Dannebrog wurde das Losungswort und von Kopenhagen kamen nicht allein Redner, sondern auch Geld, um die gute Sache zu unterstützen. Andererseits hielt die Schleswig-Hol-

steinische Partei auch ihre Versammlungen, ihre Musikfeste und Umzüge; Alles theilte sich und befehdete sich, aber in den Städten blieben die Deutschen im vollen Uebergewicht, denn das ganze Gewicht der Gebildeten und begüterten Klasse war auf ihrer Seite.

Mit dem Jahre 1842 wurde der Sprachstreit noch aufregender, als plötzlich in der schleswigschen Ständeversamlung der Abgeordnete für Sonderburg, Peter Hjord Lorenzen, Kaufmann in Hadersleben, dänisch zu reden begann, was einen Sturm gegen ihn erregte, der damit endigte, daß ihm der Präsident das Wort entzog.

Lorenzen war ein Mann von Talent und in den früheren Ständeversammlungen ein feuriger Liberaler gewesen; der Sache des Vaterlandes eifrig zugethan, einer der besten Redner und eifrigsten Gegner der Regierung. Aus dieser Opposition war er nun mit einem Male umgekehrt und zum Dänen geworden. Wie dies geschehen, weiß man nicht; aber Lorenzen war in seinen Handelsgeschäften zurückgekommen, er saß in Schulden und hatte vergebens versucht bei bisherigen Gönnern Hülfe zu finden. Man macht diesen den Vorwurf, daß, nachdem sie Lorenzen für ihre Absichten gebraucht, sie

ihn durch Kälte und Rücksichtslosigkeit gekränkt und beleidigt hätten, und diese Kränkungen, der Wunsch sich zu rächen, verbunden mit seinen bürgerlichen Verlegenheiten, mögen diesen erregbaren Mann zum Apostaten gemacht haben. Seine Schulden sollen sämmtlich bezahlt worden sein, und wenn dies wahr ist, so wird die Kriegskasse der Propaganda allerdings wohl das Beste dabei gethan haben; genug, Lorenzen trat öffentlich der Forderung bei, daß die dänische Sprache dasselbe Recht, wie die deutsche, im Ständesaal haben müsse, und keine Bittten des Präsidenten Falk, keine Vorstellung, daß kaum 5 oder 6 der Abgeordneten aus dänisch redenden Bezirken der Versammlung angehörten, die übrigens obenein sämmtlich deutsch sprachen, daß dagegen der allergrößte Theil, oder fast sämmtliche Mitglieder der Versammlung nicht ein Wort dänisch verstünden, daß eine Einheit der Geschäftssprache aufrecht erhalten werde müsse, daß diese Geschäftssprache, die deutsche, rechtlich seit den ältesten Zeiten fest stehe, endlich aber durch Uebersetzung der Ständezeitung in's dänische hinlänglich dafür gesorgt sei, den dänisch redenden Theil der Bevölkerung mit Allem bekannt zu machen, was im Ständesaal vorgehe; — nichts half gegen Lorenzens

Hartnäckigkeit, der endlich gezwungen ward den Platz zu räumen, und die Versammlung verließ.

Von dieser Zeit an wurde der Sprachstreit zur allgemeinen Sache. Die dänische Presse war außer sich über die Mißhandlungen Lorenzens, den sie früher so oft auf's bitterste angegriffen, obwohl demselben eigentlich nichts geschehen war. Sie rief König und Volk zur Hülfe und zur Rache herbei. Es gab von nun an keine Mittel, keine Verdächtigung und Aufregung, deren sie sich nicht bediente. Sogar zum Bauernkrieg forderte sie auf, versprach die Unterstützung des dänischen Volks, und selbst von den Kanzeln in Kopenhagen wurde Haß gegen die Schleswig-Holsteiner gepredigt. Unablässig wurde die Regierung bestürmt, die verrathene Landessprache zu schützen, zugleich brachte man es dahin, daß die jütländische Ständeversammlung in Wiburg ganz unbefugter Weise sich einmischte, und ebenfalls den Schutz des Königs für die dänische Sprache im schleswigschen Ständesaal in Anspruch nehmen wollte. Der königliche Commissarius, Conferenzmeister Oerstedt trat jedoch den schleswig'schen Ständen vollkommen bei, gab dem Präsidenten derselben Recht, vertheidigte die Aufrechthaltung der deutschen Sprache, als Geschäfts-

sprache und die nothwendige Einheit derselben, um Verwirrungen zu vermeiden; endlich sprach er eben so richtig den Wiburger Ständen die Kompetenz ab, Anträge zu stellen, die ihrem Wirkungskreis fremd wären. Freilich urtheilte derselbe Mann im Jahre 1844 ganz anders über diese Kompetenz, als die dänischen Stände in Rothschild eine Incorporationserklärung vom König begehrten.

Für seine Mäßigung mußte Oersted damals den ganzen Zorn der dänischen Propaganda empfinden, welche sich in den heftigsten Schmähungen gegen ihn erschöpfte. Im nördlichen Schleswig aber wurde die Aufregung nicht weniger gesteigert und das ganze Land nahm Theil, ja damals zumeist verpflanzte sich diese Theilnahme auch nach Deutschland, dessen Presse von dieser Zeit an sich lebendig mit der Lage der gefährdeten Herzogthümer zu beschäftigen begann.

Peter Hjord Lorenzen ward der Held des Tages für die Dänen. Er mußte nach Kopenhagen reisen um dort seine Triumphe in Festen und Gastmählern zu feiern, aber eine rechte Freude mag er doch wohl nicht gehabt haben. Aerger, Kummer und geheime Schaam nagten an seinem Leben. Seine früheren Freunde kannten ihn nicht mehr; Hohn

und Verwünschungen begleiteten den Vaterlandsverräther, und was er hier an Ehre und Ruhm verloren, konnte ihm der Beifall der Kopenhagener Partei nicht ersetzen, die ihn, der für ihre Sache, freilich vielleicht auch für ihr Geld, sich bekehrt, bei einem Feste sogar auslachten, als er, der ein Däne sein wollte vom Wirbel bis zur Zehe, in seinem schlechten dänischen Platt eine Rede hielt. Damit gaben die eitlen Herrn in Kopenhagen am besten Zeugniß, wie es überhaupt mit dem schleswigschen Dänisch beschaffen ist. Dies enthält nämlich nicht nur manche der dänischen Sprache ganz eigenthümliche Formen nicht, sondern es ist auch mannigfach mit verdorbenen deutschen Worten untermischt, eine Art Dialekt, welcher im Grunde weder dänisch noch deutsch genannt werden kann. Dem dänischen fehlt der bestimmte Artikel vor dem Hauptwort, was, wie die Dänen sagen, den hauptsächlichsten Unterschied ihrer Sprache von der verwandten deutschen bildet, aber das dänische Platt hat diesen Artikel; eben so bildet es die Conjugationsformen mehr in deutscher Weise, und man darf mit manchem Rechte der Annahme beitreten, daß, wenn auch dies Patois ursprünglich dänisch sei, es sich doch so stark vom Inseldänisch unter-

scheidet, daß es sehr schwer und von den meisten Inseldänen gar nicht verstanden wird. Ein bekannter dänischer Dichter versicherte mir, daß er auf Alsen die Bauern kein Wort verstanden habe; dasselbe bestätigen viele Andere, und so kann man es den Schleswig-Holsteinern wohl nicht verdenken, wenn sie behaupten, daß die Nord-Schleswiger eben so wenig Dänen sind, wie sie es sein wollen. Die dänische Sprache ist aber eine, welche mit den Deutschen aus ein und demselben Stamm entsprungen und nur durch die verschiedenartige Ausbildung sich von ihr getrennt hat; allein es giebt wenige Worte, die nicht deutscher Abkunft wären. Bei nur einiger Uebung und Bekanntschaft wird man leicht ein Buch oder eine Zeitung lesen und verstehen. Sprechen ist dagegen bei weitem schwerer, ebenso klingt das Gesprochene meist unverständlich, wenigstens bei den Dänen in Kopenhagen, die viel lispeln und weich in einander ziehen und schleifen.

Die Bauern in den nördlichen Districten sind weder so wohlwollend noch so zahlreich im Besitz voller Hufen, wie die Leute diesseits des Flensburger Busens; sie sind vereinsamter in ihren nördlichen Districten und vermöge der Sprache waren sie von den dänischen Schriften, Wochenblättern

und Emissären leichter zu lenken. Wie weit die dänische Presse dabei ging, wie sie oft mit wahrer Wuth unerschöpflich in Anklagen gegen Alles, was in Schleswig-Holstein geschah, und namentlich gegen Beamte auftrat, deren Bestrafung oder Absetzung sie von der Regierung begehrte, sobald das Geringste geschah, was ihr mißfiel, davon giebt es zahllose Beispiele. Weder der Einzelne, noch die Behörden, weder Gerichte noch Verwaltung wurden geschont und als die dänische Kanzlei einmal mit der deutschen Kanzlei, an deren Spitze der Graf Reventlow-Criminil als Präsident stand, bei einem Collisionsfalle über gemischte Jurisdictions-Verhältnisse übereinstimmte, erfolgten nicht allein die heftigsten Angriffe und Klagen, daß der Präsident, als Mitglied des Staatsraths, einen gefährlichen Einfluß auf das Ohr des Königs übe, sondern auch die dänische Kanzlei und die Minister blieben nicht verschont. Eines der Tageblätter ging dabei so weit, auszurufen: man solle nicht vergessen daß über den Grafen Johann Friedrich Struensee am 25. April 1772 ein Todesurtheil gesprochen wurde, in dessen Gründen sich auch der finde: er habe Verachtung und Zurücksetzung der dänischen Sprache gezeigt und dies

Todesurtheil sei vollstreckt worden. — Statt jenes schmachvolle Blatt der dänischen Geschichte schamvoll zu verhüllen, rühmte man sich seiner und forderte gleichsam zu Wiederholungen heraus. So wuchs die Erbitterung beider Theile, die sich unabläßig bekämpften, und durch Vereine und Volksversammlungen die Aufregung größer machten. Mit Hülfe Lorenzens und seiner Freunde, darunter auch Professoren und Geistliche, hielt die dänische Partei am 4. Juli 1844 ein großes Volksfest auf der Skamlingsbacke bei Hadersleben, wozu aus Kopenhagen die Propaganda ihre besten Kräfte sandte. Von Kiel kam der Professer Paulsen, der sich rühmte, er habe den Sprachstreit zuerst angeregt, von Kopenhagen ein ganzes Dampfschiff voll Professoren, Advokaten, Journalisten, Canditaten und Studenten, 12,000 Theilnehmer des Festes hörten die Redner, die es weder an begeisternden Worten für Dänemark noch an Beschimpfungen der Schleswig-Holsteiner und der Deutschen fehlen ließen. Die Hauptsache war, den Schleswigern Muth einzusprechen, daß sie Dänen seien und Skandinavier werden müßten, daß, wie der Redakteur des Journals „Fädrelandet", Herr Ploug, behauptete, dreißig dummdreiste Schleswig-Holsteiner

den Fehdehandschuh gegen sechs Millionen Skandinavier erhöben, denen der ganze schöne Norden gehöre, welcher auch das wahre Vaterland der Schleswiger sei. Darum solle an der Eider, in Rendsburg, der Grenzstein wieder aufgerichtet werden, aber mit dänischer Inschrift: bis hier geht Skandinavien! Dies Alles ward mit vielem hochtönendem Phrasengeklingel den Schleswigern hier zugerufen. Scandinavien und scandinavischer Bund ist ja überhaupt der Rettungsanker, an den sich die Dänen klammern. Mögen sie immerhin in solchen Zukunftsträumen schwelgen, wenn sie aber, wie neulich erst beim Studentenfeste in Kopenhagen so weit gehen, den Schweden Schleswig als eine Brautgabe für ihr neues Scandinavien zu versprechen, so ist dies allerdings eine Großpralerei, die von den Schleswigern mit vollem Recht in derbster Weise verhöhnt und gezüchtigt wurde. — Bei solchen Absichten muß den Dänen natürlich die deutsche Sprache Gegenstand des Hasses sein, der jedoch zuweilen in ganz unwürdiger und lächerlicher Weise auftritt. So wurde bei dem Feste auf der Skamlingsbank die deutsche Sprache in Schleswig ein zusammengerührtes, verquäcktes Kauderwelsch genannt; ja ein Herr Pastor

Frend Grundwig, der auf eine dänische Hochschule für Schleswig antrug, verlangte, daß das Deutsche wie ein kräftiger, breitschultriger Sklave behandelte werde, von dem man im Felde, Holzkeller, Stall und Scheunen vielen Nutzen haben könne, den man aber vor allen Dingen gehorchen lehren und auf die Finger klopfen müsse!

Ist dies und zahlloses Anderes nun nicht die fratzenhafte Eitelkeit, von der der alte Arndt gesprochen hat? Nicht das dänische Volk im Ganzen und Großen verschuldet das, o nein, das dänische Volk hat wenig damit zu thun, aber die Leidenschaftlichkeit der Partei, welche leider auch manche tüchtige und ehrenwerthe Männer zu einem Grad der Verblendung getrieben hat, den nur ihr heißes Gefühl für ihr Vaterland, und ihr Glaube im Rechte zu sein, zu entschuldigen vermag. Aber auffallend und bemerkenswerth bleibt es, daß nicht wenige von den ersten dänischen Agitatoren keine Dänen sind, sondern deutscher Abkunft sind. Sogar Herr Orla Lehmann ist von deutschen Eltern geboren; er, der im gesegneten Namen des dreieinigen Nordens, seines Vaterlandes, so viel geschrieben und gesprochen, und seine bedeutsamen Gaben seit Jahren

dazu verwandt hat, den Kampf in Schleswig-Holstein anzuschüren.

Die deutsche Partei in den Städten sah im Gefühl ihres Ansehens dem Treiben ziemlich ruhig zu und dies Zeichen der Uebermacht gab sich auffallend dadurch kund, daß man den großen Zorn meist nur mit Spott erwiderte. Ein schleswigscher Verein wurde von der dänischen Partei gestiftet, zu der jedes Mitglied einen Thaler zahlen sollte, allein große Folgen hatte er nicht, als aber Lorenzen, der auf der Skamlingsbank ausgerufen hatte, der Geist Niel Ebbesens, des Mörders Gerhards des Großen lebe noch in Hadersleben, Reden hielt gegen die schleswig-holsteinischen Fahnen, die er aufrühreriscke Lappen nannte und dies zu heftigem Streit und Thätlichkeiten führte, machte der Magistrat ihm den Prozeß und strafte ihn wegen Friedensbruch und veranlaßter Schlägerei, was natürlich abermals die heftigsten Anklagen der dänischen Partei zur Folge hatte.

Ueberhaupt ging diese von dem Grundsatz aus, Alles, was sie und ihre Anhänger bezweckten, sei gut, sei Sache des Vaterlandes und müsse von der Regierung beschützt werden, von der sie eine Art türkischer Gerechtigkeit verlangte, d. h. eine fortge-

setzte Bastonade der Schleswig-Holsteiner, bis diese zu Dänen geschlagen seien. Sie ließ es auch an Antreibungen anderer Art nicht fehlen und überreichte dem Könige unter Andern eine Petition mit 20,000 Unterschriften durch eine Deputation, an deren Spitze der Professor Schouv stand, welche die Gleichstellung der dänischen mit der deutschen Sprache im Ständesaal zu Schleswig begehrte, aber sie war sehr erzürnt, als der König zwar die patriotische Gesinnung anerkannte, welche er theile und sich auf das berief, was er zur Sicherheit der dänischen Sprache in Schleswig gethan habe, dagegen aber tadelnd hinzufügte: daß wahrhaft patriotische Männer besser thäten, versöhnend zwischen streitende Parteien zu treten, als die Gemüther aufzuregen, was durch solche Adressen geschehe. Der Einsicht des Königs möge man es überlassen zu thun was Recht sei.

Die Klagen und Beschwerden der Schleswig-Holsteiner über die Aufregungen und den bittern Zwiespalt, welchen die Propaganda fortgesetzt zwischen die Bewohner der Herzogthümer ausstreute, machten aber, daß die Regierung endlich doch in Bewegung gerieth. Die patriotische Partei, welche das Journal Fädrelandet vertritt, das unabläſſig

nach einer norwegischen Verfassung und Zusammensturz der absoluten Gewalt strebt, mußte der Regierung Besorgnisse einflößen, denn auch in Dänemark wuchs die Aufregung. Peter Hjord Lorenzen hatte auf der Skamlingsbank vor Allen die norwegische Verfassung für Schleswig verlangt, und alle Wortführer hatten ihm beigestimmt. So mochte denn jetzt die Regierung auch nicht ungern sehen, daß die Magistrate der deutsch gesinnten Städte Maßregeln gegen die Ruhestörer ergriffen und in diesem Taumel von Schwäche der Staatsgewalt, die mitten unter dem Kampf der Parteien ihren absoluten Standpunkt zu behaupten strebt, kann es nicht verwundern, daß jetzt wieder ein reaktionairer Akt der Komödie folgte. Prozeße gegen die Organe der dänischen Partei, Verwarnungen und Drohungen leiteten ihn ein, dann folgte ein Verbot des schleswigschen Vereins, und der gutmüthige Monarch, der hier und da zu vermitteln suchte und es Keinem recht machen konnte, betheuerte vergebens bald, daß er ein rechter und echter Däne sei, bald, daß an den bestehenden staatsrechtlichen Verhältnissen und Verbindungen der beiden Herzogthümer nichts geändert werden sollte. Ein schlimmer Verlust für die dänische Partei war

der Tod Peter Hjord Lorenzens. Sein Nachfolger, Laurits Skau, ein kleiner Gutsbesitzer zum Sommersted, hat bei weitem nicht das Talent und Ansehen jenes Apostaten, den er durch rauhe Heftigkeit nicht zu ersetzen vermag. Die Feste und Versammlungen wollen daher nicht mehr glücken, und in den Städten Hardersleben und Apenrade ist die dänische Partei ganz und gar herunter gekommen. Im Sommer 1845 machte Laurits Skau in Apenrade den Versuch ein Musikfest zu stören, denn die Musik- und Gesangvereine sind die wahren Bindemittel der Schleswig-Holsteinischen Patrioten, welche sich zu ihnen vereinen, mit ihren Fahnen und Gesängen sich gegenseitig besuchen und beim frohen Male in Freundeskreisen Worte und Gedanken tauschen. — Eine Schaar Menschen aus den untern Klassen des Volks zog mit dem Dannebrog heran und machte fürchterlichen Spektakel, aber am nächsten Tage lohnten die Schiffbaumeister ihre Gesellen ab, welche daran Theil genommen, die Fremden wurden aus der Stadt gewiesen und Laurits Skau in Strafe genommen. Nicht besser ging es ihm, als er in Angeln Versuche machte, die Bauern zum Beitritt zu dem schleswigschen Verein und zu Geldspenden zu bewegen, indem er

versprach, er wollte selbst kommen und zu ihnen reden. Man ließ ihm sagen, Geld habe man nicht für ihn und geben würde man nichts, wenn er aber durchaus selbst kommen wollte, könne er Hiebe vollauf mit nach Haus nehmen. Hierdurch hat Laurits Skau sich von dem Versuche abschrecken lassen, seine Bekehrungen über den Flesburger Meerbusen zu verbreiten, und fast scheint es, als wäre die größte Heftigkeit des Sprachstreites überhaupt vorüber. — Daß man in den Städten nichts ausrichtet, hat man dänischer Seits wohl eingesehen, und obwohl die Bauern im Norden mit Mißtrauen gegen die Absichten ihrer Landsleute, ihnen die deutsche Sprache aufzudringen, hinlänglich erfüllt sind, so haben doch deren Betheuerungen, daß dies ganz und gar erlogen und erfunden sei, verbunden mit dem Beistand, den sie bei manchen angesehenen Nord-Schleswigern fanden, die wie der wackere Kirchspielvoigt Erichsen zu Frieden und Einigkeit ermahnten, den verständigen Theil auch wieder beruhigt, und dieser verständige Theil ist nicht gering. Dazu kommt daß die dänische Presse, Fädrelandet selbst, einen gemäßigteren Ton angenommen und einige reuige Selbstbekenntnisse über ihre ärgste Leidenschaftlichkeit gegeben hat. Merkwürdig nahm

es sich dabei aus, daß dies Journal, welches so viel gethan hat in diesem Streit, zu dem Geständniß gebracht wurde, daß überall in den Distrikten Schleswigs, welche das dänische Platt reden, der Drang nach Unterricht in der deutschen Sprache vorwalte; daß da, wo der deutsche Unterricht nicht besteht, auch eine niedere Bildungsstufe merklich sei und Jeder, der die Mittel besitzt, seinen Kindern Privatunterricht geben lasse, damit sie deutsch lernen.

Fädrelandet erzählt dabei, daß reisende Dänen, welche die Gegend von Tondern besuchten, wo alles den dänischen Dialekt spricht, die Leute fragten, welchen Unterricht in der Schule ihre Kinder am meisten bedürften, deutsch oder dänisch? Sie erhielten einstimmig die Antwort: deutsch! denn dänisch erlernen sie genug zu Hause durch die tägliche Unterhaltung, deutsch aber bedürfen sie zum Verkehr in allen Städten, mit allen Beamten und um durch die Welt zu kommen. Wenn sie ihr Getreide, ihre Butter, ihr Vieh u. s. w. verkaufen wollen, so brauchen sie, wenn sie nicht deutsch verstehen, einen Commissionär, der ihr Dollmetscher wird und ihre Unwissenheit mißbraucht. Wer nicht deutsch kann, geräth in viele Verlegenheit, allgemein

ist daher die Ueberzeugung, man müsse es lernen.

Das dänische Journal nennt nun zwar die Meinung der Reisenden, daß nach solchen Beweisen die deutsche Kanzlei recht thue, wenn sie den deutschen Unterricht befördere, eine einseitige Beschränktheit; aber in diesem abgerungenen Bekenntniß der Wahrheit liegt dennoch ein halb offenes Zugeständniß, daß die deutsche Sprache nicht aufzuhalten sei, weil das Volk von der Nothwendigkeit ihrer Kenntniß durchdrungen ist. Und so ist es in der That. Niemand kann sich darüber täuschen, der seine Augen nicht verschließen will. Es hilft hier kein Geschrei, kein Schelten, keine Phrasen; es ist eine einfach klare Thatsache, deren natürlicher Verlauf in den Entwickelungen der Verhältnisse dieses Landes liegt. Die deutsche Sprache muß überwiegend hier vordringen, je mehr die Verbindungen mit dem Süden wachsen, je enger gemeinsame Vortheile die Landestheile aneinander schließen, je mächtiger deutsche Cultur, Sitte und Handel sich auf Kunststraßen und Eisenbahnen in diesem Norden werfen. Wo die Städte deutsch sind, wie hier, wo die tiefe Abneigung gegen das Dänenthum so nackt und starr in den Vordergrund

tritt, sich mit solcher Anhänglichkeit und solcher Nothwendigkeit an deutsche Sprache und Deutschland schließt, da ist es ganz und gar erfolglos, eine dänische Nationalität zu predigen, die von keinem einzigen Vortheile unterstützt wird. — Die Dänen brauchen die Herzogthümer, aber die Herzogthümer brauchen die Dänen nicht! Das ist die Klippe an welcher alle Bestrebungen der Dänen scheitern müssen, und hierin liegt die Auflösung der Frage, warum das Band zwischen den beiden Staatstheilen so schwach und mürbe ist. Wäre der Nutzen gegenseitig, so würde die Verbindung gewünscht sein. Sie würde vom Volk empfunden und unzerreißbar gemacht werden; jetzt empfindet das Volk aber, selbst in Nord-Schleswig, daß es weit mehr mit Schleswig-Holstein und mit den deutschsprechenden Leuten zusammenhänge, als mit den Bewohnern der Inseln, die ihre Brüderschaft ihnen aufdringen wollen, und dies geht so weit, daß sie sich, trotz ihres dänischen Dialekts, häufig Deutsche nennen und sich als Deutsche erachten, wovon ich selbst mehrere Beispiele erzählen könnte. „Wat sig doch de leeven Dänen for Kosten maacken, uns arme Lüüd to bekehren!“ sagte mir Einer spöttisch lachend. „Na,

dat is nix, wie wellen bleewen wat wi sün, düdske Lüüd.“ — Aber auch wenn sie wenig oder gar kein Deutsch verstehen, kommt es häufig vor, daß sie Deutsche zu sein behaupten, und mich selbst versicherte ein Bauer aus der Nähe von Apenrade, er sei ein deutscher Mann, obwohl er dabei nicht ein Wort Deutsch sprach. Und wer kann es ihnen verargen, wenn sie sich Deutsche nennen und bei Schleswig bleiben wollen! An der Königs-Au scheidet sich Jütland freilich wenig durch die Sprache, wohl aber durch Sitte, durch Gewohnheiten und Gesetze, durch Eigenthumsverhältnisse, Abgaben, Lasten, Steuern, endlich durch eine Zollgrenze und durch die Landesmünze, das Geld! Alles dies ist so wesentlich tief, eingreifend und so bestimmend für die Trennung zweier Länder, wie es sein kann. Hier an der Königs-Au wird ein Pascherhandel, vornehmlich mit Branntwein getrieben, Zöllner streifen umher und sperren die Straßen mit Schlagbäumen; Häuser und Mühlen stehen mit der Küche vielleicht in Jütland, mit der Wohnstube in Schleswig, und die Bewohner entziehen sich schlau mit einem Schritt, je nach den Umständen, den Nachforschungen der Beamten. Es ist ein Krieg im Kleinen gegen

Grenzwächter und Steuereinnehmer, aber dieser ist alt und tief eingeimpft. Hier liegt eine Grenzscheide, die ins Bewußtsein des Volkes gedrungen ist. Schleswig trennt sich von Jüttland, und was drüben liegt, reizt in keiner Art zur Vereinigung. Dazu kommt das G e l d! In ganz Schleswig gilt durchweg das schleswig-holsteinische Courant, die Markstücke, die zwölf-, die acht- und vier Schillingsstücke; die Schillinge endlich, welche alle in Hamburg und Lübeck dieselben sind und dort allein genommen werden. Es ist eine wahre Mustersammlung von alten, verbrauchten, abgeschliffenen, verbogenen Münzen. Die Schillinge sind wie Fischschuppen dünn, meist unkenntlich vor Alter, schmutzig und fatal, die größeren Münzen stammen meist alle aus dem vorigen Jahrhundert, viele aus dem 17. Jahrhundert, aber es ist S i l b e r; Kupfergeld giebt es nicht, halbe und viertel Schillinge kommen gar nicht vor, die Händler und Krämer müssen sich selbst helfen und ihren Kundleuten Marken geben, die sie wieder einlösen. Es ist das älteste und schlechteste Geld in der Christenheit; das dänische dagegen ist neu und hübsch geprägt, bis ins kleinste theilbar, aber die Kupfermünzen sind den Schleswig-Hosteinern ein Greuel, die dänischen

Zettel werden überall mit Verachtung zurückgewiesen, Niemand will sie, Niemand nimmt sie, kaum sind sie in den Grenzorten los zu werden. In Jütland ist alles Geld dagegen dänisch, die Zettel und Kupfermünzen in allen Händen. An der Königs-Au hört das plötzlich auf, und die Leute berufen sich dort eben so wohl auf ihr verbürgtes Recht, kein dänisches Geld anzunehmen, wie die im Süden, in Kiel und Altona. Die Geldscheide ist eine seit Jahrhunderten bestehende Trennung, ein Band der Verknüpfung, an welchem bisher alle Bemühungen der dänischen Partei scheiterten. Dänische Species nimmt man freilich, denn diese gelten auch in Hamburg, dänische Thaler aber schon weniger gern; preußische Thaler und preußisches Papiergeld sind dagegen wie überall in Deutschland wohl bekannt, zum vollen Werth gewechselt und gesucht. Und nun kommen zu dieser Geldscheide die alten Gesetze und Gerichte Schleswigs, während in Jütland das dänische Landrecht eingeführt ist, endlich dazu der Landbesitz selbst mit seinen Eigenthümlichkeiten und Berechtigungen, der größere Wohlstand, kurz, alle Lebensverhältnisse. Die Leute fühlen sich anders und denken anders. Jütland und Dänemark sind so vielfach von ihnen verschieden, daß

deren Verhältnisse ihnen fremd erscheinen, und ihre Nationalität ihnen, trotz der Sprache, als eine gänzlich Getrennte entgegen tritt.

Aus allen diesen Angaben wird man zu dem Schluß berechtigt, daß auch der Sprachstreit kein glückliches Ergebniß für die dänische Partei herbeiziehen kann, denn mitten unter allen Schutzmaßregeln der Regierung, unter den Triumphen der Partei, bei Einführung der dänischen Gerichtssprache, Beschränkung des deutschen Lehrwesens durch dänische Seminaristen, den Bestrebungen die dänische Sprache in den Ständesaal zu bringen, was freilich noch nicht gelungen ist, unter Festen und Aufzügen, dem Flattern des Dannebrogs und den Hurrah's für Dänemark ist dennoch das Deutsche immer mehr gesucht, immer eifriger von einer Bevölkerung erstrebt worden, deren Haß man dagegen erwecken wollte, und jetzt hat sich in Hadersleben ein schleswig-holsteinischer Verein gebildet, zur Abwendung der dänischen Versuche und zur Beruhigung des Landes. Die dänische Partei sollte aufhören so nutzlose und so beklagenswerthe Anstrengungen zu machen; gänzlich beenden läßt sich dieser Streit aber freilich nicht eher, bis überhaupt das Schicksal der Länder entschieden ist.

Wenden wir uns zu einem anderen wichtigen Abschnitte in diesem Kampfe, der zwei deutsche Länder dänisch machen soll, zu den dänischen Bestrebungen, dänisches Geld in die Herzogthümer einzuführen, die alte Landesmünze zu verdrängen, das dänische Bankwesen und dänische Zettel einzubürgern. Bei dieser Angelegenheit hat Flensburg eine bedeutsame aber keine patriotische Rolle übernommen, und da es zum Verständniß der ganzen Lage des Landes den Dänen gegenüber nöthig ist, die Geldfrage zu kennen, mag die Darlegung derselben hier versucht werden. Fast alle Revolutionen und große Umwälzungen in den Völkerschicksalen sind aus Finanzverwirrungen hervorgegangen, oder in ihrer Folge zum Ausbruch gelangt. Die bloßen Ideen des Rechts haben noch nie eine Nation bewegt, das Aeußerste zu wagen; immer waren es materiell gefühlte Leiden, durch welche sich das Maaß bis zum Ueberlaufen füllte. Die schlechte Finanzwirthschaft des dänischen Staats, entsprungen aus Verschwendungen, einer Folge des schrankenlosen Absolutismus, und einer fehlerhaften Politik, welche nach des großen Bernstorfs Tode sich verleiten ließ, Napoleons getreuster Bundesgenosse zu werden, hatte Dänemark im Jahre 1813 dem Staats-

bankerott nahe gebracht. Man half sich durch einen Gewaltsstreich, dem eine ganze Reihe anderer Gewaltstreiche folgten. Am 5. Januar wurde von dem Werthe alles Eigenthums 6 Prozent als Zwangsanleihe eingefordert, um damit eine Reichsbank zu gründen. Wer nicht zahlte, ward bei Pfändung gehalten seine Baarschaft mit 6 Prozent zu verzinsen! Mit dem Gewinn dieser Bank sollte die Staatsschuld getilgt werden. Am 20. Juli 1813 wurde die Reichsbank in eine Nationalbank verwandelt, die in Kopenhagen, Christiania und Kiel drei Hauptcomptoire haben sollte; aber Norwegen ging verloren und der ganze Plan erhielt viele Umwandelungen. Es zeigte sich, daß das ausgesogene Dänemark die Bankanleihe nicht aufbringen konnte, daher wurde sie ihm zu $^5/_6$ abgenommen; die Herzogthümer mußten den vollen Betrag zahlen.

Ein Erlaß vom 6. April 1818 ordnete die Einrichtungen. Kopenhagen wurde der alleinige Sitz der Bankdirection, die Bankdirectoren und Bankrepräsentanten konnten nur Dänen sein, weil sie in Kopenhagen und dessen Nähe wohnen mußten; es war also eine durchaus dänische Nationalbank, zu der die Herzogthümer das meiste geben

mußten. Die Anfangs erzielte Reichsbank sollte die Staatsschulden tilgen, das Zwangskapital war zum Besten des Staates verloren, die Nationalbank sollte dagegen das Geldwesen bessern, einen Theil der Schulden tilgen und verzinsen; wenn dies geschehen aber, sollten die Interessenten den Gewinn ziehen, und dieser konnte bedeutend werden, da die Bank eine Zettelbank war, der ein ausschließliches Privilegium auf neunzig Jahre ertheilt wurde.

Die Klagen über diese Zwangsmaßregeln waren in den Herzogthümern eben so allgemein, wie die Noth und der Geldmangel. Dies benutzte man in Kopenhagen, um am 14. Juli 1818 ein königliches Patent zu erlassen, nach welchem Jeder aus aller Verbindung mit der Nationalbank treten konnte, wenn er so lange die Zinsen seiner Baarschaft mit 6½ Prozent an ein zu diesem Zwecke in Altona errichtetes Bankinstitut zahlen wollte, bis ein näher bestimmter Theil der Zettelschuld getilgt sei.

Da nun die Meisten die Baarschaft nicht aufzubringen vermochten, wählten sie natürlich unter zwei Uebeln des kleinste, und haben bis jetzt ihre 6½ Prozent gezahlt. Mit wie viel Noth, wie vielem Kummer, unter wie vielen Thränen und

Elend dies geschah, kann man ermessen, aber man that es, um sich vor dänischen Bankzetteln zu bewahren, um keine Reichsbankgeldrechnung im Lande zu haben, um das schleswig-holsteinische Courant und die Silbervaluta aufrecht erhalten. Von mehr als 13 Millionen Bankhaft in den Herzogthümern erklärten sich nur 576,113 Thaler bereit, bei der Nationalbank zu bleiben, 12,582,000 Thaler haben von 1819 an 6½ Prozent Zinsen entrichtet und dies mächtige Kapital ist durchaus verloren gegangen für Schleswig-Holstein, das aufs äußerste dadurch benachtheiligt wurde. Denn nicht allein, daß das dänische Königreich nur ⅙ von dem zahlte, wozu die deutschen Herzogthümer gezwungen wurden, diese gaben die großen Summen auch gänzlich umsonst, denn indem sie die Zinsen nach Dänemark lieferten, verloren sie alle Rechte und Ansprüche als Bankinteressenten, die den Dänen allein zu gute kamen. Die dänische Nationalbank hat gute Geschäfte gemacht, ihre Aktien stehen hoch, die Schulden, welche sie tilgen sollte, sind bezahlt und ihren Aktionären fließen nun reiche Dividenden zu; die Schleswig-Holsteiner aber sind durch die Regierungsmaaßregeln, welche eine Falle für sie waren, um allen Ersatz für ihre schweren Opfer ge-

bracht, die sie nun seit 26 Jahren tragen. Man kann sich denken, mit welchen Empfindungen daher sie die dänische Nationalbank betrachteten, aber ihr einziger Trost war der: wenn wir auch schmählig übervortheilt wurden, und noch immer zahlen müssen, so sind wir doch dadurch von allen Operationen dieser Bank befreit. Wir haben unser Geld behalten und keine dänischen Zettel bekommen, mögen wir darum das uns geschehene Unrecht vergeben und vergessen; ist doch unser Land blühend und reich, und hat doch unser Fleiß und Friede und Wohlfahrt uns zu Segen und Glück geholfen. Auf diesem Trost steifte man sich und freute sich fort und fort, daß schwere Opfer wenigstens das alte Landesprivilegium des mit Hamburg und Lübeck gemeinsamen Geldes gerettet hatten, als plötzlich die dänische Collegialzeitung im Juli 1840 anzeigte: daß der König die Nationalbank autorisirt habe, in Flensburg eine Disconto- und Depositalbank und in Rendsburg ein Comptoir zu errichten.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag für das Land. So waren also alle Opfer vergebens gewesen; man hatte zwanzig Jahre lang geduldet und duldete noch, um sich verhöhnt und betrogen

zu sehen. Die Aufregung ergriff alle Stände. Adel, wie Bürger und Bauer fühlte, worum es sich handelte, und zu jener Zeit, wo die Absicht der Dänen schon klar war, Schleswig dänisch zu machen, erkannte man den Zweck vollkommen, die Herzogthümer durch Verdrängung des Schleswig-Holsteinischen Courants und Einführung der dänischen Münze und Zettel enger mit dem Königreich zu verbinden, von Hamburg, Lübeck und Deutschland aber zu trennen. Die Presse, die Stände, die Städte, einzelne Männer und das Volk selbst, Alle traten gegen den dänischen Plan auf; aber es halfen weder Bitten noch Abgesandte, noch Unterredungen mit dem Monarchen, noch Reichsberufungen, Volksversammlungen und der Blick auf das aufgeregte Land. Je höher diese Aufregung stieg, je bestimmter man darauf hinwies, es sei die Absicht der Dänen, die Herzogthümer mit den großen Geldmitteln der Nationalbank zu unterjochen und auszubeuten, dieselben mit ihrem Papiergelde zu überschwemmen, das baare Geld aus dem Lande zu ziehen, Handel und Industrie zu vernichten und den Verkehr mit Hamburg zu erschweren, um so eifriger war die dänische Partei in Flensburg und die dänischen Zeitungen in Kopenhagen für die

Bank thätig. Der König wies die Deputirten des Landes mit dem Bedeuten zurück, aus Flensburg und Rendsburg seien Petitionen eingegangen, welche Filialbanken und Bankcomptoire forderten; Magistrate und Kaufleute hätten sich dafür erklärt, er könne also keine Rücksicht auf einseitige entgegengesetzte Forderungen nehmen. Daß dergleichen Petitionen wirklich schon 1837 erfolgt waren, hatte seine Richtigkeit. Aber es waren dabei nur einige hundert, zum Theil obenein hintergangene und zum falschen Schritt verleitete Männer betheiligt, während die Stimme des ganzen Landes sich laut dagegen erhob. Man wollte nicht darauf hören; denn der politische Grund war zu vortheilhaft. Ueberdies priesen ja die Flensburgischen Deputirten die Errichtung einer Filial-Bank, als einen neuen Beweis der Huld und Gnade und Wahrheit des Monarchen selbst in der Ständeversammlung und baten denselben mit vier ihrer Collegen, sich nicht andern Sinnes machen zu lassen. Bald überzeugte man sich, daß es kein anderes Mittel gebe dem Verderben zu entgehen, als die Errichtung einer Schleswig-Holsteinischen Landesbank, und diese wurde auf der Kieler Neujahrsmesse (dem Kieler Umschlag) 1843 von einem der

trefflichsten Patrioten des Landes, dem Landinspektor Tiedemann in Vorschlag gebracht und mit Lebendigkeit ergriffen. Die einflußreichsten Männer vom Adel, Reventlow, Moltke, Rumohr, Bülow u. s. w. verbanden sich mit Männern wie Falk, Beseler, Gülich und anderen Capazitäten zur Ausführung, das Hauptsächlichste aber that der unermüdliche Tiedemann, der seinen ganzen Einfluß geltend machte, um den Bauernstand in Bewegung zu bringen und die Theilnahme durch alle Kreise zu verbreiten.

Tiedemann durchreiste das ganze Land und hielt mit Hülfe seiner Freunde überall Volksversammlungen. Ein Mann des Volkes und ein Kind desselben, wußte er seine Reden den Begriffen anzupassen. In einigen fünfzig solcher Volksversammlungen, auf Märkten und offenen Plätzen, bei strenger Kälte, setzte er stundenlang den Bauern auseinander, worum es sich handle, wie man zusammenhalten, wie man es machen müsse um dem dänischen Joche zu entgehen, und bei Deutschland und zunächst bei Holstein zu bleiben. Volksfeste wurden gehalten bei denen die Redner alle Staatsverhältnisse zu Dänemark dem Volke, das zu Tausenden herbeiströmte, vortrugen, ganz besonders aber

ihm zeigten, wie Schleswig-Holstein, weil seine Finanzen von den dänischen nicht getrennt seien, seit vielen Jahren fortgesetzt schwer beschädigt wurde. Eine solche Lehre schlägt am leichtesten und tiefsten in die Herzen des Volks. Jedermann begreift, daß ihm ein Unrecht geschieht, wenn ihm bewiesen wird, er bezahle zu viel. Es ist der Geldbeutel, der hier seine Rolle spielt, das allerverständlichste Mittel, die Gemüther in Anspruch zu nehmen und zugleich das gefährlichste für eine Regierung, die sich nicht sicher weiß, das Behauptete, als Lüge, zu Boden zu werfen.

Bei einem dieser Volksfeste in dem Dorfe Haddeby, bei Schleswig, wo Tiedemann den Bauern sagte: daß erweislich die Herzogthümer im Laufe der Zeit um 39 Millionen betrogen seien, griff die Regierung ein und zog den kühnen Redner zur Untersuchung. Der Amtmann von Scheel, ein Beamter von nichts weniger als volksthümlicher Gesinnung, machte dabei den Denuncianten; Tiedemann ward von seinem Amte suspendirt, das Obergericht verhandelte seinen Prozeß. Aber der trefflichen Vertheidigung des Obergerichts-Advokaten Beseler und der Wahrheit, daß Tiedemann, der plattdeutsch gesprochen, das Wort bedrögen ohne

Arg im Sinne des Zuvielbezahlens gebraucht habe, wie dies häufig geschieht, gelang es seine völlige Freisprechung beim Obergericht zu bewirken. Dieser Prozeß Tiedemanns trug nicht wenig dazu bei, daß sich das ganze Land um so mehr für das Project einer Landesbank erklärte. Hierzu wurden verschiedene Plane entworfen, die Presse nahm sich der Sache aufs thätigste an, aber es fehlte freilich auch nicht an Widerstand, namentlich an strengen Maßregeln gegen die freisinnigen Blätter, denen es bei sofortiger Unterdrückung verboten wurde, sich mit Politik zu verfassen, wozu man auch die Landesbankangelegenheit rechnete.

Während nun die Filialbank in Flensburg durch ein königliches Decret vom 23. Februar 1844 förmlich eingeführt wurde, hielten die Schleswig-Holsteiner eine große Bankversammlung in Rendsburg, die ein Volksfest war, an welchem mehrere tausend Menschen Theil nahmen. Das Schauspielhaus war dazu eingeräumt, mit dreifarbigen Fahnen und Schleswig-Holsteinschen Wappen bedeckt; der Graf von Reventlow, Klosterprobst in Preest, der anerkannt tüchtigste Mann des Adels, stand an der Spitze des Comité's. Graf Reventlow las der Versammlung die eingegangene königliche Resolution

vor, nach welcher eine Schleswig-Holsteinsche Landesbank nicht genehmigt, dagegen zur Erlaubniß auf eine Privatbank Hoffnung gemacht wurde. Man sammelte daher Unterschriften der Theilnehmer an dieser Privatbank, ernannte ein Comité von Männern aus allen Landestheilen und fand bereitwillige Unterstützung. Binnen wenigen Monaten waren beinahe eine Million Species für eine Schleswig-Holsteinsche Privatbank gezeichnet, allein als das Statut im Herbst 1844 den Schleswigschen Ständen vorgelegt wurde, trat der königliche Commissarius dagegen auf, und obwohl auch die Holsteinschen Stände einstimmig den König um Genehmigung des Bankstatuts baten, ist dies doch bis jetzt nicht erfolgt. Wahrscheinlich in der Vorahnung dieses drohenden Mißgeschicks waren jedoch schon in Rendsburg, auf Tiedemanns Veranlassung, um sofort etwas zu thun und der verhaßten Filialbank den Vorsprung abzugewinnen, fünf Männer zur Errichtung eines Bankiergeschäfts in Flensburg zusammengetreten, das sich mit Wechselkauf und Discontiren, Darlehen und Depositoannahmen beschäftigen sollte. Tiedemann bot seinen ganzen Einfluß auf, um namentlich den wohlhabenden Bauernstand zum Beitritt an dies

Unternehmen zu bewegen, und in der That kamen durch freiwillige Theilnahme des Volks bald genügende Fonds zusammen, um den Anfang machen zu können. Das Bankgeschäft, welches der Schleswig-Holsteinschen Bank vorarbeiten soll, wurde in Flensburg wirklich errichtet und hat dort guten Fortgang gefunden. Es sind in einem Jahre bis zum Herbst 1845 354,000 Mark eingezahlt worden und dies Geld hat das schleswig-holsteinsche Volk, der schleswig-holsteinsche Bauernstand zumeist hergeben. Das ist ein großes und schönes Zeichen von Kraft und Verständigkeit, von einer Einheit und Hingebung, die man doppelt preisen muß, weil sie selten ist in Deutschland. Viele von denen, die durch Amt, Stellung oder Stand Rücksichten nehmen zu müssen glaubten, haben sich zurückgezogen, namentlich ist dem Adel Theilnahmlosigkeit vorgeworfen worden, der selbstständige Bauernstand aber hat sein Geld gegeben, und tritt immer vollzähliger dem Unternehmen bei, in der Ueberzeugung, daß man das alte Landesprivilegium aufrecht erhalten, das dänische Geld und die dänischen Zettel nicht eindringen lassen müsse. Wo in irgend einem deutschen Lande würde sich ein solches Zeichen von Vaterlandsliebe und Gemeinsinn

offenbaren, das auf Rath und Stimme einiger Männer so bedeutende Opfer bringt — Opfer, die am schwierigsten von einem Volke zu erhalten sind, sein Geld?! — Ehre also diesem tüchtigen Bauernstande, der eine so feste Stütze des Landes ist, der so viele Theilnahme zeigt, wo es gilt die allgemeine Sache zu vertheidigen, und mit seinem Geld und Gut dem Rath der Männer folgt, von denen er weiß, sie wollen sein und des Vaterlandes Wohl. Und diese Männer sind zumeist schlichte Bürger ihres Landes, Advokaten, ein Landinspektor ohne Amt und Macht, aber Männer, zu deren Einsicht, Redlichkeit und Treue man unbedingtes Zutrauen hat. Jeder Mann von der Elbe bis zur Nordsee und bis zur Königsau kennt die Namen Löck, Beseler, Tiedemann, Bremer, Falk, Claussen und manche Andere; jeder weiß, wie sie für des Landes Rechte streiten, was sie wollen und worum es sich handelt. Bei uns ist eine solche Volksthümlichkeit bis jetzt unmöglich, darum auch ein solcher Erfolg. Hier ist aber Alles darin einig, man müsse, was es auch koste, sich die Dänen vom Halse halten; müsse ihr Geld und ihre Anerbietungen, ja selbst was sie Gutes bringen könnten, zurückstoßen, weil man nichts mit ihnen zu thun,

nichts mit ihnen gemein haben dürfe. Bei solchem Sinn paßt es sich, daß viele, die zum Bankgeschäft beigetragen haben, erklärten: an Zinsen vom angelegten Gelde sei ihnen gar nichts gelegen, wenn es überhaupt nur die dänischen Projecte bekämpfe. Aber das Bankgeschäft rentirt sich und wird dies noch besser thun, wenn es größere Mittel besitzt um umfassende Geschäfte zu machen. So ist es also ein entschlossener Kampf auch gegen das dänische Geld, der in Flensburg geführt wird. Wie tief die Abneigung aller Schleswig-Holsteiner gegen die dänische Münze ist, tritt überall bestimmt hervor, und nicht allein hat man dagegen protestirt, daß Soldaten und Beamten ihren Sold in dänischem Gelde gezahlt erhalten, sondern überall, wo man die Absicht merkt, dänische Münzen einzuschmuggeln, regt sich dagegen auch der entschiedenste Widerstand, der so weit geht, daß, da z. B. die Post das Briefporto der meisten Briefe so gestellt hat, daß der Empfänger eine kleine dänische Kupfermünze wieder hinausbekommen muß, Niemand diese Münze annimmt, welche durch allgemeines Uebereinkommen den Briefträgern verbleibt, welche über den nationalen Kampf wahrscheinlich sehr vergnügt sind; dabei hat man jetzt ein Radi-

kalmittel ergriffen, das dänische Kupfergeld los zu werden. Man hat es gesammelt und nach Deutschland zum Einschmelzen für die Vollendung des Hermanns-Denkmals geschickt. Deutscher und bestimmter, kräftiger und patriotischer konnte der Volkswille sich nicht aussprechen, der seine Rechte unverkümmert aufrecht zu erhalten sucht, und so wenig dürfen die Dänen hoffen, die Rechte durch Maßregeln zu beugen, gegen welche man mit deutscher Zähigkeit und Ausdauer sich gewaffnet hat.

Kapitel X.

Die Erbfolgerechte der jüngeren königlichen Linie.

Vor dem Flensburger Meerbusen, der viele malerische Buchten und Einschnitte enthält, deren waldige hohe Ufer den blauen Meeresspiegel umkränzen, setzt sich das feste Land in eine Halbinsel fort, welche breit in die See hinaus läuft und nur durch einen schmalen Sund von der großen Insel Alsen getrennt ist. Ein Theil dieser fruchtbaren Insel gehört dem Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, dem Haupte der jüngeren königlichen Linie, Schwager Königs Christians des Achten; und hier nach diesen fernen Gestaden richten sich seit Jahren immer aufmerksamer die Blicke der Dänen wie der Deutschen, denn die Lösung der Fragen, welche Schleswig-Holstein so heftig bewegen, schlingt sich dicht um

die erlauchte Familie der Augustenburger, deren Erbrechte dabei zumeist und zunächst betheiligt sind.

Auch in Flensburg hatte ich mit manchen unterrichteten Männern über den Streit gesprochen und fand getheilte Meinungen. So viel war gewiß, daß in der letzten Zeit die Deutschgesinnten an Zahl und Stärke gewonnen hatten, die dänische Partei nur durch einen Theil der Kaufmannschaft gestützt wurde, ein anderer nicht unbedeutender Kreis aber eigentlich nicht Fisch nicht Fleisch, nicht deutsch nicht dänisch war, und es am liebsten gesehen hätte, wenn man die unbequemen Verhältnisse ganz und gar abthun und vergessen könnte. Möchte es noch lange so bleiben, wie es ist, sagte mir ein Mann der zu den reichsten und angesehensten gehört, wir haben nichts von den Parteispaltungen, als Hader und Verdruß. Dänemark hat uns immer werth gehalten, wir haben nicht zu klagen; unser Handel blüht, die Geschäfte wachsen, der Wohlstand mehrt sich. Ob der oder jener Herr im Lande ist, was kümmert es uns, wenn man unser Wohl nicht antastet. Es ist ein Unglück, daß die alten Documente und Briefe nicht bestimmter lauten und nun nach Jahrhun-

derten sich so viel Haß und Streit darüber erheben kann.

Aber die alten Documente lauten eigentlich doch bestimmt genug, erwiderte ich. Die alten Landesrechte sind klar und gewiß und was die Erbfolge des Herzogs von Augustenburg betrifft, so steht die nach dem dänischen Königsgesetz und den Erbfolgeordnungen unantastbar da.

So unantastbar, rief er lachend, daß die Dänen keinen Schilling dafür geben. Aber wenn es auch so wäre, wie Sie sagen, so würde es doch besser für uns Alle sein, wenn es sich ändern ließe, wenn keine Theilung statt fände; wenn wir uns in den lang eingelebten Verhältnissen erhalten könnten. Ich frage nichts nach den Dänen, ich berücksichtige nur die Umstände, unsere Verbindungen mit den Inseln, unsere gegenseitigen Vortheile. Hätte es dem König Friedrich nicht beliebt die männliche Erbfolge aufzuheben und in seinem Königsgesetz zu bestimmen, daß auch der Weiberstamm in Dänemark auf den Thron gelangen soll, so wäre dieser heillose Streit nicht, aus dem wir nicht herauskommen können.

Und dieser friedlich gesinnte Herr in Flensburg hat recht, denn wirklich liegt der Knoten dieser

Verwickelungen in den Bestimmungen des Königsgesetzes, das die weibliche Erbfolge in Dänemark einführte. Hätte Friedrich der Dritte nicht so viele Sorgfalt für die Thronfähigkeit des Weiberstammes getragen, hätte er wohlbedächtig und fernhinblickend, die Erbfolge im Königreich nicht damit von der Erbfolge in den Herzogthümern getrennt, so würde, wenn der Mannsstamm der älteren Linie des Königshauses der Oldenburger ausstirbt, der jüngere Zweig, die Augustenburger Herzoge, den Thron besteigen und die Verbindung der deutschen Herzogthümer mit dem dänischen Reiche unlösbar fortbestehen. — „Es hätte, sagt Lornsen in gerechter Würdigung der Verhältnisse, also Friedrich III. im Interesse des Reichs, dessen König er war, seine gleich ihm von den Königen Christian I., Friedrich I. und Christian III. abstammenden Agnaten, nach dem Absterben seines Mannesstammes, zur Thronfolge in Dännemark berufen sollen, dann wäre die Aufrechthaltung der Verbindung Dänemarks und Schleswig-Holsteins auch für die Folgezeit gesichert gewesen. Aber dieser König, welchem die Nation, wie Alles, so auch die Feststellung der neuen Erbfolgeordnung anheim gegeben, fand es nicht also für gut. Er zog es vor, sein Fami-

lieninteresse vorzugsweis ins Auge zu fassen, und verordnete in seinem königlichen Erbstatut, der sogenannten lex regia, daß nach dem Abgange seines Mannsstammes nicht seine Agnaten oder die Mannsstämme der Seitenlinien des oldenburgischen Hauses, sondern sein weiblicher Stamm zur Regierungserbfolge im Königreich gelangen solle. Daraus ergab sich denn nothwendiger Weise eine künftige Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark in dem vorausgesetzten Erbfalle. — Die Dänen und ihr König haben es so gewollt, wir sind unschuldig daran — was ist gerechter, als daß sie nunmehr auch selbst die Folgen ihrer That tragen? Aber nicht also! Wir Schleswig-Holsteiner sollen dafür büßen! Wie wir ursprünglich die Unabhängigkeit unseres Landes den Reichsinteressen Dänemarks geopfert, später den Sonderinteressen des oldenburgischen Hauses zur Liebe Jahrhunderte lang die Drangsale der Theilungen getragen haben, so will man jetzt schließlich den einzigen Preis für so wesentliche Dienste, für so schwere Opfer uns nehmen, den Staatsverband unseres Landes auflösen, die Vereinigung Schleswigs mit Holstein fallen lassen."

In dieser Anklage Lornsens liegt das ganze

Gewicht der dänischen Verschuldung, welche jetzt dadurch gut gemacht werden soll, daß man Schleswig mit allerhand Scheingründen als ein Dänemark incorporirtes Land aus geben will, das von Holstein getrennt, dem Königsgesetz und dessen Erbbestimmungen unterworfen sei.

Ich habe in der Uebersicht der Landesgeschichte dargestellt, daß nirgend in rechtlicher Weise dies der Fall sein kann; überdies aber hat nicht allein bei seiner Thronbesteigung König Christian der Achte im Jahre 1840 alle Rechte und Privilegien des Landes bestätigt, sondern auch am 2. Dezember 1842 der königliche Commissarius in der Schleswigschen Ständeversammlung erklärt, daß er auf Befehl Sr. Majestät des Königs hiermit die schon einmal abgegebene Versicherung wiederhole, daß Se. Majestät die staatsrechtlichen Verhältnisse, auf denen die Selbstständigkeit des Herzogthums Schleswig begründet ist, so wie dessen bisherige Verbindung mit dem Herzogthum Holstein aufrecht erhalten werde.

Diese Erklärung kann im besten Falle nur Gültigkeit haben, so lange Christian VIII. die Krone trägt; wenn es aber wahr ist, daß sein Sohn und Nachfolger, der letzte männliche Sproß des Königs-

hauses älterer Linie, ganz verschieden über die Schleswig-Holsteinsche Frage denkt und sich oft schon bestimmt genug darüber äußerte; dann sind die Sorgen und Befürchtungen der Herzogthümer vollständig gerechtfertigt und man begreift die bangen Blicke auf die Zukunft eben so wohl, wie die Zerwürfnisse im Königshause selbst, welche immer unumhüllter hervortreten.

So lange in Dänemark keine Aussicht war, daß eine verschiedene Erbfolge eintreten konnte, blieb die Eintracht des königlichen Hauses erhalten und die Erbfolgerechte der Augustenburgischen Fürsten unangetastet. Niemand bekümmerte sich um die verstaubten Pergamente der Archive; erst als es wahrscheinlicher wurde, daß der Mannsstamm der ältern Linie seinem Erlöschen entgegen gehe, erwachte bei den Dänen die Furcht, bei den Schleswig-Holsteinern die Hoffnung auf Trennung; zugleich aber wandte sich der Blick auf die Erbfolgerechte der jüngeren königlichen Linie und nun folgte dänischer Seits eine Reihe von Bemühungen um zu erweisen, daß jene Erbrechte erloschen, oder zweifelhaft, oder gar nicht vorhanden seien. — Der Mannsstamm des königlichen Hauses der Oldenburger war seit der Mitte des vorigen Jahr-

hunderts kein Baum, der viele männliche Sprossen trieb. Christian der Siebente, der Sohn Friedrichs V. kam 17 Jahr alt auf den Thron seines Vaters, und vermählte sich wenige Monate darauf mit der unglücklichen Caroline Mathilde von England, deren Leben, Leiden und Lieben so viele Dichter und Schriftsteller erzählt und besungen haben. — Die geheime Geschichte dieser uud der folgenden Zeit ist zum größten Theil noch unenthüllt. Der Wahnsinn des jungen Königs ruft eine jener ränkevollen und blutigen Palastverschwörungen hervor, an deren Spitze die Stiefmutter Christian des Siebenten, die arge Königin Juliane, eine Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel steht. Sie war die zweite Gemahlin Friedrichs V. und strebte mit nichtsachtendem Ehrgeiz darnach, ihrem Sohn, dem Prinzen Friedrich, Halbbruder des Königs, die dänische Krone zu verschaffen. Darum die Anklage der unglücklichen Mathilde und deren Verstoßung, darum die Hinrichtung Struensees und Brands, deren schuldlose Häupter zugleich zur Sühne des beleidigten dänischen Adels fielen.

Die Königin Juliane erreichte jedoch ihren Zweck sobald nicht, denn Christians und Mathil-

dens Sohn, der Kronprinz Friedrich, 1768 geboren, blieb am Leben. Im Jahr 1784 ward er Mitregent, und trat an die Stelle seines wahnsinnigen Vaters, bis er im Jahre 1808, nach dessen Tode, als Friedrich VI. den Thron bestieg. 1790 hatte er sich mit einer Tochter des Landgrafen Karl von Hessen vermählt, dessen Gemahlin eine Schwester seines Vaters war. Aus Friedrichs VI. Ehe entsprangen zwei Töchter, die Gemahlin des Prinzen Ferdinand von Dänemark, Bruder des jetzigen Königs, und die jetzige Gemahlin des Herzogs von Schleswig-Holstein-Glücksburg; aber in Gerüchten und Sagen laufen durch den Mund des Volks noch immer die Erzählungen fürchterlicher Verbrechen, welche eine strafende Nemesis der Königin Juliane und ihrem Stamm aufbürdet, als Folge der Gräuel, die sie verschuldet. — In Kopenhagen erzählt man sich allgemein, daß Friedrich der Sechste allerdings zwei Söhne gehabt habe, welche aber gleich nach ihrer Geburt verschwanden. Man weiß von einem armen Knaben, der zu einem Tischler in die Lehre gethan, seine Abkunft entdeckte, doch schnell gefangen gesetzt und in die Colonieen geführt wurde, wo er nach Jahren entkam und Kopenhagen glück-

lich erreichte, doch nur um daselbst zu sterben. In einem öffentlichen Krankenhause, fast im Augenblick seines Todes, soll er vom Könige aufgefunden und erkannt worden sein. Eine Hofdame und ein alter Schloßdiener, dem jener Knabe übergeben war, entzogen sich nach dieser Entdeckung durch Selbstmord jedem irdischen Richter. Mögen dies auch immerhin Ammen-Mährchen sein, wozu man diese Geschichten von anderer Seite stempelt, sie beweisen, was das Volk der Herrschgier jener grausamen Königin zutraute. — Julianens Sohn, der Erbprinz Friedrich, konnte die Krone nicht erlangen; er starb 1805, aber aus seiner Ehe mit Sophie von Mecklenburg-Schwerin, waren zwei Söhne und zwei Töchter vorhanden. Der älteste dieser Söhne, Christian Friedrich, geboren den 18ten September 1786, ist der jetzige König von Dänemark, Christian der Achte, welcher seinem Vetter Friedrich VI. am 3ten Dezember 1839 auf dem Thron gefolgt ist. Sein Bruder Friedrich Ferdinand ward 1792 geboren und vermählte sich mit der ältesten Tochter König Friedrichs VI., der Prinzessin Caroline. Diese Ehe ist kinderlos. Die beiden Prinzessinnen: Juliane Sophie und Charlotte Louise, Schwestern

König Christians VIII. wurden an zwei hessische Prinzen verheirathet, an Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Brachfeld und den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel. Aus dieser letzten Ehe stammen drei Töchter und ein Sohn: Friedrich Wilhelm geboren 1820 und muthmaßlicher Erbe der dänischen Königskrone sowohl, wie der Kurfürstlichen Krone von Hessen-Kassel.

Denn König Christian VIII., welcher sich von seiner ersten Gemahlin, einer Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, 1812 scheiden ließ und sich 1815 zum zweiten Male mit Caroline Auguste, Schwester des Herzogs von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg vermählte, besitzt aus jener ersten Ehe nur einen Sohn, den Kronprinzen Friedrich Carl Christian, geboren den 6ten Oktober 1808. Derselbe vermählte sich 1828 mit der zweiten Tochter des verstorbenen Königs Friedrich VI., der Prinzeß Wilhelmine, welche 1837 von ihm geschieden, jetzt die Gemahlin des Herzogs von Schleswig-Holstein-Glücksburg ist. Der Kronprinz heirathete 1841 zum zweiten Male, die Prinzessin Caroline von Mecklenburg-Strelitz, beide Ehen sind jedoch kinderlos geblieben, und so steht der Mannsstamm des dänischen Königs-

hauses jetzt auf sechs Augen, auf dem König Christian, dessen Bruder (den Prinzen Ferdinand) und dem Kronprinzen.

Das befürchtete Erlöschen der ältern Linie setzt den dänischen Staat, wie wir gesehen, nun in die üble Lage, die mit ihm verbundenen deutschen Herzogthümer zu verlieren, ganz ähnlich wie dies mit England der Fall war, als Hannover sich nach König Wilhelms IV. Tode, 1837 von ihm trennte, weil in England der Weiberstamm zur Krone gelangte, die in Hannover nur ein Mann tragen kann.

Die jüngere Linie nahm Besitz und England, das Hannover nie als einen integrirenden Theil betrachtete, versuchte in keiner Weise das Recht zu beugen. Ein großes und mächtiges Volk fühlte sich dort nicht gekränkt und beeinträchtigt durch einen Verlust, der es nichts anging, denn Hannover gab England weder Kraft, noch verbesserte es etwa seine Finanzen. Der König von England allein war auch König von Hannover. Zwei Kronen vereinten sich auf seinem Haupte, sonst gab es nichts Gemeinsames dort. Der freie und stolze Sinn des Volkes hatte nie versucht Hannover als eine englische Provinz zu betrachten und

zu bewirthschaften. Anders ist es mit Dänemark. In mittelaltiger Zeit waren jene deutschen Länder zur Verbindung mit ihm gekommen und hatten unter ganz anderen Verhältnissen nach und nach ihre Selbstständigkeit verloren. Ihre Privilegien blieben zwar dem Buchstaben nach stehen, aber in Wahrheit wurden sie Provinzen, deren Vertretung nach Außen, deren Heerwesen und Finanzen ganz mit den dänischen verschmolzen wurden, so daß zuletzt wohl bei Dänen die Meinung entstehen konnte, die Herzogthümer seien wirklich ihr Eigenthum. Das arme kleine Volk der Dänen erschrak vor dem ungeheuren Verlust. Vierhundert Jahre des ungestörten Besitzes hatten ihrer Ansicht nach längst aus der Verbindung eine untrennbare Vereinigung gemacht; jetzt wurde diese plötzlich gefährlich angetastet, durch das mögliche Erlöschen des Mannsstammes im Königshause; jetzt erst traten die alten Urkunden aus ihrem Dunkel, durch welche Schleswig-Holstein dänisch geworden war.

Den Dänen kam es nun vor Allem darauf an zu erweisen, daß die Herzoge von Augustenburg kein Recht zur Erbfolge hätten. Mit Schleswig wurden sie in der beliebten Weise am kürzesten dadurch fertig, daß sie es seit 1721 incorporirt

sein ließen, dagegen machte ihnen Holstein doch einiges vermehrtes Kopfbrechen. Die Herzoge von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg waren ihnen ersichtlich die gefährlichsten Gegner und Niemand ist in neuer Zeit wohl heftiger und erbitterter von der dänischen Propaganda angegriffen, als das Haupt der Familie, Herzog Christian August.

Wir haben gesehen daß dieser jüngere Zweig des königlichen Hauses im Jahre 1564 dadurch entsprang, daß sein Stammvater, Herzog Johann der Jüngere, mit seinem Bruder, dem Könige Friedrich II. den königlichen Antheil theilte. — Im Jahre 1622 theilten die Söhne Johanns des Jüngern wiederum die Erbschaft ihres Vaters und es entstanden die Sondenburger, Norburger, Arröer, Glücksburger und Plöner Linien, welche jetzt sämmtlich erloschen sind, bis auf den Zweig der Sonderburger Linie, welcher die Linie der Herzoge von Augustenburg bildet, und einem jüngern derselben Linie, von dem die Herzoge von Beck-Glücksburg stammen.

Das Primogenitur-Statut, welches für die jüngere königliche Linie von dem Herzog Alexander zu Sonderburg am 17. Dezember 1633 eingesetzt

wurde, sicherte für diese beiden Zweige seinen Nachkommen das Recht der Erstgeburt; daher geht die augustenburgische Linie der Beck-Glücksburgschen in der Erbfolge voran, diese Erbfolge selbst ist aber der gesammten königlichen Linie nach dem Aussterben des Mannsstammes der ältern königlichen Linie durch das Recht der Lehnssuccession gesichert.

Die Angriffe der Dänen auf diese Nachfolge sind nun der allerverschiedensten Art gewesen. — Wie es mit der Behauptung steht, daß der Herzog Christian August im Jahre 1721 einen Unterthaneneid geleistet und damit seine Erbrechte aufgegeben habe, ist früher schon dargestellt worden; eben so haben wir angeführt, wie im Jahre 1806 Dänemark die Incorporation Holsteins versuchte, auf Protest des Herzogs Friedrich Christian von Augustenburg jedoch der Ausdruck „unzertrennlicher Theil" in dem Patent vom 9ten September gestrichen, und dafür das nichtsbedeutende Wort „ungetrennt" gesetzt wurde.

Die Herzoge von Augustenburg waren demnach aufmerksam auf Bewahrung ihrer Rechte und sie mußten es noch mehr werden, als mit dem Jahre 1815 die Angriffe immer verschiedener begannen;

jemehr sich der Streit erhitzte, um so ungereimter wurden die Behauptungen. Eine Zeit lang griff man sogar die Legitimität der Ehe des Herzogs an, der eine Gräfin von Daneskjold-Samsöe geheirathet hatte, und da auch sein Bruder, der Prinz Friedrich mit einer Gräfin Daneskjold-Samsöe vermählt war, fand man darin das beste Mittel, die Erbfolgefähigkeit aller Kinder aus diesen Verbindungen zu bezweifeln.

Es wurden jedoch bald, und namentlich durch Sammer, an dreißig Fällen im königlichen Hause nachgewiesen, daß Ebenbürtigkeit der Mutter zur Erbfolgeberechtigung ihrer Kinder gar nicht gefordert werde, daß sich vielmehr im königlichen Hause, wo sehr viele unebenbürtige Ehen statt fanden, ein ganz entschiedenes Herkommen ausgebildet hat, das dem Wesen des skandinavischen Nordens entspricht, welches keine Standesunterschiede kannte. Auch das in späterer Zeit gegebene Königsgesetz verlangt keine Ebenbürtigkeit für die Erbfolge der Kinder, sondern nur Einwilligung des Königs zur Ehe. Diese Bestimmung wurde dann auch von den Dänen auf die Ehe des Herzogs angewandt, obwohl das Königsgesetz nur für Dänemark Gültigkeit haben kann. Der alte König Friedrich

hatte nun wohl allerdings die Verbindung des Herzogs mit der Gräfin von Samsöe nicht gern gesehen und darüber gezürnt, allein sich bald versöhnlich gezeigt; überdies war die Wahl des Herzogs unter Beistimmung seines Schwagers, des Kronprinzen, jetzigen Königs erfolgt; das Königsgesetz also in keiner Beziehung darauf anwendbar. Man ließ diese unnützen und häßlichen Angriffe daher auch bald wieder fallen und wandte sich auf viel ernsthaftere Gegenstände. Man bestritt nämlich die Lehnsfähigkeit der jüngern Linie, und auf diesem verwickelten schwierigen Felde konnten die verschiedensten Folgerungen oder Schlüsse gezogen, hartnäckig vertheidigte Behauptungen aufgestellt werden; hier war überhaupt ein Boden, auf welchem dialektische Fechterkünste und scharfsinnige Hypothesen viel vermochten.

Dieser Streit währt bis jetzt fort, und hat von beiden Seiten viele Rechtskundige und Gelehrte beschäftiget; allein die Sache des Augustenburgischen Hauses erlangte dennoch ein so entschiedenes Uebergewicht in der öffentlichen Meinung und fand so wohlgerüstete treffliche Vertheidiger, daß ihr Erbfolgerecht in Schleswig-Holstein so ziemlich wohl den Meisten klar ist, die nicht

im Parteiinteresse es verdunkeln und abläugnen wollen.

Von der höchsten Wichtigkeit ist in diesem Betracht Sammers Buch über die Staatserbfolge in Schleswig-Holstein, das Werk eines scharfsichtigen Publicisten, der von vielen wichtigen Urkunden unterstützt, die Einwände der Gegner widerlegt und mit großer Entschiedenheit die Rechte der jüngern königlichen Linie vertheidigt.

Ob überhaupt ein Lehnsrecht für Schleswig-Holstein gültig sei, oder ob nicht die Landesprivilegien allein gültig bleiben und die Herzogthümer, wenn sie sich von Dänemark trennen, von Neuem ein Wahlreich werden, ist ebensowohl Gegenstand lebhaften Streites geworden, wie die Frage: ob Holstein und Schleswig Mannslehen seien?

Was die Wahlfreiheit der Stände anbetrifft, so ist diese lange Zeit hindurch Gegenstand des Streits zwischen Ständen und Herzogen gewesen, bis derselbe endlich in dem Erstgeburtrechte zur Vermittelung gelangte. Der Verlauf der Zeiten hat die Erbfolge in der Wirklichkeit fest begründet und zu Schleswig-Holsteins eigenem Wohle wäre eine

Rückkehr zur Wahlfreiheit nicht zu wünschen. Was dagegen die Frage betrifft: ob Schleswig und Holstein ausschließlich Mannslehen seien? so muß für Holstein dies wohl für alle Zeit behauptet werden, denn es war Lehn des deutschen Reichs, das nur für Waffendienst gegeben wurde. — In den früheren Lehnsbriefen wird allerdings nur von veri heredes gesprochen; die spätern aber enthalten ausdrücklich die Belehnung auf männliche Leibes- und Lehnserben. Schleswig dagegen ist in früherer Zeit auch Weiberlehn gewesen, wie dies Dahlmann und Michelsen behaupten, der mehre Erbverzichte der Herzogtöchter auf das Herzogthum Schleswig bekannt gemacht hat. Wenn dies aber auch so gewesen, so ist doch gewiß, daß es in späterer Zeit von den dänischen Königen selbst als Mannslehn anerkannt wurde. Im Odenseer Vergleich 1579 mußten die Herzoge eben deswegen Lehndienste zusagen. König Friedrich II. versprach dagegen allen Herzogen von Holstein, den jetzigen wie zukünftigen, Schleswig als ein rechtes fürstliches, altväterliches, vererbtes Fahnenlehn zu verleihen. In allen folgenden Zeiten sind beide Herzogthümer als solche genannt, die nur an den männlichen Stamm fallen

können; es kann daher der Weiberstamm, wenn derselbe in Dänemark nach dem Königsgesetz zur Krone gelangt, niemals auch in den Herzogthümern regieren.

Ein anderer wichtiger Streitpunkt ist nun der, ob, wenn die Herzogthümer sich trennen, eine Linien- oder eine Gradual-Erbfolge eintritt. — Bei der reinen Linienerbfolge ist diejenige die nächste, welche ihrer Abstammung nach mit dem letzt Verstorbenen den nächsten gemeinsamen Stammvater hat. Gilt dagegen die reine Gradualerbfolge, so ist der der königlichen Linie Nächstverwandte auch nächstberechtigter Erbe. Bei gleichen Graden der Verwandtschaft muß das Erbe getheilt werden. Tritt endlich eine Linien-Gradualfolge ein, so gilt bei der nächstberechtigten Linie das Recht der Erstgeburt, die Primogeniturfolge.

Nun sind die Herzoge aus der jüngern königlichen Linie nach der reinen Linienerbfolge die nächsten, denn ihr Stammvater Johann der Jüngere war ein Sohn Christians III.; die gottorfsche Linie hat einen entfernteren Stammvater (Friedrich I.) mit der älteren königlichen Linie gemein. Die Herzoge von Augustenburg und von Glücksburg würden daher das Land thei-

len müssen. — Nach der Gradualfolge ständen die Augustenburger dagegen hinter den Gottorfern, denn diese sind dem Grade nach näher mit der ältern königlichen Linie verwandt. Gilt die Linien-Gradualfolge, so fiele Schleswig-Holstein durch Primogeniturrecht zunächst der Augustenburgschen Linie, dann der Glücksburgischen, dann der Gottorfschen zu.

Wie wir gesehen haben sind die Primogeniturordnungen von 1609, 1633 und 1650 für die drei Linien des oldenburgschen Hauses vorhanden, allein keine ist da, welche für das ganze Haus gemeinsame Gültigkeit hätte. Dieser Umstand hat den Streit vornehmlich so verworren gemacht. — Was soll gelten? An wen soll die Nachfolge fallen, wenn eine der Linien erlischt? Nach welchem Rechte soll entschieden werden? Nach dem gemeinen Recht? Nach Privatrecht, oder gemeinem Lehnrecht? Und nach welchem System? Nach Linien- oder Gradualfolge? nach welcher Successionsordnung?! Man sieht welch ein Feld zu Behauptungen und Gegenbehauptungen hier offen liegt, was durch Ansichten und Parteiintereſſen bis zur Ueberschwenglichkeit fruchtbar gemacht werden kann.

Die Successionsordnung des Schauenburger Hauses ist bald als Gradualfolge, bald als Linienerbfolge von den Gelehrten beurtheilt worden, weil Fälle vorkommen, die für beide Arten von Erbfolge zeugen, denn in jener rauhen Zeit suchte der zu erben, der die meiste Macht besaß. So wurde denn die Erbfolge bald durch Krieg und endlich durch Vergleich bestimmt. — Die Schauenburger kehrten sich wenig an das was Recht war und ließen selbst die Weiber erben. Dem Rechte nach sicherten sich die Stammvettern die Lehen, als Mitbelehnten zur gesammten Hand, wie es nach sächsischem und überhaupt deutschem Lehnrecht Sitte war, und diese Erbfolge zur gesammten Hand läßt keine Gradualfolge zu, sie giebt vielmehr der Linie den Vorzug.

Nach dem Erlöschen des Schauenburger Hauses, als die Oldenburger durch Wahl der Stände Herrn in Schleswig-Holstein wurden, trat 1460 das Wahlrecht ein und dauerte bis 1616. Christian I. erkannte das Wahlrecht der Stände an und sicherte es durch ein Privilegium, aber neben diesem ständischen Wahlrecht ging die Erbfolge des Fürstenhauses. Sobald ein Landesherr todt war, traten seine nächsten Erben die Regierung an, übten die

Rechte derselben aus und beriefen dann erst den Landtag, um Huldigung von den Ständen zu begehren. — Es war also Erbfolge und Wahl hier ganz wunderlich verbunden, und dies System, das viel Verderben und frühen Untergang in sich tragen mußte, wurde erbliches Wahlrecht genannt, was in mancher Beziehung ein Unsinn ist. Denn ein Wahlrecht war eigentlich nie vorhanden in Schleswig-Holstein, weil keine Wahl den Ständen frei blieb. Die Erben ergriffen die Regierung nach der bei ihnen üblichen Ordnung, nach welcher sie die Herzogthümer als väterliches Erbe ihres Hauses betrachteten, und ohne die Stände zu fragen, forderten sie nur von ihnen die Bestätigung, die Huldigung, welche allerdings versagt werden konnte. — Je mehr die Fürstenmacht erstarkte, um so lästiger wurden ihr die Huldigungsgesuche an die Stände. Sie ließen es Monate und selbst Jahre lang anstehen, wie z. B. Friedrich II., der 1559 zur Regierung kam, erst 1564 die Huldigung verlangte. — Das Erbrecht war und blieb überwiegend; die Stände wandten überhaupt nur einmal ihr Verwerfungsrecht an, um der Vielherrschaft zu entgehen, endlich aber verschafften sich die Herzoge die Befehle

des Kaisers, ihnen als Erbherrn ohne Weiteres zu huldigen, Herzog Philipp weigerte sich zuerst 1588, die Stände darum anzugehen, und als die Primogeniturstatute die Landestheilungen aufhoben und die Erbfolge in den Linien bestimmten, erlosch das sogenannte Wahlrecht gänzlich.

Auf dem Landtage von 1616, sagt Sammer, ward jenes Recht aufgehoben, und er weist dies aus den Landtagsakten nach. — Falk läßt die Aufhebung nur für das Gottorfsche Haus gelten; Lorensen für das ganze Oldenburgische Haus, Claussen will dagegen von keiner Aufhebung wissen, nach ihm ist für jeden Thronwechsel der Erstgeborne als Nachfolger bestimmt worden, so daß eine eigentliche Erbfolge bis jetzt nicht existirt.

So verschieden ist die Meinung der Publicisten fast bei allen wichtigen Fragen. — Sammer theilt jedoch die Vorgänge ausführlich mit, aus welchen klar hervorgeht, daß König und Herzog von ehrbaren Rittern und Landschaft „die Erbhuldigung aus allerschuldigster Gebühr unweigerlich und denen kaiserlichen und königlichen Befehlen und Begehren gemäß“ verlangte. Die Stände sahen wohl, daß man die Wahl umgehen wollte,

und suchten ihr Privilegium zu retten, indem sie König und Herzog als gewählte Herrn annahmen, allein dieser Ausweg half ihnen nichts. — Der Befehl Kaiser Rudolfs II. von 1590 ward jetzt veröffentlicht, worin bei Strafe der Rebellion ihr Huldigungsrecht aufgehoben wurde, und das Ende war, daß die Stände sich fügten und Vergleichsvorschläge machten, wogegen König und Herzog an demselben Tage erklärten, daß die Erbhuldigung pure, simpliciter und absolute zu leisten sei, widrigenfalls die Strafen der Rebellion eintreten würden.

So mußten sich denn die Stände, uneinig und entmuthigt, unterwerfen, und froh sein, daß Christian IV. es sich gefallen ließ, als: „ältester Sohn des verstorbenen durchlauchtigen Herrn Johann Adolf und von Ihrer kaiserlichen und königlichen Majestät belehnter Landesherr“ gehuldigt zu werden, und nicht, wie seine Gesandten es forderten, ganz einfach als regierender Landesfürst und Herr.

Von dieser Zeit an war das Wahlrecht beseitigt. Was noch erfolgte, war Wortklauberei. In der Privilegienconfirmation hieß die letzte Erklärung zwar: daß man das Wahlrecht auf das Erst-

geburtsrecht zurückgeführt habe, oder wörtlich: man habe den punctum electionis vorinserirter Erklärung ad primogenitum restringiret; in Wahrheit aber war man in gewaltthätiger Weise gezwungen worden, die Erbhuldigung ohne alle Bedingung zu leisten. Die da sagen, es sei das Wahlrecht nicht aufgehoben, beziehen sich auf das Wort restringirt, was Herzog Friedrich von Gottorf sich nicht gefallen ließ, weshalb er, auf Vorschlag der Stände in die Privilegienconfirmation reducirt setzte. Der König ließ es geschehen, deswegen soll nun für die Gottorfer das Wahlrecht aufgehoben sein, für die königlliche Linie nicht; oder wie gesagt, nach anderer Deutung das Wahlrecht überhaupt noch fortbestehen, blos weil restringere einschränken bedeutet.

Man hat damit zugleich eine Probe, wie dieser Streit geführt wird. Solche Einwürfe aber sind nichtig, den Thatsachen gegenüber, nach welchen die Erbhuldigung pure, simpliciter und absulute geleistet wurde. Seit 1616 trat hierauf in Schleswig-Holstein ganz dasselbe Staatsrecht in Wirksamkeit, wie in andern Ländern, wo das Recht der Erstgeburt gilt. War keine allgemeine Successionsordnung vorhanden, so traten dafür um so gewisser

die gemeinen Rechte an deren Stelle, weil diese überall gelten müssen, wo kein besonderes Gesetz sie ausschließt.

So kommt für beide Herzogthümer das gemeine Lehnrecht in Anwendung, was früher schon Gültigkeit besaß. Diese Rechtsquelle giebt der Linienerbfolge den Vorzug und stimmt darin mit dem Erstgeburtsrechte überein. Der Unterschied beider aber besteht darin, daß die gemeinen Rechte denjenigen zur Nachfolge berufen, welcher dem Letztverstorbenen im Grade am nächsten steht; das Erstgeburtsrecht dagegen den, welcher unter den Mitgliedern einer Familie der Erstgeborne ist.

Jetzt, wo man den Staat nicht mehr als eine Privatdomäne betrachtet, sondern als einen Verband der menschlichen Gesellschaft, an dessen Spitze nur Einer stehen kann, ist die Untheilbarkeit überall durch das Recht der Erstgeburt gesichert worden; und so ist es auch in Schleswig-Holstein. Die Völker haben für ihre Untrennbarkeit ein weit älteres und göttlicheres Recht aufzuweisen, als die Fürsten, und die Zeiten sind längst vorüber, wo man sie als eine väterliche Hinterlassenschaft betrachten konnte, um deren Besitz man sich stückweis, wie um Heerden und Ackerstücke verglich.

Jene Zustände der Unfreiheit in den mittelaltrigen Patrimonialstaaten hat selbst der Absolutismus schon beseitigt, indem er in seinem Interesse die Erstgeburtsrechte einführte, noch viel weniger aber kann der Rechtsstaat jene dulden, der den Grund seines Bestehens im Gesellschaftsverband freier menschlicher Wesen und deren Willensvereinigung setzt.

Aus der Erstgeburtsfolge in den Herzogthümern ergab sich historisch die Vereinigung des Landes unter der Regierung eines Fürsten. Die ältere königliche Linie erwarb nach und nach Sonderburg, Arröe, Norburg, Plön und Glücksburg. Durch Krieg und Eroberungen kam 1721 der Gottorfische Antheil an sie, und dieser Erwerb wurde durch Vertrag 1773 bestätigt, so daß gegenwärtig das ganze Land vereint ist und nach dem Rechte der Erstgeburt vererben muß.

Es kommt nun darauf an, welche Linie zuerst zur Erbschaft gelangt und hier gerathen die Meinungen wiederum sehr feindlich an einander. Die Dänen behaupten, daß das Erbstatut des königlichen Hauses gelten müsse, welche das gemeine Recht vollkommen ausschließt. Falk bezieht sich auf das römische Recht und nimmt reine Gradualfolge an; Andere wieder reine Linealfolge; dagegen

tritt Sammwer mit Beweisen auf, daß das gemeine Lehnrecht ausdrücklich für Schleswig, wie für Holstein, in beiden Fürstenthümern zur Anwendung gekommen sei, und die Libri Feudorum der deutschen Kaiser hier, wie im übrigen Deutschland gelten. Da es kein dänisches Lehnrecht gab, ward das Deutsche auch in Schleswig eingeführt, das eng mit Holstein verbunden wurde. Ueberdies waren die Oldenburger deutsche Fürsten, eben sowohl wie frühere dänische Könige, Erich von Pommern u. s. w. die deutsches Wesen in Dänemark einbürgerten. Die Berufung auf die gemeinen Lehnrechte finden sich bei vielen Streitigkeiten der Könige und Herzoge und diese entkräftigten immer mehr die einheimischen sächsischen. Auch der Kaiser Rudolph erkannte im Oldenburger Erbstreite (1590) diese an; in allen drei Primogeniturstatuten geschah dasselbe. Das lombardische geschriebene oder gemeine Lehnrecht stellt somit die Rechtsquelle entschieden dar.

Bei dem sächsischen Lehnrecht gab es keine Erbfolge der Seitenverwandten; diese mußten ihre Mitbelehnung immer in der gesammten Hand suchen; das lombardische oder gemeine Lehrecht dagegen lehnte das ganze Geschlecht des ersten Er-

werbers. Nach und nach hat sich aus ihm die Annahme einer Lineal-Gradualfolge herausgebildet und hierin trifft es mit dem Sachsenspiegel zusammen, der diese ebenfalls vorschreibt. Ueberall in Deutschland hat die Linealfolge ihre Anerkennung gefunden, und so auch in den Primogeniturstatuten der Schleswig-Holsteinischen Herzoge, die ohne allen Vorbehalt anerkannt wurden. Die Anerkennung des näheren Grades tritt dagegen in dem königlichen Primogeniturstatut hervor. Der Vorzug des Grades wird in der näheren Linie als gültig eingesetzt und neben dem Rechte der Erstgeburt festgestellt. Das Statut der jüngeren königlichen Linie und das Gottorfische besagen ausdrücklich, daß die Anordnungen desselben auch für Alles künftig zu Erwerbende (Neo acquirenda) Gültigkeit haben, und dies ist sehr wichtig geworden, weil damit zugleich für den Anfall der Herzogthümer Schleswig-Holstein, mit welchen sie zur gesammten Hand belehnt waren, das Erbrecht festgesetzt ward. Durch dies Erbstatut von 1633 geht die Augustenburger Linie der Beck-Glücksburgischen voran, während sie nach gemeinem Rechte derselben nachstehen würde. Das Statut hat also das gemeine Recht abgeändert und ist bei verschiedenen

Gelegenheiten auch in Kraft getreten, namentlich bei dem Erlöschen der plönischen und glücksburgischen Linien. Die in Schleswig-Holstein geltende Successionsordnung ist daher eine gemischte, in deren Folge zum Theil das gemeine Recht, zum Theil die Statute in Anwendung kommen. Daß, wenn die ältere königliche Linie erlischt, nicht die Gottorfische, sondern die jüngere königliche Linie folgt, beruht auf dem gemeinen Recht, das die Linien-Gradualfolge einsetzt; daß aber die Augustenburgische Linie zuvörderst succedirt und zwar nach dem Rechte der Erstgeburt, beruht auf dem Familienstatut, das zwischen der Beck'schen und Augustenburgischen Linie die Erbschaftsfolge ordnet.

Nach dem Aussterben dieser beiden Linien folgen die Gottorfer, als Nächstberechtigte, in Folge gemeinen Rechts, und zwar zuerst die russische, dann die schwedische Linie (die Wasa), dann die Oldenburgische.

Es ist schwer, von diesen so viel angegriffenen und bestrittenen Verhältnissen eine kurze und klare Darstellung zu geben. So weit dies hier geschehen konnte, habe ich es versucht, und glaube, daß nach allen Erwägungen die Erbfolge des Hauses Augusten-

burg wohl begründet ist. Die Prinzen dieses Hauses sind ersichtlich die nächsten Erben, wenn man es nicht macht wie die Dänen, und entweder historische Fakta geflissentlich entstellt, oder aus einzelnen Widersprüchen, die hier so leicht aufzufinden sind, Schlüsse und Folgerungen zieht, die zu ganz entgegengesetzten Resultaten führen müssen.

Für die Belehnung der Herzoge von Augustenburg mit Schleswig und Holstein zur gesammten Hand giebt es der historischen Beweise viele. Für Schleswig reichen sie bis ins 18. Jahrhundert hinein und für Holstein ist noch ein Lehnsbrief von 1755 von Kaiser Franz ausgestellt worden. Diese Rechte wurden auch von der Königlichen Linie stets anerkannt. Sammwer, dessen gründliches Buch überhaupt wohl das meiste Licht in diese Verhältnisse gebracht hat, beweist eben so auch, daß Pinneberg und Ranzau durch Lehnsrecht an die jüngere Linie fallen müssen, aber was wollen alle diese Beweise und Rechte, und wären sie noch so klar und gewiß, wenn im leidenschaftlichen Kampfe der Parteien jede nur das für Recht erklärt, was ihr gefällt.

Schleswig ist 1721 incorporirt, rufen die Dänen; dies Faktum löscht alle Lehns- und Successions-

rechte aus. Holstein mag sich trennen und unter drei oder vier Herrn theilen lassen, wenn es dazu Lust hat. Dagegen beweisen die Schleswig-Holsteiner vergebens, auf ihre Privilegien und historische Beweise gestützt, daß die dänische Behauptung falsch sei; kein dänischer Patriot wird ihnen glauben. — Und zwischen diesen beiden streitenden Völkern stehen die Sprößlinge der jüngeren königlichen Linie und können, von ihren Verhältnissen zum Königshause bedrängt, ihre angefochtene Successionsfolge, bis jetzt nur unter mannichfachen Berücksichtigungen vertheidigen. Naturgemäß müssen sie mit dem Lande gehen, denn nur in Verbindung mit dessen Rechten, werden ihre eigenen Rechte zur Geltung gelangen. Aber jede offene Deklaration muß ihre Stellung zu den königlichen nahen Verwandten zu einer feindlichen Partie zu machen; jede Annäherung zur Schleswig-Holsteinischen Sache ruft schon eine Kette von Angriffen hervor, denn die dänische Propaganda wird nicht müde, das geringste Zeichen, daß der Herzog von Augustenburg seine Rechte beachtet und zu vertheidigen strebt, wie ein Verbrechen zu behandeln. So gehen denn die Angelegenheiten der Erbfolgerechte der jüngeren königlichen Linie und die Landesangelegenheiten der

Herzogthümer neben einander. Es sind zwei für sich bestehende, besonders zu betrachtende Gegenstände, aber sie umschlingen sich so fest und werden so sehr von gemeinsamen Verhältnissen getragen, daß das Eine dem Anderen die Nothwendigkeit verleiht.

Ich war zu einer interessanten Zeit in die Herzogthümer gekommen. Der König durchreiste das Land, dessen verschiedene Stimmung ihm kund wurde. Er versammelte auf seinem Schlosse zu Plön den Adel, der ihm aufwartete, und zum nahenden Geburtstage den Herrscher beglückwünschte. Beim festlichen Mahle im Schlosse hob es der König hervor, wie in diesen Räumen seine Vorfahren oft mit ihren Vasallen getafelt, die treu an seinem Hause gehalten und wie er hoffe, daß noch in später Zeit diese Treue sich bewähren und bei seinem Nachkommen ausharren werde. — In Kiel, wo König Christian sich dann einschiffte, um sein Geburtsfest in Kopenhagen zu feiern, fand eine ernstere Scene statt. Die Deputation der Universität wurde streng empfangen, denn namentlich war der Geist, welcher sich in manchen Lehrern der Universität, durch Vorträge, Schriften und Theilnahme an dem Landesstreit bemerkbar machte, in Kopenhagen längst mißliebig aufgenommen worden.

Der König berührte diese Thatsachen nicht ohne entschiedenen Tadel. Er wies darauf hin, daß die Universitätslehrer damit die Jugend irre führten; und daß sie, statt an ihren eigentlichen Beruf sich zu halten, der da sei der Wissenschaft zu leben und diese zu lehren, Unruhe und Unzufriedenheit verbreiten helfen; als ob Wissenschaft und Leben sich trennen ließen, und Lehrer des Rechts und der Geschichte (wie überhaupt in so bewegter Zeit jeder Lehrer) nicht das Recht und die Pflicht hätte, auch lebendigen Antheil an den Zuständen des Vaterlandes zu nehmen! Der König drohte, der Universität seine Gnade und Unterstützung zu entziehen und sprach über die beabsichtigte Trennung der Herzogthümer in eigenthümlicher Wendung seine Meinung aus: Einen Staat Schleswig-Holstein gibt es nicht und wird es nie geben, sagte er, aber halten Sie mich nicht für so dumm, eine Incorporation zu wollen. Ich werde die staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogthümer aufrecht zu erhalten wissen.

In diesen Worten lag das ganze Glaubensbekenntniß des Monarchen. Zu rechtlich, um den Forderungen der exaltirten dänischen Partei beizustimmen, zu schwach um ihr ganz zu widerstehen;

zu einsichtsvoll um die Mahnungen der Zeit energisch zu verwerfen und doch zu sehr absoluter Herrscher, um der unbeschränkten Gewalt zu entsagen und durch eine freie Verfassung vielleicht die Gemüther zu versöhnen; endlich zu wenig Staatsmann, um etwa, wie Louis Philipp, die Parteien zu beugen und in kluger Berechnung sie zu schwächen; so läßt sich die ganze Summe dieser Weisheit dort concentriren, keinen von beiden Theilen zum Uebergewicht gelangen zu lassen; vielleicht um in der letzten Minute des Lebens sich zu sagen: après moi le déluge! — Die Worte des Königs widerhallten von Kiel aus bald nach allen Seiten und jede Partei beutete davon für sich aus, was ihr behagte. Die dänischen Blätter spotteten über das utopische Schleswig-Holstein, die Herzogthümer freuten sich über die abermalige Zusicherung der Aufrechthaltung ihrer Selbstständigkeit. Beruhigung fand jedoch keiner von beiden.

Und während der Königliche Zug sich durch Holstein fortbewegte, richteten sich die Blicke der Herzogthümer theilnahmsvoller als je auf Augustenburg, wo der Herzog seine silberne Hochzeit bereitete. Vor fünf und zwanzig Jahren, am 18. September 1820, hatte er sich vermählt, gerade an

dem Geburtstage seines Schwagers, des Kronprinzen, der damals in inniger Freundschaft ihm zugethan, an der hochzeitlichen Tafel ihm zugesichert hatte, eben so froh einst die silberne Hochzeit mit ihm zu begehen. Jetzt war diese wirklich gekommen, aber die Zeiten hatten sich geändert und der königliche Gast fehlte.

Darüber wurde nun gar Vieles und Manches gehört und erzählt. Der Herzog hatte den König in Föhr besucht, nach kurzem Aufenthalt es aber wieder verlassen, als der König ihm abgeschlagen, Augustenburg mit seiner Gegenwart zu beehren.

Gerüchte verbreiteten sich über den Empfang des Herzogs, der kein freundlicher gewesen sein sollte, und mischten jedenfalls viel Falsches mit Wahrem. Wer wollte wissen, was zwischen dem Könige und seinem Schwager im geheimen Gespräch vorgefallen? — und doch konnte man es vermuthen. Man kannte die Zerwürfnisse, welche seit längerer Zeit die verwandschaftliche Befreundung immer mehr erkältet und konnte vermuthen, daß diese durch neuere Vorgänge weiter beregt war. Dazu kam, daß die Königin in Kopenhagen nicht, wie es hieß, durch Krankheit gehindert werde, die silberne Hochzeit ihres Bruders in Augustenburg zu be-

gehen, dagegen habe man nächstens den Kronprinz von Dänemark zu erwarten, der die Statthalterschaft übernehmen werde.

Daß der König unter der jetzigen Aufregung nicht Augustenburg besuchen und die silberne Hochzeit zugleich mit seinem eigenen Geburtsfeste gleichsam im Heerlager eines Fürsten feiern konnte, den die Dänen so bitter hassen, begriff Jedermann. Ein solcher Schritt würde dem Könige den letzten Rest von Volksliebe in Dänemark gekostet haben, und in einem kleinen Staate, wie dieser, in einem Staate, wo die Hauptstadt das bewegende Herz des Landes und so voll von Zündstoff, voll von Männern ist, deren Opposition die Jugend mit Begeisterung zufällt, muß auch der unbeschränkte Herrscher, dem das Königsgesetz zur Seite steht, mit doppelter Vorsicht die öffentliche Meinung behandeln.

Der milde Sinn des Königs hatte bei aller Mißstimmung doch dafür gesorgt, daß der glänzenden Feier kein Abbruch geschehe. Hätte er sein Geburtsfest etwa in Plön oder in Kiel begangen, so wäre der größte Theil des Adels und der Beamten behindert worden in Augustenburg zu erscheinen. Viele hätten am Hoflager des Monarchen

pflichtgemäß sich eingestellt, ein anderer Theil wäre rücksichtsvoll zu Haus geblieben, daher war die kluge Milde zu preisen, mit der der König beschlossen hatte nach Kopenhagen zurückzukehren, wodurch zugleich den Dänen ein Beweis seiner Zuneigung gegeben ward.

Die Einladungen des Herzogs waren inzwischen schon seit längerer Zeit in beiden Herzogthümern einer Auswahl von Männern zugegangen, die einen durch Geburt, Talent und Stellung ausgezeichneten Kreis bildeten. Die Präsidenten der Stände von Holstein und Schleswig, Professoren der Universität, obere Beamte, Amtmänner, Räthe der Obergerichte, Advokaten und andere Mitglieder der ständischen Versammlungen, sowohl von Adel als aus dem dritten Stande, mehrere Geistliche, Gutsbesitzer und viele Herrn aus den ersten Landesfamilien sollten sich hier vereinen. Man hätte sagen könuen, daß unter den jetzigen Zuständen des Landes ein solches Fest fast als Demonstration gelten konnte; allein der Herzog hatte nicht allein um Fernhaltung aller und jeder politischen Bezüglichkeiten ersucht, er hatte auch so viel als thunlich diejenigen nicht eingeladen, deren Namen und Gegenwart gehässigen Parteiumtrieben Stoff zur

Verarbeitung geben konnte. Dennoch hat es freilich später daran nicht gefehlt, weil meist alle hier Versammelte sind mehr oder minder bekannt als Schleswig-Holsteiner von Gesinnung, und unter ihnen sich noch immer einige Männer befanden, die den Zorn der Dänen in hohem Grade verschuldet hatten.

Hätte der Herzog diesem Feste eine politische Bedeutsamkeit geben wollen, so würde er, was nahe genug lag, sämmtliche Mitglieder der Stände geladen haben. Niemand konnte deßhalb irgend eine begründete Beschuldigung erheben, da er selbst Mitglied der Stände Schleswigs ist. Allerdings aber hätte ein solcher Schritt die entschiedene Stellung ausgesprochen und wie vorwaltende Rücksichten und Bedenklichkeiten ihn hindern mochten, so hinderte ihn auch seine politische Meinung, sein parlamentarisches Verhalten, und dessen Consequenzen.

Herzog Christian Karl Friedrich August, geboren 1798, folgte seinem Vater in den Ansprüchen seines Hauses auf die Erbfolge in Schleswig-Holstein und Norwegen, wie in dem Güterbesitz der Familie auf der Insel Alsen und um Gravenstein im Jahre 1814. Seine Mutter war eine Schwester

König Friedrichs VI., wie denn überhaupt es bemerkenswerth ist, wie häufig im dänischen Königshause die ehelichen Verbindungen in den Zweigen der Familie selbst gesucht und gefunden wurden. Herzog Christian, sorgfältig erzogen, besuchte die Universitäten Heidelberg und Gent, reiste dann und vermählte sich 1820. Im Genuß der Revenüen eines bedeutenden Vermögens, lebte er fast beständig auf seinen schönen Besitzungen, wo er sich vornehmlich in der Weise reicher Gutsbesitzer mit Pferdezucht und Jagd beschäftigte. Ueber erstere gab er sogar eine Schrift heraus, die den Werth der Pferderennen darstellte; allein ein so denkender und vielseitig gebildeter Geist, wie der Herzog, mußte bald auch anderen, und wissenschaftlichen Studien sich ergeben, die für ihn eine stets bestimmtere Richtung erhielten, je mehr die politischen Verhältnisse des Landes sich regten und seine eigenen Interessen damit in Berührung traten.

Staatswissenschaften und Geschichte, die neuen Erscheinungen der Literatur und die politischen Fragen der Gegenwart, welche sich darin abspiegeln, mußten vornehmlich den Herzog beschäftigen. Seine Neigungen führten ihn dabei nach und nach wohl immer mehr zu einer Vorliebe für englische Ein-

richtungen und staatliche Ordnung, aber er trat, als das Gesetz vom 28. Mai 1831 Provinzialstände für die Herzogthümer zusicherte, und diese zuerst, nach den Verordnungen vom 15. Mai 1834, endlich im Jahre 1836 in Schleswig sich versammelten, in der Kammer keineswegs als Oppositionsmitglied auf. Seine nahe Verwandtschaft hinderte dies nicht etwa allein, denn er achtete diese geringer, wie seine Pflicht gegen das Land, als er den Antrag machte, statt der Zoll- und Kopfsteuer in Schleswig eine Klassensteuer einzuführen. Diese Motion richtete zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Inhaber der Virilstimme, und eine lebhafte Theilnahme entstand für ihn, den man als den Erben des Landes betrachtete, der aber bis dahin fast in gänzlicher Abgeschiedenheit gelebt und dem Volke nirgend nahe getreten war, so daß manche sonderbare Begriffe über seine Jagden und Pferderennen, wie über die streng aristokratischen Begrenzungen seines Wesens und seiner Richtung umliefen. Aristokrat von Geburt in (bester Bedeutung des Worts) und aus Ueberzeugung konnte er den Ideen über allgemeine Volksrechte nicht allzugünstig sein. Dies im Verein mit den nahen Verwandtschaftsverhältnissen zum

Thron bildete die Ursache, daß er bei den wichtigsten Beschlüssen der Stände, wie z. B. über Preßfreiheit, Vereinigung der Ständeversammlungen, Trennung der Finanzen vom Königreich u. s. w. sich seiner Stimme enthielt, bei den Verhandlungen über das alte Landesrecht der Steuerbewilligung aber als Gegner desselben auftrat, und wesentlich beitrug, daß der Antrag damals verworfen wurde. Hierdurch ging seine anfängliche Popularität schnell wieder verloren, und selbst der Einfluß auf die Stände, der bei den ersten Versammlungen bemerkbar war und auf Ansehn und Talent des Herzogs beruhte, schwächte sich durch die spätern Wahlen, die das Weiterentwickeln der liberalen Tendenzen derjenigen Partei begünstigten, welche, den Adelsansprüchen entgegen, für allgemeine Volksfreiheit stritt. Der Herzog mußte einsehen, daß er die Stände nicht leiten konnte, aber es gelang ihm bisher eben so wenig, seine Ansichten mit denen der Volkspartei zu vermitteln. Wenn diese darauf bedacht ist, den Bürger und den mächtigen Bauernstand, welche durch Grundbesitz, wie durch die Zahl und geistige Befähigung ihrer Abgeordneten einen überwiegenden Einfluß äußern, so zu leiten, daß in künftiger Zeit die Landesver-

tretung nicht etwa auf alte Vorrechte bevorzugter Klassen Bedacht nehmen kann; so findet sich in der gegnerischen Ansicht die Befürchtung an der Spitze, daß in dieser Weise ein Bauernstaat sich bilden werde, der alle Macht an sich reißen, und auf bloßen Bodenbesitz begründet, allen andern Interessen der Industrie und Intelligenz, und natürlich auch dem Adel, verderblich entgegen treten muß.

Je mehr die Zeit andrängte, um so mehr hat allerdings der Herzog auch deren Stimme verstanden und in seiner bestimmten Weise sich dem allgemeinen Verlangen angeschlossen. Er hat für Freiheit der Presse sich erklärt, und seine Gesinnung über eine Verfassung ist kein Geheimniß geblieben; eben so wenig aber, daß er ein Zweikammersystem für das paßlichste hält, und der gewöhnliche Constitutionalismus deutscher Kammern, vielleicht mit einigen englischen Zusätzen, auch für diese kleinen Verhältnisse ihm die richtige Form zu geben scheint.

Hierdurch ist der Herzog allerdings mit einem großen Theil des ersten Standes und dessen Führern im Einklange und hat die sogenannten gemäßigten Leute für sich, keineswegs aber die große Majorität des Landes, wie überhaupt Alle, die da meinen, Vorrechte im Staate seien unstatthaft und des

Landes zukünftige Wohlfahrt müsse auf die möglichst breiteste Basis gebracht, die gleichmäßige Betheiligung am Staate möglichst weit ausgedehnt werden und kein Stand sich darin überheben.

Daß die Stellung des Herzogs von Augustenburg eine äußerst schwierige ist, wird Niemand verkennen. Bedrängt von den Dänen in seinen Erbrechten, zerfallen mit dem Königshause, muß er nothwendig Schirm und Schutz bei Denen suchen, die seine natürlichen Verbündeten sind, und einst die sein sollen, welche er, oder seine Nachkommen, als Staatshaupt beherrschen. Hierzu aber ist Liebe des Volkes nöthig, die durch Hingebung und Opfer für dessen Wohl und Glück erworben sein will.

Ein dritter Weg leitet von den Völkern zu den Cabineten und ruht auf den Hoffnungen, durch Ministerconferenzen und Fürstencongresse mehr zu erhalten, als festes Anschließen an den Volkswillen geben kann. Wie lockend aber auch diese Bahn scheinen mag, wenn Neigung und Vertrauen sie mit Sonnenschimmer beglänzen, so ist doch sehr die Frage, ob das Erbrecht der jüngeren Linie der Oldenburger jemals vollständig in jener Weise zur Anerkenntniß gelangen kann, wenn neben ihm nicht die Volkskraft, als Hort und Schutz, steht. Belgien riß sich von Holland los, weil das Volk die

Bande nicht länger dulden wollte, und nur weil sein Wille den Thron des von ihm erwählten Fürsten schirmte gelang es nicht, durch Verschwörungen, Handstreiche und Intriguen die Londoner Conferenzbeschlüsse umzustoßen. In eines Volkes Liebe und Zufriedenheit, oder in seiner knechtischen Furcht und Demuth, ruht die Sicherheit aller Herrschaft. Wo die Zeit der Furcht vorüber ist, wo der Volkswille zum Recht gelangt, im Rechtsstaate, der aus jenem Willen entspringt, kann das Regiment nur mit Hülfe der Majorität des Volks geführt werden; und wo ein junger fürstlicher Zweig die Herrschaft erringen will, muß er das Volk für sich und seine Ansprüche gewinnen. Die alten Lehnsrechte und verwirrten angefochtenen Documente thun's sonst nimmermehr.

Als Belgien sein Volksrecht behauptete, stand Frankreich an seiner Seite; wenn Schleswig-Holstein seine vor 400 Jahren eingegangenen Verbindlichkeiten staatsrechtlich gelöst sieht, darf es nur von Deutschland Hülfe erwarten. — Das getrennte, zersplitterte Deutschland, in welchem das Volk so ohnmächtig und willenlos ist, scheint wenig Schutz gewähren zu können; aber Deutschland ist ein großes Kriegstheater für die Volks-

freiheit der Zukunft. In keinem Volke der Welt gähren in solchem Maaße alle Kräfte, wie jetzt in dem deutschen Volke, das in allen Gebieten des Geistes ringt, kämpft und mit jedem Jahre sichtlich vorwärts schreitet, jenem Tage näher, an dem es siegen wird. Was vom deutschen Volke erwartet werden darf, birgt also noch die Zukunft, doch deren Schleier ist nicht schwer zu lüften und nur an Preußen liegt es, wenn bis jetzt so Vieles gewaltsam zurückgehalten wird, weil dieser Staat seinen historischen Beruf nicht anerkennen und lieber christlich preußisch, als volksthümlich frei und deutsch sein will.

In Ministerialconferenzen kann ohne einen ernsten, starken Volkswillen leicht entschieden werden, daß Schleswig bei Dänemark bleibe. Die absoluten Fürsten und deren Rathgeber werden Gründe genug dafür haben, auch England und Frankreich Schleswig lieber bei Dänemark, als bei Deutschland wissen; der einzige wahrhafte Bundesgenosse ist also auch für die jüngere königliche Linie das deutsche Volk und diejenigen deutschen Fürsten, welche Zeit und Zukunft begreifen und die bewegenden Ideen, nach welchen sich das Menschen- und Völkerleben fortbildet, nicht unter dem Einfluß ihrer Sonderinteressen betrachten.

XI. Kapitel.

Die Insel Alsen. — Die Feste in Augustenburg. — Herzog Christian August.

Nach Augustenburg auf der Insel Alsen reisten die Gäste des Herzogs nun aus allen Landestheilen. Von Schleswig führt der Weg durch Angeln; jenseits des Flensburger Fjord kann man über Gravenstein dahin gelangen, und von Kiel aus brachte ein Dampfboot die Geladenen gleich nach Abreise des Königs, und setzte sie in Sonderburg ans Land, von wo aus man in einer Stunde den Flecken erreicht, neben welchem das Schloß des Herzogs liegt.

Die Gewogenheit eines verehrten Freundes, des Herrn Baron von der Malsburg, Bruder des früh verstorbenen Dichters, hatte mir die Ehre erwirkt, Theilnehmer der Festlichkeiten zu sein, und so führte mich eine Tagereise, an der Seite eines andern Freundes, nochmals durch Angeln

nach Sundwit, und von dort nach Sonderburg und Augustenburg, wo alle Anstalten in ausgezeichneter Weise getroffen waren, zweihundert Gäste bequem eine Woche lang zu beherbergen und glänzend zu bewirthen.

Das Schloß des Herzogs, das nicht allzu geräumig ist, von seinem Großvater an Stelle des alten Ahnenschlosses im Jahre 1770 erbaut wurde, und aus einem Corps de Logis und zwei Flügeln besteht, mußte nicht allein dazu allen entbehrlichen Raum hergeben, auch der Wittwensitz der verstorbenen Fürstin, Mutter des Herzogs, im Park war zur Aufnahme bestimmt worden; wer dort nicht wohnen konnte, dem war bei den Bürgern des Fleckens ein Quartier vorsorglich bestimmt. — An den Hauptsaal des Schlosses hatte der Herzog einen schönen Tanz- und Speisesaal rasch anfügen lassen, dem man es nicht ansah, daß er nach weniger Zeit sich wieder in Balken und Bretter auflösen sollte, welche unter dem Schmuck der Tapeten und Behänge verborgen lagen. Es waren überhaupt großartige Anstalten getroffen worden, die einem so reichen und vornehmen Herrn zu Gebote stehen, um seine glänzenden Feste im Gedächtniß der Menschen zu erhalten, und überall

erzählte man schon im Voraus, wie viel Tausende von Rebhühnern und Hunderte von Hasen und Hirschen, sammt Köstlichkeiten aller Art aus Nähe und Ferne herbeigeschafft seien, um Küche und Keller in den Stand zu setzen, unerschöpflich ihre Füllhörner, sechs Tage lang, von früh bis spät, über die Gäste auszuschütten.

Die Reise nach Augustenburg führt durch ein freundliches und fruchtbares Hügelland, das ununterbrochen ganz in derselben Weise, wie in Angeln, auch über Sundwit und Alsen fortzieht. — Ueberall trifft man dieselbe emsige und wohlgeordnete Acker- und Viehwirthschaft, überall die einhegenden Koppeln und den ersichtlichen Wohlstand der landbewohnenden Klasse. — Zuweilen erblickt man schöne Punkte, eine hochliegende Kirche unter alten Bäumen, oder Mühlen auf steilen Hügelgipfeln, die malerisch kühn in Land und See schauen; aber der Hauptcharakter dieser Herzogthümer ist überall der, den ein fruchtbarer, angeschwemmter Lehmsandboden giebt, auf welchem der regsame Menschenfleiß jeden Fleck zu benutzen versteht.

Zwischen Angeln und Sundwit über den Meeresarm, der in seiner Fortsetzung den Flensburger

Fjord bildet, muß man eine halbe Meile zu Boote machen, und zuweilen, bei widrigem Winde, ein Paar Stunden die Launen einer aufgeregten See ertragen; dann geht es quer über die Halbinsel, bis an den Alsensund, der die Insel einige Hundert Schritt breit vom Lande trennt. Mittelst einer Fähre, die in Tauen sich bewegt, setzt man leicht nach Sonderburg über, das sich am Strande ausdehnt, und seinen Hafen, seine Schiffswerften und sein altes Schloß den Nahenden zeigt.

Sonderburg ist sehr alt und in ganz frühen Zeiten schon ein Emporium für den Handel gewesen. Seine Lage eignet sich trefflich dazu; denn der schmale tiefe Sund bildet einen Hafen, welcher großen Schiffen vollen Schutz gewährt. Das ist eine Eigenthümlichkeit der Wasserpässe hier, daß Fluthen sie so tief ausgewaschen haben und so leicht keine Versandung entsteht.

Sonderburgs altes Schloß war einst fest und herzogliche Residenz. Jetzt ist es ein Kornmagazin, wie man mir sagte; so wandelbar ist die Herrlichkeit dieser Welt! — Aber eine Merkwürdigkeit schrecklicher Art war lange in jenem düstern Viereck hart am Meere zu schauen. In einem seiner Thürme wurde der unglückliche

König Christian der Zweite verwahrt. Siebenzehn Jahre verlebte der gewaltthätig heftige, heißen Leidenschaften allzuleicht ergebene Mann hier in einem Kerker, der nichts enthielt, als einen Tisch von Stein, den er ruhelos umkreiste. Seinen Daumnagel ließ er bei diesen endlosen Rundgängen auf den Rand des Steines nachschleifen, und nach und nach bildete sich dadurch eine Rinne, die von dem Leben und Leiden des gefangenen Königs ein stummes, furchtbares Zeugniß giebt, nachdem er selbst und Alles was er gethan vergangen ist, bis auf die Blätter der Geschichte. — Die Dänen haben den Stein nach Kopenhagen geführt, aber Christian, den sie den Tyrannen nennen, ist doch Einer jener Auserwählten des Schicksals, die nach vielen hundert Jahren noch von Dichtern besungen und auf Schaubühnen den Nachgebornen dargestellt werden als Spiegelbilder menschlicher Irrthümer, Leidenschaften, Größen und Schwächen.

Sonderburg treibt noch immer Handel und Schifffahrt, die den wohlhabenden Theil seiner viertausend Einwohner ernähren. — Die Stadt gehört mit dem größern Theile der Insel unmittelbar zum Herzogthum Schleswig. Früher hatten

die Nachkommen Johann des Jüngeren ganz Alsen besessen, aber König Friedrich III., einer der arglistigsten und gewaltthätigsten Fürsten, der das dänische Volk, das ihm zu viel vertraute, schmählich um die alte Freiheit betrog, betrog auch die nahen Verwandten um ihr Erbe. Er zwang die Herzoge von Sonderburg und Norburg im schwedischen Kriege, seinetwegen große Schulden zu machen, erklärte 1668 dann gegen alles Lehenrecht den Concurs über ihre nicht einmal übermäßig verschuldeten Güter, und setzte sich selbst in Besitz, indem er den Gläubigern ein Geringes zahlte. Die ruinirten Herzoge riefen den Schutz des Kaisers an, der auch einen Spruch zu ihren Gunsten that, aber dieser blieb, wie so vieles, ein leerer Schall, denn Niemand vollstreckte die Execution. So war es denn gut, daß die beiden Linien schon 1706 und 1722 ausstarben, und sich das Grab über begangenes Unrecht schloß.

Die Güter der Augustenburgischen Linie in der Mitte der Insel blieben verschont, vielleicht darum, weil dies Haus von früh an sich besser mit seinem königlichen Verwandten stellte, und durch Heirathen und Dienstleistungen die Bande näher küpfte. Im Laufe des vorigen Jahrhundert mehrte sich ihr

Besitz durch kluge Nachgiebigkeit beim Erlöschen der plönschen und glücksburger Linien. Sie wußte, daß sie mit dem Löwen theilen sollte und war zufrieden mit Geringem. Der Großvater des jetzigen Herzogs brachte durch Heirath die Gravensteinschen Güter an sich, welche an der Küste hin, gegen Apenrade liegen, und jetzt schätzt man die reichen Jahreseinkünfte des Gesammtbesitzes auf 80- bis 100,000 Thaler. — Alles Land ist meist in Erbpacht ausgethan, und die Bauern des Herzogs befinden sich in guten Verhältnissen. Hufenstellen giebt es wenige, wohl aber viele halbe Hufen, die reichlich eine Familie nähren. Die Leute haben Anhänglichkeit zu dem fürstlichen Hause, denn der Herzog ist ihnen ein gütiger Herr, der nicht leicht eine Bitte abschlägt, bei Mißgeschick und Unglücksfällen die Pacht ermäßigt und erläßt, auch hülfreich zutritt, wenn heimgesuchte wackere Leute es verdienen.

Manche Klagen, welche in Schleswig über die beschwerlichen Dienstleistungen umgehen, welche die Bauern des Herzogs zur Jagdzeit leisten sollen, sind zum Theil wohl übertrieben, zum Theil allerdings durch diese noble Passion hervorgerufen. Der Herzog hat durch Vergleich mit dem Könige

die Jagdberechtigung auf der ganzen Insel, und hier sowohl, wie in den schönen Wäldern und Markungen Gravensteins giebt es viel Wild aller Gattungen, sammt Fasanengehegen, Fuchsgehegen u. s. w. Zu den großen Jagden in Augustenburg, die ganze Wochen dauern, kommen die eifrigen Nimrodskinder aus Nähe und Ferne, jagdlustige Herrn aber denken zuweilen wenig daran, daß ihr Vergnügen keinen besondern Reiz für die aufgebotenen Bauern und Treiber hat. Es ist daher vorgekommen, daß die Leute den Dienst versagten und nach Hause gingen, auch wohl Mißmuth sich lebhaft äußerte. Der Herzog hat daher jetzt eine Ablösung dieser Dienste eintreten lassen, so daß keiner mehr gezwungen werden kann, jene zu leisten.

Man erzählte mir, daß der Herzog selbst die großen Treibjagden gar nicht so sehr liebe; wie überhaupt, seit die Landesverhältnisse seine Thätigkeit und Theilnahme mehr beanspruchten, die frühern Neigungen sich sehr gemäßigt hätten. Es ist gar nicht mehr, wie sonst hier, sagte der würdige Herr, der mir das erzählte, mit einem leisen Kopfschütteln; denn damals ging es täglich hinaus, so lange es nur Jagd gab, oder in das

Gestüt, was der Herzog nun ganz und gar aufgeben will. Einen Hirsch zu schießen, der von Geschrei und Geklapper erschreckt, durch die Linie der Schützen in wilder Hast eilt, hat ihm nie gefallen wollen, seine Lust ist es weit mehr dem Fuchs aufzulauern, Stunden und Nächte lang beim fürchterlichsten Wetter, bis es geglückt, Meister Reineke zu erlegen. — Das ist ein Characterzug, der nicht ohne Bedeutung bei einem Kronprätendenten ist, welcher so vielen Widerstand zu besiegen hat.

In Augustenburg begannen die Feste mit der Feier der silbernen Hochzeit und endeten mit dem Geburtstage der Herzogin, deren liebenswürdige Güte und Milde am besten durch die Herzlichkeit der Theilnahme bezeugt wurde, welche sich in den Glückwünschen der Bewohner Augustenburgs und Sonderburgs in Gedichten, Reden und kleinen Geschenken, wie in dem Fackelzug, den die Bürger veranstalteten, aussprach. Solchen ungeschminkten Freudenbezeugungen aus dem Munde und den Händen des Volks ist gewöhnlich viel Wahrhaftigkeit beizumessen. Es hat viel Wohlthuendes, zu sehen, wie sich eine edle Frau die verehrende Liebe Aller zu sichern weiß, weß Standes sie sein mögen,

welche ihr nahen, wie denn überhaupt das schöne Familienleben dieses fürstlichen Paares, und sein vorwaltendes, häusliches Glück die achtungsvolle Zuneigung steigern muß, die in so vielen Beweisen während dieser festlichen Tage sich kund gab. So mochte denn auch der Trinkspruch eines der Gäste, der mit Tasso's Worten: „Es giebt kein edles Haupt in ganz Italien, das gastlich diese Hallen nicht empfangen“ begann, die allgemeine freudige Bestimmung leicht hervorrufen. Eine edle Gastfreundschaft hat hier stets gewaltet, und die Feste selbst zu beschreiben kann nicht meine Aufgabe sein; sie waren wechselnd und manigfaltig. Ein Programm hatte sie im Voraus bestimmt, und von früh bis spät füllten sie die Zeit mit glänzenden Versammlungen, Bankets, Bällen, Spazierfahrten, Pferderennen, endlich mit einem Ausflug nach dem reizenden Gravenstein, wohin ein Dampfboot am Geburtstage der Herzogin die Gäste führte. — Gravenstein liegt in einer wunderschönen Meeresbucht, ganz umschlossen von Buchwaldungen, welche die grünen Hügel der Ufer bekränzen. Es läßt sich kaum etwas Lieblicheres denken, als diesen sonnigen klaren Wasserspiegel, diese herrlichen Wälder voll alter Bäume,

und diese sanften Ufer mit allerlei Menschenwohnungen besetzt, in der Mitte den kleinen Flecken, und hinter ihm das weiße Schloß des Herzogs am Eingange eines großen Parks und vom Walde umringt. Ueberall waren jubelnde Menschen versammelt, überall flaggten die ankernden Schiffe, Böllerschüsse und Hurrah's begrüßten das Dampfschiff im Vorüberfahren. — In Gravenstein gab der Herzog den Bürgern und Bauern ein Volksfest. Fünf bis sechstausend frohe, geputzte Leute waren hier beisammen. Die Häuser des Städtchens hingen von den Giebeln ab voll Blumen und Laubgewinden und Namenszügen des fürstlichen Paares; Lust und Freude drückte sich in mancherlei Form und Art aus. Die Eigenthümer wurden gespeiset, Abends aber war Tanz und unerschöpfliche Punschfässer spendeten ihre Gaben jedem, der genießen wollte. Dabei ging es über die Maßen lustig her, und alles lief doch ganz gemüthlich ab, denn der erste Beamte des Herzogs, der Hardesvoigt von Krogh, hatte den menschenfreundlichen Befehl gegeben, wenn sich nicht mehr wie vier prügelten, sollte Niemand dies Privatvergnügen hindern, wenn aber einer betrunken gefunden würde, möge man ihn in eine bequeme

Lage bringen und, den Kopf nach oben, ruhig ausschlafen lassen.

Das Dampfschiff brachte die Gesellschaft am Nachmittage schon nach Augustenburg zurück, nachdem der Herzog ihr die schönsten Punkte des Parks voll überraschender Fernsichten gezeigt hatte. — Gravenstein ist auch bekannt durch seinen Obstbau; die Gravensteiner Aepfel haben Berühmtheit weit und breit, und überall ist der Boden fruchtbar und die Bürger und Landleute in Wohlhabenheit. —

Hier hat die deutsche Sprache aufgehört, wie auch in Alsen; man ist jenseits des Flensburger Busens, und hört nur das dänische Platt. Die Bauern in ihren langen blauen Röcken haben meist ernsthafte harte Gesichter und kräftige Körper; eine gewisse schweigsame Verschlossenheit bezeichnet ihr nordisches Wesen; eine mißtrauische Behutsamkeit liegt oft in dem Ausdruck ihrer Mienen und Augen. Viele sind auch wohl nicht unbekannt mit den Streitverhältnissen des Landes, sie lesen das Apenrader Wochenblatt und die Dannewirke, und mögen wohl Partei nehmen für die Lehren, welche diese dänisch gesinnten Blätter ausstreuen. So sagte mir wenigstens ein Mann aus Gravenstein, dessen Einwohner deutsch sprechen;

aber, fügte er hinzu, es geht jetzt viel besser, denn obwohl es harte Köpfe sind, so giebt es doch viele Verständige darunter, die recht gut erkennen, was ihnen nützlich und noth thut und das Wahre vom Falschen zu unterscheiden verstehen. Das Mißtrauen verschwindet daher immer mehr; viele wünschen, daß ihre Kinder deutsch lernen und Dänen möchten die Wenigsten sein. — Daß aber, wie ich schon früher bemerkte, das dänische Platt des Herzogthums den Inseldänen fast unverständlich ist, davon erhielt ich hier manchen beglaubigten Beweis.

Wenn ich Herzog von Augustenburg wäre, würde ich in Gravenstein wohnen, dessen Umgebungen so viel reizender sind, als die der jetzigen Residenz; diesen Eindruck nahm ich mit mir fort. Freilich ist das Schloß weit weniger geräumig und was neu erbaut wurde, architektonisch durchaus mißrathen; allein leicht ließe sich das Vorhandene verbessern und vergrößern, und dann müßte dieser Aufenthalt des Beneidenswerthen viel in sich fassen.

Die Volksfeste, welche sich mehrfach in die Reihe der Hoffestlichkeiten mischten, waren eine anziehende Beigabe für mich. Mit Vergnügen erinnere ich

mich jetzt der ländlichen Spiele, welche von mehreren hundert jungen Landleuten zu Pferde abgehalten wurden. Es war ein Ringelreiten, ein Stechen mit Lanzen nach dem Ringe und nach wohlausgestopften Türken, wobei den Siegern Silberpreise vom Herzoge bestimmt waren. Die Bauern alle in blauen Jacken und weißen Beinkleidern führten an den Lanzen, je nach den vier Abtheilungen, blaue, weiße, rothe oder gelbe Fähnchen, welche zusammen die verpönten Landesfarben bilden. Sie sahen wie ein stattliches Regiment Lanzenreiter aus, und viel Mühe würde es in der That nicht kosten, aus diesen tüchtigen Leuten auf guten Pferden ein solches zu schaffen. Unsere Landwehren setzten sich im Jahre 1813 auch auf Gäule, die aus dem Pflug gespannt wurden, und ein paar Wochen darauf ging es frisch ins Gefecht gegen einen kriegsgeübten Feind. — Hier zeigten sich manche geschickt genug im Reiten und im Gebrauch der Lanze, die eine sichere Hand und ein sicheres Auge erforderte, denn der kleine Ring mußte im vollen Gallop getroffen werden; überhaupt es war ein lustiges, stattliches Fest, das lange und lebhaft unterhielt und spät endete. Abends war dann Tanz im Park und aus dem herzoglichen Keller wurde manch schönes Faß voll

Punsch nach den Zelten geschickt, wo es jubelnd geleert wurde.

Die Musik der Schleswigschen Dragoner war dabei von Morgen bis Abend in Thätigkeit und bewunderungswerth bleibt es, wie ihre Lippen und Lungen es ausgehalten haben, Trompeten und Hörner so unausgesetzt erklingen zu lassen. Freude und Lust blieben ungetrübt. Der Herzog hatte alle Politik verbeten, allein ganz zu hindern war es darum doch nicht, daß wenigstens der Volksgesang: „Schleswig-Holstein stammverwandt!" zuweilen gespielt wurde, und dieser übte den alten Zauber auch hier in so weit, daß einmal nach der Tafel viele der Anwesenden einfielen, und den verlegen lächelnden, dänischen Gästen das Lied vorsangen. So wurde auch der Fackelzug damit beendet, die Fackeln im Schloßhofe zusammen zu werfen und zu verbrennen, während der ganze Kreis der Umstehenden bei den Klängen der Musik jenen Gesang erschallen ließen. Eine fühlbare Demonstration der Vaterlandsliebe erhielt dabei ein Däne, der sich eine Beschimpfung des Schleswig-Holsteinschen Beamtenstandes erlaubte, und so blieben die Zeichen des großen Zwistes nicht völlig aus, wie sehr man sich bemühte, ihn fern zu hal-

ten. Für den Fremden, welcher in diesem reichen Kreise so manche an Wissen und Geist bedeutsame Männer erblickte, hatten die gastlich frohen Tage einen besondern Reiz, und boten ihm Gelegenheit, nicht allein Persönlichkeiten, von denen er manches gehört, kennen zu lernen, sondern sich auch über manche Verhältnisse belehren zu lassen, die ihm sonst ferner geblieben wären. Es waren vorzugsweis die Geladenen nur Männer und wenn unter ihnen der Adel des Landes die größere Zahl ausmachte, so war dies den Verhältnissen angemessen. Die fürstliche Familie: der Herzog, sein Bruder der Statthalter, seine Schwäger, die Grafen von Samsö-Daneskjold und Wedel, der Herzog von Glücksburg und mehrere andere vornehme Herrn bildeten den Mittelpunkt jener Grafen und Barone, denen zur Seite sich die verschiedenen Gruppen zergliedern ließen. Das meiste Interesse mußte der Herzog selbst erwecken, denn eine Weltbedeutsamkeit haftet an ihm. Sein Streit um das Erbrecht seines Hauses wird, über lang oder kurz, einmal mächtig genug in das Staatsleben großer Reiche greifen; Rußland, Deutschland, England und Frankreich müssen sich damit beschäftigen, und aus den Hallen dieses kleinen Schlosses kann leicht der

Funke ausgehen, der den aufgehäuften Zündstoff eines ganzen Welttheils in Brand setzt. Wollen wir die Möglichkeiten aber auch nicht so weit ausdehnen und den Verlauf der Dinge in ruhiger Weise sich abwickeln lassen, so ist das historische Interesse an dem Herzog von Augustenburg darum nicht weniger schon jetzt ein allgemeines, und gewiß hängt der Ausgang hier nicht bloß von Verhältnissen ab, die sich lösen, ohne den Betheiligten zu erlauben in ihr Gefüge einzugreifen, sondern es kommt vieles darauf an, welche Staatsklugheit, Kühnheit und geschickte Hand zur rechten Zeit die verworrenen Fäden erfaßt.

Herzog Christian August steht noch in der Blüthe des männlichen Alters, im acht und vierzigsten Jahre. Sein kräftiger Körperbau scheint durch die Lust zu anstrengenden Leibesübungen, durch Jagen und Reiten, sich jene Ausdauer und Elasticität erhalten zu haben, welche, namentlich in Deutschland, häufig Herren seines Alters fehlt, die in bequemer Ruhe, oft früh schon, die Spannkraft der Muskeln verlieren und an Fleischesüberfülle leiden. Dennoch aber sieht der Herzog nicht mehr jung aus. Sein ergrautes, dünnes Haar umgiebt eine hohe und hochgewölbte Stirn; ein ernsthaftes, vorneh-

mes Wesen ist ihm eigenthümlich; lebhafte blaue Augen geben seinen Zügen einen mildernden Ausdruck, der das Unbewegliche und Strenge darin vermittelt. In England würde der Herzog für einen Lord des Oberhauses gelten, dessen Ruhe und kalte Würde dem Staats- und welterfahrnen Hofmann, wie dem durch Geburt und Reichthum bevorrechteten großen Grundbesitzer angehören. Dies ist wenigstens ein Eindruck, den man aus der Erscheinung erhalten kann. Der Herzog arbeitet viel und ist gut unterrichtet. Eine Menge neuer Bücher und Schriften bezeugen, daß er die Literatur schätzt, und bei aller Liebe zur Jagd auch den stilleren Beschäftigungen der Wissenschaften anhängt. Er hat den Vortheil in dieser ländlichen Stille, sich ihnen besser ergeben zu können als da, wo oft allzusehr Soldaten und Uniformen, sammt rauschenden Zerstreuungen aller Art die Zeit der Prinzen und Fürsten beanspruchen, welche, weil die Literatur von ihnen nur oberflächlich oder gar nicht beachtet bleibt, leicht sogar diese gänzlich mißachten, was schon deswegen übliche Folgen hat, da Unkenntniß der geistigen Errungenschaft der Gegenwart zu Irrthümern verleitet, die zu Zerwürfnissen mit den fortstrebenden Culturzuständen der Völker führen.

Ueber die Thätigkeit des Herzogs in der Ständeversammlung habe ich mich vorhin geäußert. Ohne ein glänzender Redner zu sein, steht ihm doch das Wort zu Gebot, und mit gewandter Form und Schärfe des Ausdrucks, weiß er seine Ansichten folgerecht zu entwickeln und überzeugend geltend zu machen. Auch bei diesen Festlichkeiten gab es mehrmals Gelegenheit für den Herzog, seine Rednergaben unter schwierigen Umständen zu erweisen. Er brachte den Toast auf das Wohl seines königlichen Schwagers aus und verknüpfte damit die Geschichte der Gründung seines ehelichen Glücks, als dessen Stifter er dem Könige Christian seinen besondern, nie endenden Dank darbrachte. Denn eben dieser, als damaliger Kronprinz, habe seine Heirath gebilligt und ihn vermocht, andere Bedenklichkeiten besiegend, dem Zuge seines Herzens zu folgen.

Wenn man weiß, wie die Dänen über diese Ehe geurtheilt haben, wie sie, wie ich schon früher bemerkte, sogar deren Legitimität anfochten, und mit welcher leidenschaftlichen Maßlosigkeit die Angriffe der dänischen Presse sich überhaupt gegen diese fürstliche Familie richten, so mußte die Erläuterung des Herzogs als eine geschickt gewählte Zurückweisung gelten.

Man mag überhaupt wohl fragen, was bewegt die Dänen zu so erbitterter Feindschaft gegen einen Mann, der ihnen allerdings seiner Ansprüche wegen nicht angenehm sein kann, welcher jedoch damit nicht allein steht, sondern mit Bruder, Verwandten und allen Agnaten jene theilt? Die Antwort scheint so am besten gegeben zu werden, daß der Herzog nicht allein der nächste, sondern auch der gefürchtetste Gegner ist; der, indem er fest und unwandelbar auf seinem Recht fußt und sich nicht davon ablenken läßt, die dänische patriotische Partei aufs heftigste beleidigt hat.

Wenn der Herzog gewollt hätte, sagte mir Jemand, der genau bekannt mit den Vorgängen ist, so könnte es ganz anders mit ihm stehen, und jener oft vorgeschlagene Ausweg, ihn nach dem Erlöschen des Mannsstammes älterer Linien auf den dänischen Thron zu erheben, den Weiberstamm aber und deren Abkömmling, den Prinzen von Hessen, davon zurückzuweisen, würde sich wahrscheinlich erfüllen lassen. Das Königsgesetz schreibt vor, daß für die zur Thronfolge berechtigten Erben, gleich nach der Geburt, ihre Anerkennung nachgesucht werden muß, dies ist bei dem Prinzen von Hessen nicht geschehen; allein, mag dies auch nur als Formfehler be-

trachtet werden können, so wäre es doch ein Vorwand gewesen, den Nationalwillen zu unterstützen, der sich dem Herzog von Augustenburg mit Begeisterung zugewandt haben würde, hatte er sich ihm als Däne gezeigt. Man liebt den hessischen Prinzen in Kopenhagen nicht, und erwartet nichts von ihm. Seine russische Heirath vollendete die Abneigung des Volks, es war daher leicht für den jüngern Zweig der Oldenburger, die Volksliebe zu erwerben und seine Hoffnung zu werden. Die dänische Königskrone ist doch etwas mehr werth, als eine angefochtene, zweifelhafte Erbschaft der zwei Herzogthümer, die ihm überdies dann gewiß nicht entgehen konnten. Die patriotische Partei versuchte diesen Weg durch einen geschickten Unterhändler, allein dieser konnte seinen Zweck nicht erreichen. Alle Vorstellungen scheiterten an der Hartnäckigkeit des Herzogs. Er schlug es ab sich dem dänischen Volke zu nähern und trat durch seine Handlungen so starr den dänischen Patrioten entgegen, daß diese ihn als ihren gefürchtetsten Feind betrachten und bekämpfen mußten.

Daß ein Däne mir dies mittheilte, erkennt man leicht; was er mir sagte, bestätigte aber nur meine Meinung von dem entschiedenen Charakter und der

klugen Festigkeit des Herzogs. Wenn es wahr ist, daß ihm solche Anerbietungen geschahen, so war die Aussicht allerdings von der Art, daß sie Manchen blenden mochte, in der That jedoch konnte die Zurückweisung nicht zweifelhaft sein, denn der vorgeschlagene Weg führte nicht allein zum tiefen Conflict mit Schleswig-Holstein, er führte auch vom Rechtsboden auf ein Gebiet, das in jeder Beziehung schwankend und auf Folgerungen gebaut war, die dem ganzen Wesen des Fürsten widerstreben mußten.

Er würde damit einer Partei überliefert worden sein, und wenn diese vielleicht auch das dänische Volk genannt werden konnte, so mußte er dem Volkswillen und den Zwecken seiner Führer dienen, deren offenes Banner ja ein neues Skandinavien und eine Norwegische Verfassung ist, welche den Ueberzeugungen des Herzogs schon an und für sich gänzlich widerstrebt. Jener Volkswillen könnte aber überhaupt nur durch eine Aufhebung des Königsgesetzes und der durch dasselbe geheiligten Erbfolge in Kraft treten, was allein durch eine Revolution möglich ist, zu deren glücklichem Verlauf mancher Löwe oder Adler zu besiegen bleibt, deren Fänge und Krallen sich mächtig gegen das kleine Inselreich ausstrecken würden.

So herrlich es daher auch sein mag, eine Königskrone zu tragen, und ehrgeiziges Verlangen darnach den mächtigen Geist wie den unbedachten Schwächling fortreißen können, ihr ganzes Heil daran zu setzen, so ist die ruhige Klugheit und deren mit Rechtsgefühl vereinte Ueberlegung doch nicht zu bewegen, von einer durch Charakter und Ueberzeugung vorgeschriebenen Bahn abzuweichen. Darum müssen solche Bestrebungen hier vergebens bleiben. Man will nichts mehr, als was verbürgtes Recht gibt, aber man will auch nicht einen Fuß breit weniger, und für dies volle und ungeschmälerte Recht steht der Herzog, als Chef seines Hauses, der bedeutendste Mann desselben, mit staatskluger Zähigkeit, mit Wissen und Geschick ausgerüstet, als ein Zeitgenosse da vor uns, der unsere allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmen muß. — Der Prinz von Augustenburg, Statthalter der Herzogthümer und dänischer General-Lieutenant, ein militärischer Rang, den auch der Herzog bekleidet, ist zwei Jahre jünger, als sein Bruder. Es ist eine stattliche, militärische Gestalt, durch Körperschöne ausgezeichnet, ein Cavallerie-General, der an der Spitze seiner Reiterschaaren es an tapfern Thaten nicht fehlen lassen würde. Der Prinz ist

so recht ein Mann des Volks, zwanglos in der Rede, rasch von Wort, die Formen hassend und seinem lebendigen Temperament folgend, offen gegen Jedermann. Als ich in den Marschen war, erzählten mir die Bauern mit Vergnügen, wie er auf seiner Reise letzthin mit ihnen plattdeutsch geredet, in ihrer derben Weise über Wetter und Weg den Staab gebrochen und so sichtlich ihr Vertrauen gewonnen hatte. Dies volksthümliche Wesen macht den Prinzen beliebt, der ohne den vornehmen Herrn zu zeigen, mit dem Volke spricht und scherzt, und dem man es gleich anmerkt, er sei ein Schleswig-Holsteiner durch und durch. Der Prinz besitzt ein schönes Gut, Nör, und war früher als Abgeordneter im Ständesaal Schleswigs, was er zuletzt, als Statthalter des Königs, nicht mehr sein mochte, um entgegengesetzte Qualitäten nicht in Conflicte zu bringen. Staatsmännische Eigenschaften zu besitzen, wie der Herzog, hindert ihn wohl die Offenheit und Lebendigkeit seiner Natur. Soldat und Staatsmann lassen sich höchst selten vereinbaren, aber beide fürstliche Brüder ergänzen sich, und vermitteln ihre verschiedenartigen Charaktere.

Der Prinz ist mit der Schwester der Herzogin vermählt und aus beiden glücklichen Ehen sind

männliche Erben vorhanden. Die Familie des Herzogs besteht aus zwei Prinzen und drei Prinzessinnen, deren sorgsamste Erziehung und Bildung die schönste und belohnenste Aufgabe ihrer fürstlichen Eltern ist. Beide Söhne des Herzogs berechtigen zu frohen Erwartungen, doch die strebsamen Köpfe empfangen auch in den höchsten Ständen ihre geistige Entwickelung erst in größerer Wechselwirkung des Wissens mit dem Leben, das auf Universitäten, auf Reisen und in der großen Welt, im freien Umgange mit Menschen von Geist und Talent erworben, den geschlossenen Kreis ihrer Gedanken öffnet, und mit Kenntnissen zugleich der Jugend die Begeisterungsfähigkeit für Ideale verleiht, für alles Schöne, Hohe, Wahre und Gerechte, was spätere Reife dann in sich verarbeiten und mit der Wirklichkeit versöhnen muß.

XII. Kapitel.

Die Verfassungsbestrebungen. — Der Adel. — Das Land. — Das Jahr 1830. — Uwe Jens Lornsen. — Die Provinzialstände. — Die Finanzfrage. —

Unter den zahlreichen Passagieren, welche das Dampfschiff Christian der Achte nach dem Schluß der Feste von Sonderburg nach Kiel führte, befand ich mich ebenfalls und trotz des kalten Regentages war es eine fröhliche Fahrt, die von vielen Erinnerungen und heitern Gesprächen belebt wurde. Das Dampfschiff ging rasch an der Küste hin und ließ die dänischen Inseln in Nebel hinter sich. Nach vier Stunden war es in der Kieler Bucht und zwei Stunden später lag es am Bollwerk des schönen Hafens, des schönsten und besten an der ganzen deutschen Ostsee-Küste. Die Theilnehmer des Festes zerstreuten sich nun, jeder eilte in seine Heimath zurück; mein Weg aber führte mich noch einmal

quer durchs Land nach Dithmarschen, wohin ein werther kundiger Freund mich begleiten wollte. Sollte dies geschehen, so war keine Zeit zu verlieren, denn der Herbst brach mit heftigen Regenstürmen herein und bei solchem Wetter ist es vorbei mit allem Reisen in den Marschen.

Das Beisammensein mit so vielen landeskundigen Männern, die als ständische Mitglieder, als Schriftsteller und Volksführer, den nächsten Antheil an der Geschichte der Gegenwart der Herzogthümer haben, bot manche erwünschte Gelegenheit, Urtheile zu hören, und über den Gang der Entwickelungen Nachrichten einzuziehen. Hier waren viele der unterrichtetsten und geachtetsten Persönlichkeiten und unter diesen auch Professor Falk, der Landespublicist und Präsident der Schleswigschen Stände. Die Zeit mit ihren Forderungen ist weit über viele dieser gelehrten und anfänglich allein genannten Celebritäten fortgerollt; das Leben hat sie hinter sich gelassen, und was dies jetzt begehrt, kann ihren Ansichten um so weniger zusagen, weil sie entweder keine politischen C h a r a k t e r e überhaupt sind, oder in ihren Doctrinen sich so versteinert haben, daß ihr Mißmuth über die Zuvielverlangenden vielleicht noch größer ist, als gegen die zu wenig Gebenden.

Wenn Sie die Geschichte Schleswig-Holsteins in neuester Zeit richtig würdigen wollen, sagte mir ein Freund, dem ich vieles verdanke, so müssen Sie drei große Hauptabschnitte unterscheiden; nämlich die Bestrebungen des Adels von 1815 bis 1823; dann das Jahr 1830, wo Lornsen für das Recht der Völker auftrat; endlich die dritte, seit der Thronbesteigung Christians des Achten, also von 1840 bis jetzt. Ich will Ihnen, fuhr er fort, eine kurze Schilderung geben. Das ganze vorige Jahrhundert über hatten wir in gänzlicher Erstarrung gelegen, aber der väterliche Despotismus Dänemarks war im Ganzen sanftmüthiger Art, und es ging uns immer noch besser, wie vielen andern deutschen Ländern, wir wurden nicht so systematisch ausgesogen, wenigstens nicht, so lange die Bernstorffs das Steuer führten. Waren unsere Abgaben nicht gering, so blühte doch der Handel; die Leibeigenschaft verschwand, der Wohlstand mehrte sich und in diesem stillen, Ackerbau treibenden Lande, ohne bedeutende Stärke, ohne Intelligenz und öffentliche Meinung, konnte man den paar ärmlichen Wochenblättern wohl eine Preßfreiheit gestatten, die nichts zu bedeuten hatte; hier, wo wenig gelesen und noch weniger gedacht wurde, wo selbst die französische

Revolution keinen Eindruck hervorbrachte. Der Bürger war ein Pfahlbürger, er bekümmerte sich, wie der Bauer, nur um seine tägliche Arbeit; der Adel war in Besitz der Landesämter und Güter, seine Interessen waren einzig und allein die seines Standes und seiner Vorurtheile.

Nun kam das neue Jahrhundert und mit ihm Krieg, Unheil und immer schwerere Lasten. Dänemark wurde von seinen ungeschickten Leitern aus der klugen Neutralität in die Strudel der Zeitbedrängnisse gerissen und wir mußten dafür büßen.

Am 1. October 1802 wurde eine neue Grundsteuer eingeführt. Anfänglich war diese Abgabe gering, doch steigerte man sie immer höher; dazu kamen außerordentliche Pflugsteuern, Erhöhung der Grund- und Benutzungssteuer um 50 pCt. und so fort drei- und vierfache Erhöhungen, neben Haussteuern und andern Werthsteuern, die mit jedem Jahre uns, wie einen Schwamm, bis auf den letzten Tropfen auspreßten. Um uns aber auch zugleich den Rest unserer Selbstständigkeit zu rauben, erschien das Edict vom 9. September 1806, das uns zu Dänen machte und der unumschränkten Botmäßigkeit des Königs unterwarf.

So gänzlich demoralisirt waren wir jedoch nicht,

um diese grenzenlose Gewaltthat nicht bitter zu empfinden, die uns Vaterland und verbürgte Rechte raubte, nach denen freilich seit einem Jahrhundert nicht mehr gefragt wurde. Ich glaube, daß jenes unkluge und ungerechte Edikt zuerst in Holstein den tief genährten Unwillen gegen Dänemark lebendiger anfachte. Ein Volk aber braucht lange Zeit, ehe es zu irgend einer handelnden Thätigkeit gelangt. Wir ließen uns mit Lasten überhäufen, verloren unsere Habe durch die schmählichen Münz- und Bankoperationen, und zahlten oder zahlen vielmehr noch jetzt drei mal mehr an Steuern und Abgaben, als im Jahre 1802. Bei allen diesen Belastungen kam der Adel nicht besser fort, wie wir, so daß er wenigstens den vierten Theil seines Einkommens vom Pachtertrag seiner Güter und der adligen Klöster an die Regierung abgibt, was gewiß in keinem andern Staate vorkommt.

Mit dem Jahre 1815 erhob sich zuerst die Ritterschaft für ihre Rechte und stellte den Antrag: dem allgemeinen Landesunglück durch Zusammenberufung eines den Zeitumständen angemessenen Landtages abzuhelfen. Diese Bitte ward nicht gewährt, dagegen aber wurde 1816 die herkömmliche Formalität vollzogen, durch welche nun auch Frie-

drich der Sechste die Privilegien der Ritterschaft und Prälaten bestätigte, was natürlich gar keinen Einfluß auf die Handhabung der Regierung hatte, die das unbeschränkte Besteuerungsrecht nach wie vor ausübte, sich an die Klagen und Beschwerden des Adels nicht kehrte, ihren Steuerverweigerungen Executionsmaßregeln entgegen setzte, und ihre Proteste mit Drohungen beantwortete. Ritterschaft und Prälaten führten damals den Kampf allein für sich und hatten in der Presse dazu den Beistand der Kieler Blätter, an denen Falk, Dahlmann und Welker die thätigsten Mitarbeiter waren. Das Land sah ganz still zu. Die adeligen Herrn hatten ihre Sache nicht zur Landessache gemacht, sie fochten für ihre Privilegien. Als Alles nichts in Kopenhagen half, klagten sie 1822 beim deutschen Bunde. Der bleibende Secretär der Ritterschaft, Professor Dahlmann, arbeitete die berühmte Denkschrift aus, durch welche bewiesen werden sollte, daß Ritterschaft und Prälaten das Recht der Steuerbewilligung besäßen; zur Herstellung dieser ihrer alten verfassungsmäßigen Rechte begehrten sie daher die Vermittelung des hohen Bundes. Dieser aber erwiederte am 27. November 1823, daß, da die alte Verfassung in Holstein in anerkannter

Wirksamkeit nicht bestehe, die Reclamirenden mit ihrem Gesuche abzuweisen seien und sich wie treu ergebene Unterthanen zu benehmen hätten.

Dies waren die Folgen der ritterschaftlichen Vereinzelung, die Folgen der Schwäche und der aristokratischen Beschränktheit, welche für sich die Herstellung der alten Privilegien, nicht aber für das Gesammtwohl der bürgerlichen Freiheit nach den Ideen des Jahrhunderts wollte. Etwas hätten sie wohl den übrigen großmüthig zugestanden, aber ihre Hauptinteressen durfte es nicht verletzen. Allgemeines konnte nicht daraus hervorgehen und so war es gar nicht zu bedauern, daß der Bund die Anmuthungen der Ritter zurückwies.

Seit dieser Zeit, bis zum Jahre 1830, lag der alte Halbschlummer wieder auf dem Lande, allein die Juli-Revolution zeigte, daß doch auch hier, ganz in der Stille, das Rechtsgefühl der Gegenwart sich fortgebildet hatte. Der Adel war gedemüthigt durch den Bundesbescheid, der ihm seine Vorrechte absprach; jetzt trat ein Mann auf, der aus dem Volke geboren, für dies seine beredte Stimme erhob und dessen alte unveräußerliche Rechte zurückverlangte. Uwe Jens Lornsen, ein Friese von der Insel Sylt, ein klarer Kopf von festem

Willen und jenem herben Freiheitsmuthe, der seinem Stamme seit uralten Zeiten eigen ist, wurde der erste Kämpfer für Schleswig-Holstein. Lornsen war im Jahre 1793 geboren, und stammte aus einer der wohlhabenden Schifferfamilien der friesischen Inseln, welche von Geschlecht zu Geschlecht Holländern und Hamburgern seit Jahrhunderten die besten Capitäne gaben. Auch Lornsens Vater war Schiffscapitän gewesen, wie es noch jetzt sein Bruder Cornelius ist. Rechtssinn, Tüchtigkeit in allen Dingen, Vaterlandsliebe und Reinheit der Sitten zeichneten diese Familien aus. Lornsen, der mit seinem Feuergeist Körperschöne und Riesenstärke verband, war in Jena, wo er 1817 studirte, eine der hervorragensten Erscheinungen unter einer Menge kraftvoller und erregter Jünglinge, welche damals die Burschenschaft vereinte. Auf Lornsen wurde als ein Vorbild deutscher Männlichkeit gewiesen. Streng gegen sich selbst, mild gegen Andere, voll verständigen Muths und Eifers für alles Rechte und Wahre, sagte man voraus, daß das Vaterland etwas von ihm zu erwarten habe. Als er sein juristisches Examen mit Auszeichnung in Schleswig gemacht hatte, ward er Advokat, dann begann er die Beamtenlaufbahn bei der Schleswig-

Holsteinischen Kanzlei in Kopenhagen, wo er rasch sich durch ungewöhnliche Fähigkeiten bemerkbar machte und Comptoirchef mit dem Titel Canzlei-Rath wurde. Lornsens große administrative Talente hätten ihn in einem auf freien Grundlagen erbauten Staate bald zu einer hohen Stellung geführt, in Dänemark hätte er Graf, oder doch von Adel sein müssen, um rasch zu steigen. So kam es, daß Lornsen sich 1830 entschloß, die Landvoigtstelle in seiner Heimath, der Insel Sylt, anzunehmen und dem Zuge der Sehnsucht zu folgen, der alle Friesen ihr Vaterland innig lieben heißt; vielleicht aber war es dabei sein Zweck, seinen Landsleuten nicht allein Gutes zu thun, sondern auch ihnen sein muthiges Rechtsgefühl einzuhauchen. Die Julirevolution war so eben erfolgt, sie hatte alle freiheitsliebenden Männer für Frankreich begeistert und in die Herzen der Völker frisches Blut geführt. Als Lornsen nach Kiel kam, fand er manche gleichgesinnte Freunde und überall Mißstimmung. Lornsen wußte, wie es in Kopenhagen stand; er kannte die moralische Schwäche des Absolutismus, der keiner kühnen und wohlberechneten Forderung widerstehen konnte; um jedoch einen solchen Schritt zu wagen, mußte er im Lande Anklang und Stütze

finden und zwar in allen Klassen des Volks, beim Adel sowohl, wie beim mächtigen Bauernstande. Allein der Adel war erschrocken über die Regungen der Völker, die von Paris aus durch ganz Europa gingen, und zeigte sich weit eher jetzt als Gegner, wie als Bundesgenosse bei allen Freiheitsbestrebungen; der Bauernstand war dagegen meist noch ganz todt für jede politische Theilnahme. So blieb denn nichts als eine Anzahl liberaler Männer aus den Städten, und diese waren zu schwach zum Handeln. Man beschloß daher durch Schriften die Masse zu beleben. Es erschien Lornsens Brochüre: „Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein.“ Eine kleine Flugschrift voll einfacher Lehren und Wahrheiten, welche jetzt jedes Kind kennt, die aber damals, neu und mächtig erregend, in die Herzen drangen. Zehn tausend Exemplare dieser kleinen Schrift waren in wenigen Tagen vergriffen und thaten Wunder. Das Land kam in Bewegung, die dumpfe Unruhe der Gemüther fand ein Ziel. Petitionen wurden entworfen und Versammlungen gehalten; allein das Ganze war neu, es war ein Feuerwerk, das nach kurzem Glanz verpufft und nichts zurückläßt, als Dampf. Lornsens persönliche Bedeutung, seine hinreißende Beredsam-

keit, der Donner seiner Stimme, wie der Adel seines Wesens und seiner stolzen Gestalt, gingen verloren an der furchtsamen Schwäche seiner Verbündeten, an deren Unbehülflichkeit und an den Intriguen der Gegner, die, als sie sahen, wie die Sache stand, die bestürzte Regierung zu entschiedenem Eingreifen vermochten. Lornsen wurde in Sylt festgenommen, nach der Festung Rendsburg geführt, dort sechs Monat eingekerkert, vor eine außerordentliche Untersuchungscommission gestellt und durch das Schleswigsche Obergericht ohne alle Entscheidungsgründe zur Amtsentsetzung und einjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Das Urtheil erfolgte w e g e n H a n d l u n g e n, w e l c h e h ä t t e n g e f ä h r l i c h w e r d e n k ö n n e n! Zu solchen Mitteln nahm ein Gerichtshof seine Zuflucht, um eine Verurtheilung herauszubringen; allein leider haben wir manches Aehnliche und Schlimmeres in Deutschland nachzuweisen!

Lornsen, als er frei war, fühlte sich angeekelt von der Stumpfheit und Feigheit, deren Opfer er geworden. Es war ihm unerträglich, wie er sagte, als müßiger Zuschauer im Lande zu leben; darum verbannte er sich in seinem stolzen Schmerze freiwillig, ging nach Rio=Janeiro und von dort 1837

nach Südfrankreich und der Schweiz. Gram nagte an seinem Leben, alle seine Gefühle und Gedanken waren bei dem Vaterlande. Mit seiner letzten Kraft vollendete er sein Werk über die Unionsverfassung und starb zu Pressy am Genfer See, einsam, verlassen und von Leiden erschöpft.

So endete Lornsen. Doch sein Opfer war kein ganz vergebnes. Am 16. November 1830 erließ der König eine Proklamation, die zur Ruhe und zum Vertrauen ermahnte, vor der Verbreitung falscher Gerüchte warnte und das Gesammtwohl fördernde Veranstaltungen zur geeigneten Zeit versprach. Diese Proklamation ward von Ritterschaft und Prälaten durch deren beständige Deputation schon am 22. November in sehr unterthänigen Loyalitätsversicherungen beantwortet. Sie baten den König, obwohl die Berücksichtigung der Wünsche des Landes immer dringender werde, sich doch in dieser Zeit der Aufregung nicht zu übereilen, sprachen von den Umtrieben einzelner Uebelwollender, die keineswegs mit der öffentlichen Meinung übereinstimmten, und hoben dagegen ihre Gesinnungen hervor, welche den Erwartungen entsprechen würden, welche Se. Königliche Majestät von einem Corps hegten, das jederzeit seine allerunterthänigsten

Wünsche mit Freimüthigkeit vor die Stufen des Thrones gebracht habe.

So drängte sich die Ritterschaft, gänzlich unberufen, jetzt als Vormund des Landes herbei, um die wohlwollenden Absichten des Monarchen zu verdüstern. Statt mit wahrem Freimuth zu sprechen, präsentirte sie sich selbstgefällig als Stütze des Throns, zeigte auf die einzelnen Uebelwollenden, auf Lornsen und seine Freunde, als auf verderbliche Auswüchse der Zeit und vermaß sich, die öffentliche Meinung selbst dazustellen.

Diese aber trat ihr bald und deutlich entgegen. Manche der Herrn vom Adel waren auch keinesweges gänzlich verknöchert und verhärtet, und in den nächsten Schreiben und Gegenschreiben sprach sich ihre Absicht aus, eine feste Verbindung beider Herzogthümer und eine gemeinsame ständische Versammlung zu erstreben. Hiermit aber stießen sie auf die dänische Opposition, die nichts weniger als die Rückkehr zu den alten Verhältnissen und vereinigten Landtagen wollte, und daher auch die Berufungen auf die alten Landesprivilegien ohne Beachtung ließ. Die Ritterschaft hätte es am liebsten gesehen, wenn eine ständische Versammlung in altherkömmlicher Weise beliebt wäre, die dann zeit=

gemäße Modificationen verschlagen könnte. Darauf richteten sich auch ihre Anträge, statt dessen aber kam von Kopenhagen das bekannte Gesetz vom 28. Mai 1831, welches sachkundige und erfahrene Männer in die Hauptstadt rief, mit denen weiter berathen werden sollte.

Als der König hierauf in die Herzogthümer kam, erschien eine Deputation der Ritterschaft in Rendsburg, die nicht allein dem königlichen Befehl nachkam, nichts vorzutragen, was Allerhöchstdenselben mißfällig sein könnte, sondern sogar Worte sprach, die den allgemeinsten Unwillen erregen mußten. Sie rühmte den Geist und Glauben der Ritterschaft und betheuerte, daß die Forderungen des Augenblicks nicht die gute alte Zeit übersehen lasse; auch nicht vergessen lasse, daß die Ritterschaft der Vertheidiger der Stabilität und die Stütze des legitimen Thrones sei.

Diese Worte vollendeten den Bruch zwischen Adel und Volk und haben lange und bis jetzt fortgewirkt. Immer wieder waren es Ritterschaft und Prälaten, die nur für sich handelten, sich und ihre Gesinnung erhoben und nun, wie es schien, gern gemeinschaftliche Sache mit dem Absolutismus gemacht und für einige Silberlinge das Volk und

sein Recht verschachert hätten. Wie mußte König Friedrich der Sechste, der ein Mann von Verstand und warmem Herzen war, dies Benehmen bei sich beurtheilen, und wenn es seine Absicht gewesen ist, sich zu überzeugen, wie weit die Wünsche des Landes reichten, und was Nothwendigkeit geworden sei ihm zu ertheilen, welche Anschauungen mußte er mit sich fortnehmen?! Mit allem Recht hat man dem Adel vorgeworfen, daß sein unglückliches Verhalten, sein Bestreben nur für sich zu sorgen, die Volsbestrebungen aber zu verdächtigen und gegen die allgemeinen Zeitideen sich abzuschließen, die Ursachen gewesen sind, daß aus den Landständen Provinzialstände wurden, denen so ziemlich alles entzogen blieb, was ihnen wirkliche Rechte und Kraft zur wahrhaften Volksvertretung geben konnte. Im Uebrigen behandelte man von Kopenhagen aus Prälaten, Ritterschaft und Gutsbesitzer von jetzt ab mit entschiedener Nichtachtung, denn man beantwortete ihre Eingaben nicht weiter. Am 6. Mai 1832 rief ein Rescript die dreißig erfahrenen Männer zusammen, welche die Regierung auswählte, von deren Berathungen hinter verschlossenen Thüren man jedoch nichts erfuhr, und so schleppte sich die Angelegenheit fort, bis die Verordnung

vom 15. Mai 1834 die ständischen Verhältnisse bestimmte.

Sowohl für die dänischen Inseln, wie für Jütland und die Herzogthümer wurden Provinzialstände eingerichtet, welche sich wenigstens alle zwei Jahr versammeln sollten.

Das Wahlrecht haftet am Grundbesitz, der Wählbare muß das doppelte Grundeigenthum dem Steuerwerthe nach besitzen, als der Wähler. Wahlrecht wird ausgeübt mit dem 25. Lebensjahre, die Wählbaren müssen 30 Jahr alt sein, die Wahl geschieht persönlich und auf 6 Jahre.

Die Zusammensetzung der ständischen Versammlungen wurde nach den drei verschiedenen Arten der Grundbesitzer bestimmt: Gutsbesitzer, Bürger und Bauern bilden sie; außerdem ernennt der König einige Mitglieder, nämlich für jede Versammlung zwei Geistliche, einen Professor der Landesuniversität und vier Mitglieder der Ritterschaft; wenigstens ist dies ausdrücklich für die Herzogthümer bestimmt. In Schleswig erhielt überdies der Herzog von Augustenburg eine Virilstimme, in Holstein der Landgraf von Hessen.

Hiernach besteht die Provinzialversammlung in Holstein aus 9 Abgeordneten adeliger und anderer

großer Güter, aus 15 Abgeordneten der Städte und 16 bäuerlichen Deputirten, ferner aus vier Ritterschaftsmitgliedern, einem Professor und zwei Geistlichen; dazu kommt die Virilstimme des Landgrafen von Hessen, so daß im Ganzen 48 Mitglieder im Ständesaal Platz nehmen.

Die Stände von Schleswig zählen vier Mitglieder weniger. Sie enthalten 5 Abgeordnete der großen Gutsbesitzer, 12 von den Städten, 19 von den Bauern; hierzu die 7 Deputirten welche der König ernennt, und eine Virilstimme. Im Ganzen 44.

Jede Ständeversammlung wählt ihren Präsidenten, Vicepräsidenten, Secretaire u. s. w. selbst. Den Berathungen wohnt ein Königlicher Commissarius bei, durch den alle Verhandlungen zwischen den Ständen, und dem König-Herzog vermittelt werden. Alle Entwürfe zu gemeinsamen Gesetzen, alle Veränderungen in Personen- und Eigenthumsrechten, in Steuern und Abgaben, sollen von den Ständen begutachtet werden. Diese besitzen ihrerseits das Recht, Anträge zu machen, das ungeschmälerte Petitionsrecht, auch das Recht zu Beschlußnahmen in Communalangelegenheiten.

Man sieht, daß die preußischen Provinzialstände

das Muster für diese Verfassung bilden sollten, allein bei aller Beschränkung sind sie doch weit über ihr Vorbild hinausgegangen und im Vergleich mit ihnen ausnehmend freisinnig zu nennen. Hier ist wenigstens vollständiges Petitionsrecht, hier nennt die Regierung nicht die Anträge der Stände ungehörig und unbefugt, und verbittet sich mit saurer Miene dergleichen für alle künftige Zeiten; hier wählt das Volk in Wahlversammlungen die Männer auf welche es sein Vertrauen setzt, ohne Rücksicht auf Stand und Beschäftigung und nicht etwa, wie in Preußen, sind es die Stadtverordneten-Versammlungen und Kreisversammlungen, aus denen die Bürgermeister und Dorfschulzen als Deputirte des Bürger- und Bauernstandes hervorgehen, ohne daß Bürger und Bauer selbst im geringsten dabei betheiligt würden. Hier ist zwar keine Oeffentlichkeit der Sitzungen, aber eine Ständezeitung bringt die Reden der Abgeordneten wenigstens unverkürzt und ohne Censurstriche mit Nennung der Namen der Redner in die Oeffentlichkeit des Lebens, während in Preußen bisher alle gehorsamsten Bitten um Namensnennung, als aufregend, revolutionair und unzeitgemäß abgewiesen wurden. Hier hat endlich das Volk selbst noch das uralte

Recht freier Männer, das Associationsrecht! Es kann sich versammeln, so oft und so viel es will, um über seine Angelegenheiten zu sprechen, ohne daß Polizei und Gensd'armen dazwischen fahren, während es in Preußen sogar dahin gekommen ist, daß die Diener der Macht in Privatgesellschaften dringen und durch Maßregeln, gegen welche kein Recht zu finden ist, harte Geldbußen und Strafen diejenigen als Verbrecher stempeln, welche es wagen, zu Freunden und Vertrauten über die Lage und Zustände des Vaterlandes zu reden. Was gäbe man in Preußen darum, wenn man die Verfassungs- und Associationsrechte der Herzogthümer hätte! Wie weit wäre man dort jetzt in der Entwickelung bürgerlicher Freiheit, wenn seit 1823 Stände von solcher Zusammenstellung, wie die von Schleswig und Holstein, die heftigen Regungen der Jahre 1830 und 1840 begleitet hätten?!

Nicht ohne ein Gefühl der Demüthigung habe ich häufig solche Charakteristik unserer ständischen Einrichtungen, unseres Beamten- und Polizeistaates, wie man sagte, gehört, und die Fragen unbeantwortet gelassen, wie es möglich sei, daß ein so aufgeklärtes, in Wissenschaft und jedweder menschlichen Thätigkeit so weit fortgeschrittenes Volk, wie

das preußische, bei solchen Verfassungsverhältnissen beharren könne. Ich konnte nur erwiedern, daß man überall schmerzlich genug empfinde, woran es uns mangle; daß Drang und Sehnsucht, Trieb und Erkenntniß gleich gewaltig seien; daß unser Kampf durch alle Theile der Gesellschaft dringt, und nicht allein politische Reformen, sondern auch Kirche und soziales Leben umfaßt; daß Deutschland ein ungeheuerer Heerd für die Bearbeitung und Verschmelzung der größten Fragen der Zukunft sei, und seine jetzige innere, mächtige Bewegung, seine geistige Kraft, sein Streben nach Freiheit in Wissenschaft, Kirche und Staat unmöglich auf lange mehr gebunden bleiben könne. Und ist es nicht ein Zeichen, das an Wunder grenzt, wenn in Preußen die Provinzialstände, welche zur Hälfte mindestens aus den Abgeordneten des Adels bestehen, trotz künstlich erschwerter Majoritäten und abschreckender Landtagsabschiede, in fünf Versammlungen unter acht, auf Reichsstände, freie Presse, Oeffentlichkeit, Verantwortlichkeit der Staatsdiener, kurz auf vollständige Begründung eines Rechtsstaates der Gegenwart kürzlich antragen konnten?! Das bezeugt unwiderleglich den Standpunkt der öffentlichen Meinung, wie ihrerseits die letzten Land-

tagsabschiede beweisen, wie groß der Conflict zwischen Regierung und Volk ist. Geist und Bildung desselben sind weit über die Schranken hinaus geschritten, die der väterliche Absolutismus ihm gesteckt hat, der noch immer meint, ein unmündiges Kind zu besitzen, das von den Gängelbändern nicht los gelassen werden dürfe.

In Schleswig, wie in Holstein, war der Adel bei dieser Provinzialverfassung nicht zum besten fortgekommen; oder vielmehr er war nicht ungebührlich begünstigt, sondern im Verhältniß seines Besitzes berechtigt worden. Man hatte ihm freilich wohl einen kleinen Beweis alter Zärtlichkeit nicht verweigert, indem man der Verfassung vier ritterschaftliche Mitglieder beifügte, welche der König wählte, allein trösten über seine Privilegien konnte er sich nicht damit. — Friedrich der Sechste war ein alter, kurz angebundener, polternder Herr, kein Organisator und kein guter Finanzier, so sparsam er persönlich war, aber ein rechtschaffener Mann. Er sah recht gut ein, was die Zeit begehrte und stemmte sich gegen sie, wie ein absoluter Monarch; jedoch bei dem, was er endlich nothgedrungen gab, bei seinen vier Provinzialverfassungen verblendete er sich wenigstens nicht darin,

daß er, wie dieß in Preußen geschah, dem Adel einen übermäßigen Antheil an der Vertretung auf Kosten der übrigen Stände zuwandte. Er gab ihm ein wenig mehr, als er nach dem allgemeinen Maßstabe der Wahlberechtigung verlangen konnte, doch Städte und Bauern behielten die überwiegende Macht; von erschwerenden Majoritäten war nicht die Rede, und so bedurfte es jetzt nur der fortrückenden politischen Bildung, um den zweiten und dritten Stand ihr Uebergewicht kennen und gebrauchen zu lehren.

Provinzialstände sind häufig als das beste Mittel gerühmt worden, einem Volke, das lange in politischer Erstarrung gelegen, als Bildungsschule zu dienen, seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten anzuregen, und es zu weitern Fortschritten vorzubereiten. Das mag in manchen Beziehungen wahr sein, nur kommt es darauf an, *wie lange* man ein Volk als schulpflichtig erachtet, und wer denn seine Lehrmeister sind? — Wollen diese, wie es häufig der Fall ist, eine homöopathische Fortschrittsmethode mit ihm beginnen, das heißt Menschenalter hingehen lassen, ehe sie ihm ein Fortschrittsdecillionstheil zugestehen, oder mit den beliebten historischen Verknöcherungs-

Recepten die raschen Lebensentwickelungen der Zeitideen zurückhalten, endlich aber wohl gar nicht nur stehen bleiben, sondern auch rückwärts schreiten und die gute alte Zeit mit ihrer Demuth, ihrer Ehrfurcht und Unterthänigkeit vor allem historisch Wohlerworbenen wieder erwecken, dann entstehen eben jene tiefen und gefährlichen Zerwürfnisse zwischen Lehrern und Schülern, die so häufig schon damit geendet haben, die Schule aufzuheben und die Lehrer zu entfernen. — Auch freie Völker wollen geleitet sein, aber nur von denen, die ihren Willen und ihre Wohlfahrt verstehen, deren Interessen sich mit den ihren verschmelzen; von Männern, die das self-government anerkennen, die selbstständige Würde der Nation, wie jedes ihrer Bürger. Wenn aber in einem Gesellschaftsverbande verschiedene Interessen statt finden, die ihre Ausgleichung nicht in der allgemeinen Freiheit und Gleichheit finden, wenn eine Regierung da ist, die dem Interesse einer herrschenden Familie dient, wenn die Bürger sich in Stände theilen, welche Vorrechte und Sonderrechte schützen wollen, wenn bürgerliche Ungleichheit und parteiische Vorzüge die Staatsangehörigen mehr oder minder kastenartig abscheiden, dann muß ein

fortgesetzter Kampf statt finden, der zum Schaden Aller die Entwickelungen der Volkskraft stört. — Und diesen Kampf kämpfen alle Völker des alten Europa's. England allein, wo die Selbstregierung des Volks am weitesten fortgeschritten ist, wo seine wahrhaften Interessen besser vertreten werden, als irgendwo, findet auch am leichtesten die Mittel aus sich selbst, Hülfe gegen die Uebel und Leiden zu schaffen, die es bedrücken; ebenso Norwegen, der freie Bauernstaat im Norden, der in so merkwürdiger Weise aufblüht. — Aller Kampf der Zeit läuft auf eine gleiche Berechtigung Aller zu Allem hinaus, und dieser Kampf ist eigentlich so alt, wie die Welt, die langsam zerstört, was sie aufgebaut, aber nie das Ueberlebte duldet und immer die Wahrheiten der Vernunft zum Siege führt.

Je weiter die Erkenntniß der Völker im Begriff ihrer gleichen bürgerlichen Rechte an dem Gesellschaftsverband aufwächst, um so geringere Aussichten müssen natürlich die alten Privilegien haben, jemals wieder zur Geltung zu gelangen.

In Schleswig-Holstein wurden die Provinzialstände nicht eben mit Freude aufgenommen. Ein großer Theil des Volks blieb gleichgültig; für

die Erregbaren war das Gegebene zu wenig. Man vermißte die Oeffentlichkeit, man war gekränkt über das mangelnde Recht der Steuerbewilligung, mißmuthig und mißtrauisch durch die Verweigerung gemeinsamer Stände-Versammlungen, und doch waren es eben diese drei Forderungen, welche Graf Magnus Moltke, derselbe Mann, welcher als eifriger Schüler des Herrn von Haller 1830 sein bekanntes Buch über den Adel geschrieben, dann aber in Reisen und Anschauungen anderen Grundsätzen Bahn gebrochen hatte, als das Geringste erklärte, was ein Volk begehren könne. — Der Kampf der dänischen Presse um Schleswigs Incorporation und Holsteins ewigen Besitz hatte 1834 längst begonnen; jetzt erhielt er einen neuen Antrieb, nun aber waren den Herzogthümern in ihren Provinzialständen lebendige Mittelpunkte des Widerstrebens, dem Volke eine schützende Macht gegeben, um durch Anträge und Petitionen die Forderungen der Dänen zu bekämpfen.

Zu gleicher Zeit wurden die Veröffentlichungen des Finanzetats ein Gegenstand der Volkstheilnahme. Nichts bewegt diese stärker, als der Zustand des Geldwesens im Staat und mit vollem Rechte, denn von ihm hängt das materielle Wohl

jeder Nation ab. — Bis zum Jahre 1835 lag ein Schleier auf den Finanzen des dänischen Staats; jetzt wurde dieser zum erstenmale gelüftet, und was man aus der dürftigen Uebersicht entnahm, war ganz geeignet, Erstaunen und Unwillen anzuregen, der sich in den Tagesblättern, in Flugschriften und in den Ständesälen äußerte. Es zeigte sich, daß die schweren Schulden, welche der Krieg gehäuft, durch alle Steuern und Lasten, wie durch die gewaltthätigen Finanz- und Bankoperationen nicht allein um nichts vermindert, sondern während des Friedens noch immer zugenommen hatten. Im Jahre 1817 betrug die Schuld 107 Millionen Thaler, jetzt wurde sie zu 130 Millionen angegeben, und dazu kam ein jährliches Deficit, das offiziell 300,000 Thaler betragen sollte, doch weit höher nachgewiesen ward. Dies Alles mußte die Opposition vermehren und namentlich wurden die Herzogthümer dadurch um so eindringlicher auf ihr oft ausgesprochenes, rechtmäßiges Verlangen hingeleitet, ihre Finanzen und Verwaltung von denen des Königreichs zu trennen und bestimmt zu wissen, was sie zu der allgemeinen Staatserhaltung zu zahlen hätten. — Hiermit mußte dann nothwendig eine Kontrolle

der Steuern und deren Verwendung, also auch das Steuerbewilligungsrecht verbunden sein, und diese gefährliche Frage bildete daher schon bei der ersten Ständeversammlung in Schleswig und Holstein das Hauptthema.

Ich habe schon angeführt, daß der Antrag auf Steuerbewilligungsrecht in jener ersten Schleswigschen Ständeversammlung, namentlich durch den Einfluß des Herzogs von Augustenburg, scheiterte. Die politische Bildungsstufe der Stände von 1835 war mit solchem Begehren nicht im Einklange, allein sie zeigten in anderen Zeitforderungen schon einen entschiedenen Geist des Fortschritts, denn fast einstimmig wurden von ihnen Preßfreiheit, Oeffentlichkeit, Vereinigung der Ständeversammlungen von Schleswig und Holstein, Trennung der Finanzverwaltung beider Herzogthümer vom Königreich, Sparsamkeit und Ordnung, Ernennung eines verantwortlichen Finanzministers, Beschränkung der Marine und des Heeres, bessere Unterstützung der Universität und anderer Lehranstalten beantragt.

Die Stände in Holstein traten noch fester und bestimmter auf. Man machte hier dieselben Anträge und scheiterte zwar in der Steuerbewilligungsfrage

an dem Widerspruche des Adels in dem Prüfungscomité, aber man wieß nicht allein nach, daß das Recht des Landes unzweifelhaft klar die Steuerbewilligung umfasse, sondern auch daß nach dem 1533 geschlossenen und 1623 erneuerten und nie aufgehobenen Staatsvertrag, Schleswig-Holstein zu den gemeinsamen Staatslasten $1/3$ steuern sollte, während jetzt die Besteuerung der Herzogthümer zum Königreich wie 70 zu 100 sich verhalte; überdies werde in Dänemark aus dem Grundbesitz kaum 60 p. Ct. des Steuerbetrages gezogen, aus den Herzogthümern aber volle 85 p. Ct.

Von jenen ersten Ständeversammlungen an, bis auf diesen Augenbick, sind nun die Anträge und Forderungen der Herzogthümer durchaus dieselben geblieben.

Wir finden jedesmal wieder die gleichen Bestrebungen, nur werden sie mit größerer Ueberzeugung, Wärme und Kraft entwickelt und unterstützt. Das Steuerbewilligungsrecht und die Finanztrennung sind die Säulen der Bewegung geworden, und sehr wahrscheinlich würden, bei der gleichzeitigen und weit energischeren Opposition der dänischen und jütischen Stände um Ausbildung der

Verfassung, längst ein Uebergang zur constitutionellen Freiheit bewirkt worden sein, wenn nicht unglücklicher Weise gerade die Finanztrennung und was mit ihr zusammenhängt, direkt gegen Wunsch und Absicht der Dänen anliefe, welche gänzliche Verschmelzung der deutschen Provinzen begehren.

Die absolute dänische Regierung hat daher gutes Spiel gehabt, indem sie dies feindliche Widerstreben der beiden Nationalitäten benutzte. Alle Forderungen der Herzogthümer konnte sie mit Kälte abweisen, denn sie war dabei des Beifalls der Dänen sicher, doch diese gelangten in ihrem Kampfe um eine norwegische Verfassung auch nicht weiter, denn die andere Hälfte des Landes, die Herzogthümer, erklärten ganz entschieden, daß eine dänische Constitution sie so wenig kümmere, wie ein neues Scandinavien.

Je mehr daher der Nationalstreit, der Sprachenstreit und was dazu gehört, sich erhitzte, um so sicherer war die Regierung, ungefährdet zuzusehen und gelegentlich beide Seiten mit Ruthen zu züchtigen, die Presse zu strafen, Prozesse anzustellen, die ärgsten Schreier, um einen beliebten Ausdruck zu gebrauchen, verfolgen zu lassen, dabei

aber wo möglich durch strengeres Anziehen der Zügel, durch neue Gesetze und Verordnungen ihre moralisch längst untergrabene Macht zu stärken.

So machte sie in den Herzogthümern 1838 den Versuch, das Associationsrecht aufzuheben, indem sie alle Versammlungen verbot, allein der Unwille war so allgemein, daß sie im Gefühl ihrer Schwäche wieder davon abstand; so nimmt sie jetzt eben einen neuen Anlauf, die gesetzliche Preßfreiheit in Dänemark wo nicht ganz zu unterdrücken, doch noch mehr zu beschränken; schwerlich wird sie jedoch auch dort damit zu Stande kommen. Im Uebrigen war sie bald mehr bald minder verfolgungssüchtig, namentlich in den Herzogthümern, bald bereit die Tagesblätter und die Männer, welche sich in Schrift und Wort bemerkbar machten, zu bedrohen und zur Rechenschaft zu ziehen; bald wieder unthätig der steigenden Agitation zuschauend, in keinem Falle aber duzu zu bewegen, eine andere Consequenz zu zeigen, als die, allen politischen Fortschritt mit halben Maßregeln und Gesetzvorschlägen aufzuhalten, welche Niemand befriedigten, materiell aber zu bessern, was sich mit ihrem Wesen und ihren fiscalischen Interessen vereinbaren ließ.

Die dritte Periode begann dann mit dem Jahre 1840, dem Regierungsantritt Königs Christians VIII. an welchen sich viele Hoffnungen knüpften. Die dänischen Patrioten glaubten den Monarchen, der einst die norwegische Verfassung beschworen hatte, ihren Wünschen nicht abgeneigt; die Schleswig-Holsteiner bauten auf sein Rechtsgefühl und seine Herzensgüte, aber beide Theile haben sich in ihren Erwartungen getäuscht. Als Privatmann mit liebenswürdigen Eigenschaften begabt, fehlte dem Könige schon bei seinem Auftreten in Norwegen die energische Willenskraft, welche schwere Zeiten zu leiten vermag. Höheres Alter hat daran nichts geändert, und so sind die unruhigen Wellen, welche den Thron seines Vorfahren zu umringen begannen, während seiner sechsjährigen Herrschaft höher angeschwollen und haben einen düstern Anblick gewonnen, der eine Beruhigung nicht hoffen läßt.

Alles, was ich schon früher in den Kreis der Uebersicht der Verhältnisse zog, das zu fürchtende Erlöschen des königlichen Hauses älterer Linie, die Zerwürfnisse in der eigenen Familie, das heftige Andrängen der Parteien, der drohende Erbschaftsstreit, der Ruf der Dänen nach scandinavischer

Verfassung und Verbindung, die Unruhe und Aufregung in allen Kreisen der Gesellschaft, die Forderungen des dänischen Bauernstandes, der gegen seine Lasten, seine Soldatenpflichten und Grundverhältnisse in Masse auftritt, dazu die kühnen Angriffe der Presse, und in den Herzogthümern der zähe Geist des Volkes, das um jeden Preis Trennung von Dänemark will, das sind die Begleiter der Regierung des jetzigen Königs, der zwischen ihnen und seinem milden, Ruhe und Freuden liebenden Herzen in unbehaglicher Bedrängniß steht.

In den Herzogthümern und deren ständischen Versammlungen trat nun durch die steigende Erbitterung des Kampfes um die gefährdete Nationalität der Umstand ein, auf den ich schon mehrmals aufmerksam gemacht habe: die Verfassungsfrage nämlich, welche den Dänen die Hauptsache blieb, verblaßte gegen den Alles erschütternden Gedanken, daß Holstein von Schleswig getrennt und dänisch gemacht, oder wie es die eifrigsten Dänen wollten, beide Herzogthümer von Deutschland losgerissen und mit dem Inselreiche des fremden Volkes verschmolzen würden. Daß dies nimmermehr geschehen dürfe, darin waren alle Theile einig. Es

war der schlimmste und traurigste, der das geistige und materielle Leben und Wohl am tiefsten und allgemeinsten treffende Stoß, die engverbundenen Länder zu trennen oder sie von ihren Verbindungen mit Deutschland abzureißen. Man hielt die alten Landesrechte als gemeinsames Banner hoch und unter ihm sammelte sich ganz Schleswig-Holstein. Der Adel vergaß seine Ansprüche und jetzt erst drang politisches Leben in das eigentliche Volk, in den mächtigen wohlhabenden Bauernstand. Die Presse und die Volksversammlungen arbeiteten unaufhörlich an seiner Aufklärung, man hatte nur ein gemeinsames Ziel, das Ziel, den dänischen Anmuthungen vereint und einig entgegen zu treten und kein Opfer zu scheuen.

In wie mannichfacher Weise dies geschah, haben wir gesehen; allein nothwendig mußte, je lebendiger der Antheil des Volks wurde, dies selbst mehr und mehr in den Vordergrund treten und seiner Kraft sich bewußt werden. Der Adel hatte manche Rücksichten zu nehmen; er zeigte sich auch wohl bei vielen Anläßen und im Ganzen lauer; er blickte empfindlich auf die wachsende Macht des zweiten und dritten Standes, obwohl auch in seinen Reihen Männer, wie Graf Reventlow, Neer-

gaard, Graf Moltke und Andere, mit Geist und Hingebung sich der Nationalsache fest anschlossen. Aber das Streben nach voller Gleichheit hat nicht Raum neben dem Vollgefühl, das sein historisches Recht nicht vergessen kann, und besser mag es freilich sein, wenn, wie dies zuweilen geschieht, innere Tüchtigkeit und edle Eigenschaften sich mit anererbten Vorurtheilen verbinden, als wenn hohle Aufgeblasenheit und Unwissenheit sich dahinter breit machen. Weil aber diese uns nicht selten abschreckend entgegen treten, kann ein Volk sich um so weniger dazu verstehen, den Geburtsvorzügen und mittelalterlichen Ansprüchen irgend einen Theil seiner Menschenrechte und staatsbürgerlichen Gleichheit zum Opfer zu bringen, was bei wahrhafter Aufklärung auch nie verlangt werden sollte, weil man einsehen muß, daß es, unverträglich mit den Ideen der Gegenwart, doch keine Dauer haben kann.

Es ist ganz natürlich, daß bei einem solchen Kampfe, wie ihn die Herzogthümer führen, und bei den innern Zuständen des Landes, man sich sagen muß, es werde bei jeder Entscheidung mehr auf jene 100,000 freien und tüchtigen Bauern, wie auf die zwei und zwanzig adeligen Familien ankommen, welche die Ritterschaft bilden, ja selbst

weit mehr als auf die sämmtlichen Besitzer der 263 adeligen Güter. — Hat sich nun ein gewisses Mißtrauen eingeschlichen, glaubt der Adel in dem Gleichheitsgefühl der freien Bauern, ihrem sichern und festen Auftreten eine Kränkung seines Ansehens zu erdulden, so ist dies doch nichts als eine Unbehaglichkeit, die mit der Zeit verschwinden muß durch Bildung und Aufklärung des Bauernstandes. Die Tüchtigkeit des Mannes wird immer mehr in Zukunft Achtung einflößen, nicht aber der Schimmer einer äußern Politur, oder die verzogenen Gewohnheiten ständischer Erziehungsweisen und verfeinerter Genüsse. Man möge sich hüten vor dem Kastengeist, der so unpassend hier ist, wo der Bauer in seiner Wohlhabenheit und seinem steigenden Vertrauen zu sich selbst leicht die Geringschätzung mit doppelter Kraft zurückgeben kann; denn will der Adel wahrhaft an der Spitze des Landes bleiben, so darf er gewiß nicht in Folge seiner alten Berechtigung und seines edlen Bluts dies hoffen, sondern einzig und allein, indem er durch Geist und freisinniges Aufgeben aller Vorurtheile sich der Leitung bemächtigt, und seinem Bürgersinne, seinem Talent und seinen Kenntnissen die Huldigung freier Männer abnöthigt,

welche seine Vorfahren von Ungleichen und Unfreien erzwangen.

Was den Adel aber zum großen Theil antheilloser macht, liegt nicht allein in dem alten hochmüthigen Absonderungs- und Kastenwesen, oder in einem geringen Bildungsgrad, sondern auch in der geheimen Furcht, in der Folge die Klostergüter zu verlieren und alle Scheidegrenzen der Stände in einem Bauernstaat zusammenstürzen zu sehen. Wenn er dies vermeiden will, sollte er patriotisch freiwillig geben, was er nicht erhalten kann. Seine Privilegien wird er nie mehr herstellen können und in diesem Lande voll freier Bauern scheint eine Verfassung mit einer Adelskammer keineswegs zu den Verhältnissen zu passen. Man blickt hier nicht nach dem Westen Europa's, sondern weit näher liegt Norwegen, wo es keinen Adel mehr giebt, während in Schweden sowohl wie in Dänemark sich längst die tiefsten Sympathien für ähnliche Einrichtungen ausgebildet haben. Auch in Deutschland richtet sich der Blick jetzt mehr dorthin, und wenigstens ist die große Majorität entschieden gegen eine Vertretung nach Ständen, die ein allgemeines Bürgerthum nicht zulassen.

Norwegens Verfassung hat den großen Fehler,

daß einzig und allein der Bodenbesitz das Recht der Vertretretung gibt, Intelligenz und alle geistige Befähigung also ausgeschlossen bleiben, und dieser Mangel ist mit Recht zu beklagen; allein leicht ist er zu vermeiden und jene Verfassung zu vervollkommnen, wenn jeder unbescholtene mündige Bürger, der selbstständig sich ernährt und ein gewisses Jahreseinkommen nachweist, Wahlrechte erhält. In dem Entwurf zur schwedischen Verfassung, der im letzten Lebensjahre Karl Johann's ausgearbeitet wurde, war bestimmt, daß Jeder, der unbescholten und mündig, dabei selbstständig, kein Diener eines Andern sei, und ein Jahreseinkommen von 200 Rthlr. (schwedisch Banko) oder ein Vermögen von 2000 Thalern nachweise, Wähler und wählbar sein solle. Und diesem Wahlgesetze stimmte ein bedeutender Theil des alten schwedischen Landesadels bei, der seine Titel so wenig achtete, daß mehrere ihnen freiwillig entsagen wollten, weil sie überzeugt waren, als Bürger eines freien Landes durch Besitz, Erziehung, Kenntnisse und Talent mehr zu gelten, als jetzt. — Wenn man in den Herzogthümern eine Bauernverfassung und Bauernherrschaft, von Seiten des Adels, als Gespenst in der Ferne erblickt, von Seiten des

Bauern- und Bürgerstandes aber eine nicht minder heftige Abneigung gegen Adelsprärogativen und besondere Adelskammern hat, so liegt die Einigung darin nahe, daß man weder das Eine noch das Andere begehre, sondern sich zu einer Gleichheit vermittle, die alle Standesunterschiede aufhebt, nur Bürger kennt, und mit Rücksicht sowohl auf Besitz, wie auf geistige Befähigung, es dem Vertrauen der Bewohner jedes Wahldistrikts überläßt, sich den Mann zu suchen, den sie bedürfen, gleichviel wo sie ihn finden, ob unter Adel, Bürgern oder Bauern. — Hierin liegt die menschlich reinste Lösung der Frage und die beste Ausbildung bürgerlicher Freiheit im Staate, aber es gehört dazu freilich, daß jeder sich als Mensch und Bürger und nicht als Edelmann oder Bauer in ständischer Trennung empfinde.

XIII. Kapitel.

Die Finanztrennung. — Der Antrag der Stände in Rothschild. —

In der Schleswigschen Ständeversammlung ist die wichtige Frage der Finanztrennung der Herzogthümer vom Königreich eine der bedeutsamsten geworden, deren gründliche Beurtheilung den Dänen viel Anlaß zum Zorn und zu den heftigsten Erwiderungen geboten hat. Fast sämmtliche Anträge eingreifender Natur gingen bisher von den Deputirten des zweiten und dritten Standes aus, so auch dieser, der viel Arbeit und Kenntniß erforderte, welche der Abgeordnete Tiedemann darauf verwendet hatte. In der fünften Versammlung 1844, beschloß die Versammlung einstimmig, eine Petition an den König zu richten und ihm ihre Bitte um Trennung der Finanzen und ihre Klagen über Prägravation vorzulegen. Eine Kom=

mission wurde eingesetzt, um Tiedemanns Darstellung der Verhältnisse zu prüfen; die Petition ging dann nach Kopenhagen ab, aber sie blieb eben sowohl unerfüllt, wie alles Andere. Tiedemann hat seine Arbeit in Druck gegeben, welche in ausführlicher und lehrreicher Weise sich über die Steuerverhältnisse der Herzogthümer und deren übermäßiges Heranziehen an die Staatslasten ausdehnt.

Nachdem auf die alten Verträge zwischen Schleswig-Holstein aus den Jahren 1533 und 1623 Bezug genommen und zugegeben ist, daß Billigkeit und Gerechtigkeit verlange, die Beitragsquota zur Staatserhaltung müßten den jetzigen Verhältnissen angemessen sein, ohne jedoch Unbilliges zu verlangen, werden die Abgaben und Lasten, wie sie sind, dargestellt. Es wird der Nachweis geführt, daß zu dem dänischen Budjet vom Jahre 1844, wo die Gesammteinnahme auf 14,608,737 Reichsbankthaler angegeben ist, Dänemark 7,677,771 Thaler beitrug, die Herzogthümer aber 5,026,166 Rbthlr.; der Sundzoll brachte 1,824,000 Rbthlr., der Holsteinische Kanal 80,800 Rbthlr.

Dagegen wurden für Dänemark verwendet 7,381,834 Thlr., für die Herzogthümer 2,305,324 Thlr. Nicht einmal die Hälfte der Steuern und

Abgaben kehrt also in die Herzogthümer zurück, während das Ganze dem Königreiche und dessen Verkehr zu Gute kommt. In Kopenhagen sind alle obern Behörden, dort ist die ganze Flotte, dorthin fließt aus Schleswig-Holstein jährlich eine baare Silbermenge, die ihren Weg nicht wieder zurückfindet, es ist somit ein bedeutender Theil des baaren Vermögens, der zur Erhaltung des dänischen Staates und Volkes dort verwendet wird.

Wenn die Steuerquoten der deutschen und dänischen Landestheile in Verhältniß gesetzt werden, so stellt sich dies in Zahlen ausgedrückt und den Sundzoll zu Dänemark geschlagen, wie 95 zu 51. Dies auf die Verausgabungen von 9,687,158 Thaler für beide Theile angewendet, würde für das Königreich 6,303,288 Thlr., für die Herzogthümer 3,383,870 Thlr. ergeben. Da nun aber in Wahrheit nur 2,305,324 Thlr. verwandt werden, so kommt Schleswig-Holstein jährlich um 1,078,546 Thaler, oder in runder Summe um wenigstens eine Million Thaler zu kurz, und dies setzt sich schon seit einer geraumen Reihe von Jahren fort.

Gleich einleuchtend beschwerte sich die Petition über die ungleichen Steuerverhältnisse des Bodens

und die fast doppelt so hohe Belastung der Herzogthümer, wo nach Pflügen gerechnet wird, gegen die in Dänemark bestehende Taxen, nach Tonnen Hartkorn. 19000 Pflüge in den Herzogthümern wurden auf leichtfertige Weise von den Commissarien viel zu hoch taxirt, nämlich zu 200 Millionen Reichsbankothaler Grundwerth, wovon Grundsteuer gezahlt werden muß; Dänemark dagegen, das 454,320 Tonnen Hartkorn oder (9 Tonnen gleich 1 Pflug) 50,480 Pflüge hat, ist nur zu 213 Millionen Rbthlr. Grundwerth angenommen und zahlt die Grundwerthlasten davon. Die Quadratmeile urbares Land steuert danach in den Herzogthümern 625,000 Reichsbankothaler, in Dänemark nur 311,586 Reichsbankothaler. Auch die schmählichen Finanzoperationen und die Bankhaft wurden in der Petition zur Sprache gebracht, gezeigt, wie die Herzogthümer nicht weniger als 43 Millionen damit verloren haben und endlich die Klagen, nach manchen Erinnerungen an Zollwesen, Schuldentilgung, Communallasten, Deichlasten u. s. w. in fünf Hauptpunkten zusammengefaßt, 1) wegen zu hoher Abschätzung des Grundwerths, 2) wegen Aufhebung der Kopfsteuer für Dänemark, während man diese Steuer bis jetzt in den Herzogthümern

fortbestehen läßt, 3) wegen der Reichsbankangelegenheit, von der man $^5/_6$ den Dänen erließ, die aber Schleswig-Holstein vollständig tragen mußte, 4) wegen der Nationalbank des Königsreichs, wogegen Schleswig-Holstein auf seine ihm zugesagte Bank verzichten mußte, 5) wegen Erhöhung der Zölle in den Jahren 1835 und 1838.

Aus Kopenhagen erfolgte darauf keine Antwort, aber in den Herzogthümern bemächtigte sich das Volk des Stoffes mit aller Begierde. Ueberall empfand man, daß man bedrückt und übervortheilt sei zum Nutzen der Dänen, und dies Gefühl erhöhte die Mißstimmung um so mehr auf einen hohen Punkt, als damals fast zu gleicher Zeit in Rothschild bei den versammelten dänischen Ständen von dem Kopenhagener Bürgermeister Alzreen Ussing der Antrag gemacht wurde, Sr. Majestät zu bitten, auf feierliche Weise zur Kenntniß der Unterthanen zu bringen, daß die dänische Monarchie: das eigentliche Dänemark, die Herzogthümer Schleswig und Holstein, so wie das Herzogthum Lauenburg ein einziges, unzertrennliches Reich sind, welches ungetheilt nach den Bestimmungen des Königsgesetzes vererbt werde, und daß Allerhöchstdieselben die nöthi-

gen Anstalten zu treffen wissen werden, um für die Zukunft jedes Unternehmen von Seiten der Unterthanen zu hemmen, welches darauf ausgehe, die Verbindung zwischen den einzelnen Staatstheilen zu lösen.

Herr Ussing, früher Kanzleisecretär, dann Professor der Rechte an der Kopenhagener Universität, war auf allen Provinzialversammlungen als freisinniger Deputirter und Mann des Volks gepriesen worden, obwohl er in seinen Ansichten über eine enggezogene Grenze constitutioneller Volksrechte niemals hinausgegangen ist.

Im Jahre 1844 suchte er seine sinkende Popularität dadurch wieder zu heben, daß er jenen, den Dänen so erwünschten Antrag der Incorporation der deutschen Länder in den dänischen Staat machte, und merkwürdiger Weise trat der königl. Kommissarius, Staats- und Conferenzminister Oerstedt diesem Antrage bei. Er stimmte mit dem Proponenten überein, daß durch den Friedensschluß von 1720 und die darauf folgende Huldigung die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark begründet sei, erklärte das Patent vom 9. September 1806, was Holstein incorporiren sollte, in Verbindung mit den Umständen und Verhältnissen,

unter denen es erlassen ward, als von der größten Bedeutung, die keineswegs durch den Beitritt zum deutschen Bunde verloren, sondern nur bestätigt worden sei. Auf die alten Landesrechte Schleswig-Holsteins und auf die Erbansprüche der jüngern königlichen Linie deutete er, als auf verwickelte Prätensionen, welche zu einer Zeit entstanden seien, wo der Begriff vom Staate weniger klar war, da man diesen mehr als Fideicommiß ansah, und so könne er nicht anders umhin, als mit dem Antrage zu sympathisiren. Merkwürdig genug für einen Staatsminister nahm es sich aus, daß er dann hinzufügte, daß freilich, was die rechtliche Seite der Sache beträfe, sehr verschiedene Meinungen statt finden könnten, und diejenigen, welche sich an das historische Recht halten, vieles einzuwenden haben würden, aber es böten sich doch auch dagegen so manche Zweifel, so manche Unsicherheiten in den Resultaten, daß jenes Recht dadurch an Bedeutsamkeit verlöre! Endlich erklärte er, daß die Ungewißheit der Erbfolge und der Zwiespalt, welcher auf Grund der Vorstellung einer möglichsten Trennung um sich gegriffen, wohl für die Regierung Anlaß sein könne, es in Erwägung zu ziehen, ob man nicht, unter

Beseitigung aller Bedenklichkeiten zu jener vom Proponenten vorgeschlagenen energischen Maßregel greifen müsse, wobei es unzertrennlich sein würde, daß der König sich über die Untheilbarkeit der Monarchie nur in Verbindung mit einem Verbote erkläre, selbige zum Gegenstande der Discussion zu machen! Denn nur so würde jene Erklärung Bedeutung haben. Ohne Competenz für jene Maßregel wolle er doch nicht dagegen sein, daß die Versammlung dem Könige ihre Wünsche und Ansichten in dieser Hinsicht vorlege, welche Se. Majestät ohne Zweifel auch gern entgegen nehmen werde.

Dies war die auffallende Sprache eines Ministers, der geradezu eingestand, auf historisches Recht, diese sonst so heilig gehaltne Schutzwehr aller absoluten Staaten und Dynastien, deren ganze Existenz darauf beruht, habe man nicht zu rechnen; dagegen aber einen Gewaltstreich der ärgsten Art in Vorschlag brachte, nämlich nicht allein durch ein lit de justice den Schleswig-Holsteinern ihr Recht zu zerreißen und vor die Füße zu schleudern, und der jüngeren königlichen Linie zu gleicher Zeit ihre Erbberechtigung zu rauben und als null und nichtig zu erklären, sondern auch, wahrhaft chinesisch,

alle Discussion darüber zu verbieten und diejenigen zu fahnden und wo möglich als Hochverräther zu bestrafen, welche ihre Ueberzeugung, sei sie noch so gründlich, gewissenhaft und in ruhiger Würdigung gegen jenen Act der Willkür aussprechen würden.

Die Rothschilder Stände ernannten hierauf ein Comité, welches natürlich dem Ussingschen Antrage vollkommen beipflichtete. Am 20. November 1844 begannen dann die Berathungen, an der die bedeutensten Männer der Versammlung Theil nahmen; ganz besonders aber richtete sich die Darstellung gegen die Erbansprüche der jüngeren Linie und speciell gegen den Herzog von Augustenburg. Samwers Buch über die Staatserbfolge war so eben erschienen und machte die tiefste Wirkung, weil er das Recht des Augustenburgischen Hauses völlig aufklärte, deshalb sagte Ussing, sein Antrag gehe einzig und allein dahin, daß Se. Majestät aussprechen wolle, daß er keine verschiedene Succession in den verschiedenen Theilen des Staates anerkenne und in Folge dessen nicht dulden werde, daß einer seiner Unterthanen Schritte in jener Richtung unternähme!

In solcher und ähnlicher Weise äußerte sich auch

der Präsident, Professor Claussen, der Vice-Präsident Professor Larsen, am feurigsten und herausforderndsten aber wohl der höchste Gerichtsadvokat Orla Lehnann, welcher unter andern behauptete, es sei gar nicht die Rede davon, Schleswig dem dänischen Staate einzuverleiben, denn dies sei schon vor mehr als 100 Jahren geschehen; mit den Erbrechten des Herzogs von Augustenburg müsse man aber kurze Umstände machen, und es ihm ergehen lassen, wie dem Grafen von Ranzau,*) der weit begründetere Rechte auf einen Theil von Holstein gehabt habe und doch abgewiesen worden sei. Es sei Schwäche der Regierung allein, wenn über die Erbfolge noch Zweifel obwalten könnten! Auch andere der geehrten Herrn sprachen zuweilen in Ausdrücken, als seien fünfmalhunderttausend Bajonette dahinter bereit, ihnen Macht zu verleihen; wenige mildere Ansichten, wie die des Kammerherrn Neergard, machten sich geltend.

Nach langen Verhandlungen ward der Comitéantrag in etwas zusammengeschrumpfter Gestalt dahin angenommen, Se. Majestät zu bitten, auf

*) Graf Ranzau wurde seiner Güter beraubt und starb als Gefangener.

feierlichste Weise erklären zu wollen, daß die dänische Monarchie, sammt den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg zu ungetheiltem Erbe nach den Bestimmungen des Königsgesetzes über die Erbfolge gehe. 59 Stimmen verlangten dies gegen 2. Allein schon hatte sich in den Herzogthümern der Sturm gegen die Bedrohung der Selbstständigkeit erhoben. Die Rechte des Landes und die Erbfolge der jüngern königlichen Linie sahen sich zu gleicher Zeit angegriffen. Eine allgemeine Aufregung ergriff alle Gemüther, eine allgemeine Einigkeit verband alle Klassen der Gesellschaft und die Folge dieser ungehörigen, beleidigenden Einmischung der dänischen Provinzialstände, noch mehr aber die Folge der aufs äußerste beunruhigenden Beistimmung des Ministers Oersted war die, daß in Schleswig-Holstein und selbst in Lauenburg der Volksgeist aufgerüttelt wurde und nun im steigenden Maße das eigentliche Volk lebendigen Antheil an Vorgängen nahm, die seine theuersten und heiligsten Interessen vernichten wollten.

In der Versammlung der Holsteinischen Stände in Itzehoe stellte der Klosterprobst, Graf Reventlow-Preetz den Antrag, es möge die Versammlung die Bitte an Se. Majestät richten, die Rechte

des Landes unter Berücksichtigung der Ausführungen des Ausschußberichtes gegen jeden drohenden Eingriff zu verwahren. Fünf und siebenzig Petitionen aus Städten und Landschaften liefen ein, welche die Stände aufforderten, das Recht der Herzogthümer zu beschützen und die Stände thaten dies mit Ruhe und fester Würde, indem sie die historischen Grundlagen ihres Rechts mit Gründlichkeit darstellten. Der Präsident, Etatsrath Wiese, der Obergerichtsadvokat Löck, Obergerichtsadvokat Claussen, Justizrath Klenze, Obergerichtsadvokat von Prangen, Koch, Kirchhof, Tiedemann, Graf Reventlow, die besten und tüchtigsten Mäner der Versammlung, führten die Sache des Volks mit deutscher Gewissenhaftigkeit, Kenntniß und Vaterlandsliebe.

Der Antrag wurde einstimmig angenommen und am 21. Dezember dem Könige übersandt. In Schleswig war die Ständeversammlung schon vorüber, aber die Aufregung war hier noch größer und allgemeiner, und wirkte fort durch alle Landestheile, ja selbst bis in das, den dänischen Dialekt redende Nordschleswig, wo die Anhänglichkeit an das Heimathland und dies jähe Hervortreten der dänischen Absichten, die Herzogthümer Dänemark

einzuverleiben, vielen wackern Männern die Augen öffnete, und sie bewog, der Landessache sich bestimmter zuzuwenden.

Die Folgen waren aber auch eben jene Vorgänge des Jahres 1845, welche ich schon erwähnt habe. Die Aufregung führte zu lebendigerem Kampf in der Presse, und nicht allein zu vielen Artikeln, Flugschriften und Schriften, auch zu einer Reihe von Volksversammlungen, zu jenen Fahnen- und Musikfesten, zu einer Erbitterung und immer stärkern Scheidung der deutschen Nationalität von der dänischen, endlich aber auch neben den Gegenwirkungen der Regierung, neben Verboten und Verfolgungen, zu den Versicherungen, welche der König bei seiner Anwesenheit in den Herzogthümern ertheilte.

So stehen die Sachen jetzt, wo die Dänen behaupten, es werde dennoch bald eine Declaration des Königs erfolgen. Man weiß, daß ein besonderer Abgesandter, Herr von Bülow, nach England gegangen ist, um dort auf Grundlage der englischen Garantie von Schleswig vom Jahre 1720 zu unterhandeln, man weiß auch, daß in Paris Anstrengungen durch den dänischen Gesandten Baron Coß gemacht werden, um den König der Franzosen

für die dänischen Plane zu gewinnen; man weiß aber auch, daß Ludwig Philipp die Antwort ertheilt hat, er könne sich nicht in Verhältnisse mischen, welche durch heilig zu achtende Verträge und Erbfolgerechte begründet seien, und man weiß auch, daß Herr von Bülow nicht eben allzu tröstliche Antwort aus London zurückgebracht haben soll. Welche Bewandtniß es aber mit der englischen und französischen Garantie von 1720 hat, habe ich schon früher angeführt. Diese kann in keiner Weise so gedeutet werden, daß jene beiden Staaten damit die Verpflichtung übernommen, gegen Landesrechte und Erbschaftsrechte den Besitz der Herzogthümer und die Incorporation derselben in den dänischen Staat zu verbürgen.

Ich will diesen Abschnitt schließen, indem ich aus den von Dr. Lorentzen in Kiel herausgegebenen neuen Kieler Blättern eine Stelle hierhersetze, welche die Hauptklagen der Herzogthümer zusammenfaßt und eine scharfe und treffende Polemik gegen die Art und Weise führt, wie von Seiten der Dänen die staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogthümer beurtheilt werden. Gerade zur Zeit des Rothschilder Incorporationsantrages hatte ein Amtmann, Baron von Dirking-Holmfeld, eine Parteischrift

unter dem Titel: Essai historique sur la question de la succession u. s. w. herausgegeben, die in der That ein Machwerk voller Verdrehungen und Entstellungen ist und daher in wohlverdienter Art von Dr. Heilberg und andern Publicisten verurtheilt wurde, die nicht allein seine Unwissenheit, sondern auch seine absichtlichen Unwahrheiten ihm auf jeder Seite seiner Schrift vorhielten.

In dieser Art, sagen nun die neuen Kieler Blätter, beurtheilen aber die Dänen sämmtlich unsere Rechte. Eine ernsthafte Polemik mit ihnen zu führen, ist eben so ůnnütz, als unmöglich, denn sie bringen keine Gründe, die man bekämpfen und widerlegen könnte, sondern ihre ganze Taktik besteht darin, aus Irrthümern und Unwahrheiten solche Schlußfolgerungen zu machen, daß man diese jedem Verfasser eines Lehrbuchs der formalen Logik als Musterbeispiele derjenigen Trugschlüsse, welche man Cirkel, oder petitio principii zu nennen pflegt, empfehlen könnte. Es wird bald von der Staatseinheit auf die Erbfolge, bald von der Erbfolge auf die Staatseinheit geschlossen, und eins von beiden immer als gehörig bewiesen vorausgesetzt, worauf dann das übrige mit Leichtigkeit folgt, so daß sich Alles ungefähr um das folgende Schema

dreht: der Baron von Dirking-Holmfeld ist ein wahrheitsliebender Mann, also ist in Dänemark und in den Herzogthümern dieselbe Erbfolge. Das Jahr 1721 und 1806 ist Alles, worauf sich ihre Ansprüche begründen, diese Jahre sollen die Rechte der Herzogthümer geändert und mit der dänischen Erbfolge in Uebereinstimmung gebracht haben, das meint auch Herr von Dirking-Holmfeld. Aber wodurch hat sich denn Alles geändert? Etwa durch ein Erbstatut der schleswig-holsteinischen Herzöge, anerkannt von den Agnaten und genehmigt von den Ständen? Davon ist selbst den Dänen, die doch immer überraschende Entdeckungen in der schleswig-holsteinischen Geschichte machen, bis jetzt nichts bekannt geworden. Also durch Einverleibung in den dänischen Staat und Unterordnung unter das dänische Königsgesetz? Das wollen die Herrn jenseits des Belts auch nicht behaupten. Die Erklärung der Staatseinheit haben sie ausdrücklich aufgegeben und von dem Königsgesetz sollen nur diejenigen Paragraphen für uns gelten, welche von der Erbfolge handeln. Durch welchen gesetzgebenden Act gerade diese einzelnen Paragraphen bei uns zur Geltung gekommen sind, während die übrigen nicht gelten, weiß Niemand zu sagen, aber die Dänen

behaupten es sei so. Die Erbfolge also soll gemeinsam sein, doch sollen die Herzogthümer dabei eine gewisse Selbstständigkeit behalten; wenn sich aber nur mit dieser gewissen Selbstständigkeit ein anderer Begriff verbinden ließe, als der einer aus Gnade geschenkten! Dem, was wir wollen und wozu wir verbürgtes Recht haben, der staatsrechtlichen Selbstständigkeit, schiebt man in Rothschild eine gewisse Eigenthümlichkeit in der Administration und Justizverwaltung der Herzogthümer unter, die uns aber in jedem Augenblick genommen werden kann, ohne daß wir irgend welche rechtliche Garantien geltend zu machen haben, und dann will man uns nachher einbilden, daß eine besondere Feinheit und Delikatesse des Benehmens der Dänen gegen uns darin liege, daß man sich einstweilen mit dänischem Kommando bei unserem Heere, dänischem Recht, dänischer Münze, dänischer Flagge, dänischem Brandmark (dansk Eegendom) das unsern Schiffen aufgedrückt wird, dänischen Prügeln, dänischen Officieren, dänischen Feldzeichen, dänischen Beamten, dänischer Sprache im deutschen Lande, auf deutschen Schiffen, bei deutschen Truppen, in deutschen Schulen begnügen. Diese Herrn meinen, wir könnten uns besonders bevorzugt fühlen, daß

sie nicht etwa verlangen, daß auch die Vögel bei uns dänisch singen sollen. Aber wenn sie uns Sand in die Augen streuen wollen, müssen sie es doch feiner anfangen. Einstweilen will es uns immer noch so vorkommen, daß die letzte Instanz, an der man die Selbstständigkeit eines Staates erkennt, die besondere Grundlage seiner Souverainetät ist. Ist die Souverainetät beider Staaten gemeinsam, nicht allein in der Person, sondern auch im Begriff, ist sie also nicht bloß temporär, sondern auf gemeinsamen Rechten ruhend, nothwendig gemeinsam, so ist die staatsrechtliche Selbstständigkeit des einen Theils dem andern gegenüber verschwunden, und beide sind Provinzen eines und desselben Staates. Wir aber haben unsre besonderen Rechte, eine besondere Erbfolge! Es kann nicht von dem besondern Willen eines Monarchen abhängen, was er uns nehmen oder lassen mag. Wir sind und bleiben nun einmal gegen das Rothschilder Evangelium durchaus verstockt und obgleich man uns von jenseits der Belte mehremals bemerklich gemacht hat, daß die Dänen uns nur von dem entsetzlichen Druck des Deutschthums befreien wollen, und daß wir uns in thörichter Verblendung dagegen sträuben, wie die Neger-

sklaven dies Anfangs auch gegen die Emancipation thaten, so können wir uns doch nimmermehr entschließen, in die ewige Seligkeit des Dänenthums einzugehen.

Da haben wir die Aufzählung der Eingriffe der Dänen und die Antwort der Schleswig-Holsteiner in kurzen Worten. Sie steifen sich auf ihr Recht; sie wollen Deutsche sein und bleiben, mit Deutschland das Loos der Zukunft tragen. Muß Deutschland ihnen dafür nicht alle seine Sympathien zuwenden, mit Rath und That seine brüderlichen Freunde unterstützen, ihnen zeigen, daß wir wissen, was sie uns werth sind?

XIV. Kapitel.

Kiel. — Die Handelsverbindungen der Herzogthümer. —

Kiel ist als großer Handelsplatz nicht so bedeutend, wie Flensburg in Schleswig, und noch weniger kann es sich mit Altona messen, aber es ist im Aufblühen begriffen. Sein Hafen nimmt von Jahr zu Jahr an Lebendigkeit zu, und seit die Eisenbahn es mit Altona verbindet, merkt man das Uebergewicht deutlich, das es damit über Lübeck erzwungen hat, welches eingeklemmt zwischen Mecklenburg und Holstein unter der Handelseifersucht der beiden Nachbarn erliegt. Es mag wahr sein, daß Jeder hier für seine Sonderinteressen zu sorgen hat, aber welche traurigen Zustände werden damit hervorgerufen! Vollkommen albern ist es jedoch, wenn man die Bedrängung Lübecks von dänischer Seite damit rechtfertigen will, man müsse

das thun, weil in Lübeck wie in Hamburg der Zoll nur ½ p. Ct. vom Werth betrüge, auch die Hafenabgaben gering und die Handelserleichterungen umfassend seien, während die dänischen Zölle sich bei weitem höher stellten. Lübeck möge seine Zölle erhöhen und Einrichtungen gleich den in Kiel befolgten treffen, dann erst wäre Gleichheit der Vortheile und Nachtheile für die handeltreibenden Völker, deren Schiffe Kiel oder Lübeck wählen möchten, und dann erst könne Holstein oder Dänemark ihm eine Eisenbahn bewilligen. — Auf solche trostlose Ausflüchte giebt es keine Antwort, aber besser wäre es, man sagte so einfach, wie Mecklenburg: Eine Eisenbahn nach Lübeck würde den Lübeckern helfen, uns schaden, darum sollen sie keine haben, so lange wir es hindern können.

Kiel ist der Hauptplatz für den Transitoverkehr zwischen Hamburg und Kopenhagen sammt den dänischen Inseln, allein diese liefern nicht in gleichem Maße zurück, was sie empfangen. Man darf nur das Jahr 1844 annehmen, wo von Kiel nach Kopenhagen 6,856,751 Pfund Waaren verschifft wurden und nach den dänischen Inseln 2,275,597 Pfund. Von Kopenhagen nach Kiel kamen dagegen 140,536 Pfund und von den In=

seln gar nur 4,524 Pfund. Dies bezeugt, wie gering die Ausfuhr Dänemarks nach der deutschen Küste ist.

Nach Hamburg und Altona kommen dagegen jährlich 4- bis 500 dänische Schiffe, aber die allermeisten kommen in Ballast und gehen gefüllt von dannen. Wie viel eigentliche Dänen dabei sind, ist nicht zu bestimmen, denn bekanntlich müssen die Schleswig-Holsteiner alle unter dänischer Flagge fahren und man hat ihren Fahrzeugen, wie schon erwähnt, zur großen Erbitterung der Bewohner der Herzogthümer die Worte: „dänisches Eigenthum" eingebrannt. In Dänemarks National og Statshausholding van Natanson (1844) ist die Handelsmarine des Jahres 1842 auf 4105 Fahrzeuge von 77,816 C. Lasten angegeben, zieht aber davon Schleswig-Holstein ab, wovon ersteres 1842 am Jahresschluß 998 gemessene Fahrzeuge von 20,073½ C. Last, letzteres 1403 Schiffe von 19,713½ C. L. besaß, so gehört mehr als die Hälfte der Handelsflotte den Herzogthümern. Kiel hatte im Jahre 1842 schon 56 eigne Schiffe von 1678¾ Last, aber in den letzten Jahren hat diese Zahl zugenommen, und überhaupt der Handel sich beträchtlich vermehrt. Im Jahre 1833 kamen

1340 Schiffe nach Kiel, welche 17,197½ Last hielten; im Jahre 1845 ankerten 2970 Schiffe im Hafen, die eine Tragfähigkeit von 33,667¼ Last besaßen. So hatte sich der Verkehr in 12 Jahren verdoppelt und in gleichem Verhältniß muß sich der Wohlstand vermehren. — Kiel lebt vom Ostseehandel, darum ist es als Rival den Lübeckern so gefährlich. Es streckt die Hand verlangend nach Rußland und Schweden aus und bietet jenen beiden Ländern die leichteste Verbindung mit Hamburg. Dazu hat es den wichtigen Transit nach Dänemark, aber in Weltverbindungen mit Indien, Amerika und Grönland läßt es sich nicht ein, wie dies die Flensburger thun, deren Speculationsgeist und Ausfuhrhandel eine ganz andere Bedeutsamkeit hat.

Die Stadt Kiel liegt wunderschön am Ende des Meerbusens, zwischen waldbekränzten Höhen, welche liebliche Spaziergänge bilden. Die Stadt ist alt, schon im 11. Jahrhundert kommt ihr Name vor, der wahrscheinlich von der Meeresbucht herrührt, an der sie erbaut wurde. Kiel benannte man die Buchten, vielleicht weil sie keilartig ins Land drangen. Unter dem Schauenburger Grafenhause blühte der Ort auf, erhielt

Stadtrechte und Freiheiten, gehörte zur Hansa und folgte wechselnden Schicksalen, bis sie Hauptstadt des großfürstlichen Antheils von Holstein wurde, und erst durch den Vertrag, zu Czaarskioselo am 1. Juni 1773 geschlossen, wieder zu Holstein gehört. Die Stadt hat schöne massive Häuser, welche in letzter Zeit durch manche neue Bauten und stattliche Gebäude ansehnlich vermehrt wurden. Die Straßen sind schmal, lebendig, aber vortrefflich gepflastert, reinlich und überall drückt sich steigender Wohlstand und Sinn für Verbesserungen und Verschönerungen aus. Das meiste davon soll sie den Bemühungen eines ihrer Bürger, des Senators Lorentzen zu verdanken haben, der seit vielen Jahren unermüdlich thätig dafür gewirkt hat. Die Eisenbahn macht Kiel jetzt zum Sammelplatz vieler Fremden, welche einen ziemlich weiten Weg vom provisorischen Bahnhofe in die Stadt zu machen haben; allein schon im nächsten Jahre wird dicht am Hafen der Bahnhof eröffnet werden, was zur Erleichterung des Handelsverkehrs eben so nöthig, wie vortheilhaft ist. In Kiel ist das Oberappellationsgericht für die Herzogthümer und die 1665 vom Herzog Christian Albert gestiftete Universität, die Christiania Albertina, wo 3 bis

400 Studirende ihre Bildung erhalten. Berühmtheit hat diese Hochschule eigentlich nie erlangt, sie ist zu schlecht unterstützt worden und liegt zu tief in dem nördlichen Winkel; allein manche bedeutende Lehrer haben doch hier gelehrt. Wir erinnern nur an Pfaff, an Welker, Dahlmann, Twesten; und jetzt noch lehren Falk, Olshausen, Michelsen, Droysen, Christiansen und andere talentvolle und wohlbekannte Männer dort. Eine reiche Bibliothek und gelehrte Anstalten unterstützen die Wissenschaften. Kiel hat jedoch auch eben als Vereinigungspunkt bedeutsamer Köpfe und der jugendlichen Blüthe des Landes einen regen Antheil an den neusten patriotischen Bestrebungen genommen. Hier konnten sich freisinnige Männer zu gemeinsamen Bestrebungen vereinen, Einfluß gewinnen und in Wort und Schrift ihre Gedanken verbreiten, wozu bei dem Mangel einer politischen Zeitung die treffliche Wochenschrift der Kieler Blätter einen Centralpunkt bot, an den sich die Besten betheiligten. Ich habe schon früher den Redakteur der Kieler Blätter Dr. Oelshausen erwähnt und will hier mit einigen Worten nur an Hegewisch erinnern, der als Professor der Medizin und berühmter Arzt nicht allein bekannt

ist, sondern auch durch seine zahlreichen politischen Schriften, unter dem Namen Franz Baltisch, wie durch seine Theilnahme an der Journalistik und durch sein freisinniges patriotisches Streben anderweitig für seinen Ruhm gesorgt hat. Die Dänen haben diesem Arzt in ihrer Titulaturverwilderung den Titel Justizrath gegeben, aber hier war er so übel nicht angewandt, denn Hegewisch hat oft in Recht und Gerechtigkeit, die dem Lande gebührt, guten Rath ertheilt und mit Kühnheit dafür gesprochen.

Eine andere berühmte Persönlichkeit in Kiel ist Klaus Harms, der bekannte Mystiker, welcher mit seiner glänzenden Rednergabe und seiner Begeisterung für den Glauben seit vielen Jahren eifrig gewirkt, und weil er dabei als Mensch mild und freundlich, gerecht und wohlthätig war, kein düsterer Eiferer, der der Weltfreuden flucht, so hat er Liebe und Ehrfurcht gewonnen, selbst bei denen, die nicht die Anhänger seiner Lehren sind. Man erzählte mir, wie Klaus Harms die Bewegungen in Deutschland öffentlich verdammte, wie er von der Kanzel herab Geister sähe und, seine Augen auf einen Punkt gerichtet, mit ihnen, oder mit dem Fürsten der Finsterniß heftige Zwiege-

spräche führet, aber man lachte ganz gutmüthig dazu. Der alte heißblütige, fantasievolle Mann ist doch auch ein wackrer Mann, der es ehrlich meint, kein Heuchler und Mantelträger, und er streitet für seinen Gott ritterlich mit offenem Visir, voller Muth, ob auch die Welt ihn höhne. So trat er auch jüngst noch öffentlich auf gegen die Berliner Protestirenden: Einer gegen Sechsundachtzig! er ganz allein voller Vertrauen zu seinem Gott und dessen Sache. — Daß Herr Twesten, sein naher Glaubensverwandter, aber von ganz anderer Art, vor Jahren nach Berlin berufen wurde, schien man hier durchaus nicht zu bedauern, und Preußen diesen Gewinn an Frömmigkeit von ganzem Herzen zu gönnen. Klaus Harms steht für sich; und eben daß er sieht, wie die Menschen immer mehr von dem alten wahren Glauben abweichen, sich zu seinem Widersacher Wolf wenden, der in Schleiermachers Weise ein Dialectiker sein soll: das treibt ihn immer mehr zum Zorn gegen das sündige Geschlecht. Klaus Harms ist eine Natur, wie der alte Görres, so voll großer Befähigungen und Urkräftigkeit, voll Glaubensfeuer und Ingrimm gegen das Verderben der Zeit; aber diese rauscht über beide hin und begräbt sie ohne

Erhörung ihres Strebens, denn was sie wollten, liegt längst bei modernden Geschlechtern.

In Handelsstädten ist selten reges geistiges Leben und hätte Kiel keine Universität, würde es ihm gehen, wie Altona; man würde Alles zum Henker wünschen, was das Klappern der Güterkarren, der Waagen und Gewichte, oder das Gekritzel der Federn an den Comptoirpulten stören könnte. Die ehrbaren Handelsherrn würden dann noch lange im Sonntagsrock mit schöngeputzten Frauen und Töchtern zu den Strafreden in die Domkirche wandern, und die Stirn runzeln über die gottlose Zeit und die Aufruhrstifter, welche weltliches und himmlisches Regiment antasten.

Aber Kiel, das vor zwanzig Jahren 8000 Einwohner besaß, die sich jetzt verdoppelt haben, war von alten Zeiten her der Tummelplatz für Leute aus dem ganzen Lande. Der Kieler Umschlag, so nennt man die Neujahrsmesse, versammelte den Adel, die Pächter, Geschäftsleute aller Art, Advokaten und wer irgend Vergnügen genießen und Freunde und Verwandte sehen wollte und konnte, in Kiel. Es war ein großes Stelldichein, das beide Herzogthümer sich gaben. Alle Pachtgelder, alle Zahlungen, alle Rechnungen und Verträge

wurden hier abgethan, neue Uebereinkommen geschlossen, Unternehmungen begonnen, Abreden für die Zukunft getroffen. Jetzt hat der Kieler Umschlag zwar viel an Ansehen verloren und manches geschieht ohne ihn, allein noch immer ist er von großer Wichtigkeit, noch immer ein allgemein beliebter Termin für die Geldgeschäfte des Landes, in welchem Millionen in Umsatz kommen, und noch immer strömen von allen Seiten die Gutsbesitzer, die Pächter, die Geschäftsmänner und zahlreiche Fremde hierher und machen Kiel zum Mittelpunkt der meisten auf Wohlstand und Förderung der Interessen hinauslaufenden Angelegenheiten.

Von Kiel aus gegen Osten liegt das alte Wagrien, das Wendenland längs der Küste des baltischen Meeres und bis gegen die Elbgegenden hin, angefüllt mit großen reichen Gütern, die jetzt zum Theil noch dem Adel gehören. — Die gute Hälfte der alten Rittersitze ist bei bösen Zeiten und schlechter Wirthschaft verloren gegangen, und befindet sich nun in den Händen des dritten Standes. Ich erwähnte schon, wie ungeheuer der Werth der Güter in den letzten zwanzig Jahren gestiegen ist, so daß, wie die Leute sagen, jetzt Alles über den Kopf bezahlt wird, was zum Verkauf kommt.

Güter, welche vor zwanzig Jahren 80= bis 100,000 Thaler galten, stehen jetzt in drei= und vierfach so hohem Preise als ehemals, und so lange die glücklichen Handels= und Absatzverhältnisse fortdauern, läßt sich wohl auch das Zinsverhältniß bei guter Bewirthschaftung herausbringen; wenn aber diese irgend einen Stoß erleiden, wird sich mancher, der theuer gekauft hat, nicht halten können. Es ist hier Alles gethan, um die Kultur des Bodens zu heben, und Güter dieser Art, an denen nichts mehr verbessert werden kann, haben wohl Aussichten auf Verlust, aber wenige auf vermehrten Gewinn. Wenn es so fort geht, daß der Butter= und Fleischhandel Hamburgs abnimmt, wie dies nachweislich der Fall ist, oder wenn etwa gar Hamburg dem Zollverein beitritt und aus unsern reichen Bruchgegenden, dazu aus Hannover und Mecklenburg, Vieh, Fleisch, Fett und Getreide in größerer Massea n die Unterelbe kommt, gegen Schleswig=Holstein aber die Zölle des deutschen Zollvereins in Kraft treten, welche für jeden Ochsen 12 Mark 8 Schillinge, für jede Tonne Butter 19 Mark 14 Schillinge betragen, so würden die Folgen sich in trauriger Weise zeigen.

Ohne freien Handel mit Hamburg sind die Herzogthümer gänzlich gelähmt, dies erkennt man mit einem Blick auf die Verhältnisse und auf die Handelstabellen der Ausfuhr. Ganz dasselbe trifft ein, wenn man Schleswig von Holstein trennt, denn die Interessen beider sind so gemeinsam und so vielfach verknüpft, sie unterstützen sich so wechselseitig und gehören so ganz naturgemäß zusammen, daß das Eine nicht leiden kann, ohne zugleich den Schaden des Andern nach sich zu ziehen. Darin eben liegt ja auch die Kraft ihres Widerstandes gegen die Plane der Dänen. Bloßen Ideen hängen die Leute hier nicht nach; der leere Begriff eines Vaterlandes würde sie nicht anfechten, sie würden wenig Lust haben, einen neun und dreißigsten deutschen Staat zu bilden, wenn nicht mit ihrer deutschen Nationalität sich auch der materielle Vortheil so fest vereinte. Es werden durchschnittlich aus Dänemark jährlich zwei Millionen Tonnen Getreide aller Art ausgeführt, wovon die Hälfte die Inseln und Jütland liefern, Holstein 600,000 Tonnen, Schleswig 400,000 Tonnen. Weizen ging 1842 aus Holstein vornehmlich nach Hamburg und Altona 194,699 Tonnen, aus Schleswig 45,797 Tonnen; Roggen ungefähr 45,000

Tonnen, Hafer 178,000 Tonnen (121,818 Tonnen aus Holstein); Raps 181,675 Tonnen (aus Holstein 111,664 Tonnen). Nach dem Königreich gingen dagegen aus beiden Herzogthümern nur 5686 Tonnen Weizen, von sonstigen Getreidearten sehr wenig, denn Dänemark produzirt selbst Getreide und Fleisch zur Ausfuhr. Nur Branntwein wird ziemlich bedeutend in das Königreich eingeführt. 1840 aus den Herzogthümern 287,104 Pott. Der allergrößte Theil des Getreides, nebst Mehl, Graupen, Grütze, Brod, Zwieback, Malz u. s. w. geht von den Herzogthümern nach Hamburg und Deutschland; das Königreich versorgt weit mehr Norwegen, Schweden, Rußland u. s. w. damit. Der Gesammtwerth der Ausfuhr an Kornwaaren betrug den dänischen Statistikern zufolge 1839: 12,709,962 Rthlr. und hat in der folgenden Zeit eher gewonnen, als abgenommen. So auch hat sich die Butterausfuhr auf das Doppelte gehoben. 1840 betrug sie 74,031 Tonnen, wovon wenigstens $^3/_4$ auf die Herzogthümer und vornehmlich auf Holstein kam. An Fleisch wurde ausgeführt (1840) 3,619,431 Pfund Rindfleisch und 6,367,094 Pfund Schweinefleisch; wovon $^4/_7$ nach Hamburg und Altona gingen. Pferde werden

durchschnittlich aus den Herzogthümern 9000 ausgeführt (davon 3000 aus Schleswig), Ochsen 30,000 (davon 20,000 aus Schleswig), Kühe 6000, dazu Lämmer, Kälber, Schaafe, Schweine wenigstens 20,000; Kartoffeln, Torf, Holz, Häute, Oelkuchen u. s. w. Die ganze Viehausfuhr wird im Werth von wenigstens vier Millionen Mark angegeben, und alles findet zunächst seinen Weg nach Deutschland und strömt von dort in Geld und Waaren aller Art wieder zurück.

Man hat in Dänemark selbst eingesehen, daß, wenn Hamburg zum Zollverein tritt, Holstein ihm folgen muß, wenn es nicht in seinem Fett ersticken will. Sollte Butter, Vieh, Talg, Getreide u. s. w. vom Zollverein besteuert werden, so ist die Befürchtung vor der Thür, daß im Innern Deutschlands eine Concurrenz erwächst, der man nicht anders die Spitze bieten kann, als durch einen Preisabschlag der Waaren, welcher auf Güterwerth und Wohlstand zurückfällt. Deshalb bleibt um so mehr nichts übrig, als dem Zollverein beizutreten. Dieser wird und muß immer mehr seine Handelskraft auf die Elbe und auf die Nordseeufer überhaupt richten und, wenn Holstein ihm nicht an-

gehört, es von seinem Markt abschneiden und diesem die Zufuhr zu ersetzen suchen.

Wenn aber auch Holstein in den Verein gelangt, so werden die Dänen doch nie zugeben wollen, daß Schleswig ihm folge. Ihren Absichten schon wäre eine so innige Verbindung mit Deutschland durchaus zuwider, nicht umsonst haben daher die Dänen mit manchen hochtrabenden Worten auf Husum und Flensburg, als auf neue Handelswege für die Schleswiger gewiesen. Als ob dergleichen sich so leicht beschaffen und lange hundertjährige Verbindungen sich abbrechen und andere finden ließen, ohne die tiefsten Wunden zu schlagen! Schleswigs Furcht, an der Eider eine Douanenlinie errichtet zu sehen, die schon jetzt in ihren Anfängen da ist, weil ein Ausfuhrzoll auf Vieh, Talg, Häute, Wolle u. s. w. in Rendsburg entrichtet werden muß, ist keineswegs unbegründet, und dieser Gedanke hat viel Schreckendes, denn im Hintergrunde lauert stets die Furcht der gänzlichen Trennung, in der man sich den Ruin des Landes mit Recht als unvermeidlich denkt. Der deutsche Zollverein hat aber im Gegentheil viel Lockendes für beide Länder, darum zählt er aus verschiedenen Ursachen so viele warme Anhänger unter den verständigen

Männern. Nicht allein, daß er mit der Aussicht auf den großen deutschen Markt, welcher 30 Millionen Deutsche vereint, den Handel der Herzogthümer immer mehr ausdehnen und sichern muß, er verbindet auch diese nördlichen Länder mit dem Ganzen und führt den Blutumlauf durch den ganzen Körper. Es hatte etwas Rührendes, hier mit Begeisterung oft von den Folgen der Eisenbahnen sprechen zu hören, wenn diese einst Schleswig mit Berlin verbinden werden, hoffentlich in wenigen Jahren. Am frühen Morgen ausfahrend kann man Abends in Preußens Hauptstadt, in der Mitte Norddeutschlands sein, und diese eiserne Umschlingung Deutschlands, dies magnetische Netz, das uns zusammenzieht, hat in der That eine wunderbare Heilkraft für manche Trennungen und Spaltungen, die der deutschen Nation so viele Leiden und Trübsale bereitet haben.

Gerade diese Hoffnungen der Schleswig-Holsteiner sind den Dänen außerordentlich verhaßt und hingeworfene Andeutungen, oder einzelne Aufsätze in deutschen Zeitschriften, welche beweisen wollten, daß Dänemark nichts besseres thun könne, als in den Zollverein zu treten, hat den ganzen Zorn der dänischen Patrioten hervorgerufen. Wenn Schleswig-

Holstein einmal zum deutschen Verein zählt, könnte es sich leicht ereignen, daß eine einsichtige Staatsleitung in Kopenhagen ganz anders über die Finanz- und Handelslage Jütlands und der dänischen Inseln urtheilt, als die Propaganda, welche davon nicht das Geringste versteht und nur ihrem heißen Blut folgt.

Mit einem Zutritt zum deutschen Verein oder mit einem auf gegenseitigen Vortheil festbegründeten Handelsvertrag, den Verhältnissen der verschiedenen Staaten und Völker angemessen, wird nicht ein Schimmer von Selbstständigkeit verloren gehen. Man fürchtet bei eigenem Mangel an Fabriken mit deutschen Fabrikaten überschwemmt zu werden, hohe Zölle zu bezahlen, dagegen aber keine Vortheile zu ziehen. Dänemark bietet bei seiner Kleinheit uns keinen bedeutenden Markt, was aber die Höhe der meisten Zollsätze des deutschen Tarifs betrifft, so müssen sich diese allerdings nothwendig ändern, wenn überhaupt daran gedacht werden soll, den Verein auch nur bis an die Nordsee zu erweitern. Würde aber Dänemarks Schifffahrt, sobald auch die Nordseeküste zum Verein gehört, einmal durch einen deutschen Differenzzoll getroffen, so möchte es allem Vermuthen nach bald einsehen,

daß es ihm doch bedeutende Vortheile böte, mit Deutschland in naher Handelsverbindung zu sein oder zum Verein zu gehören, und statt so leichtfertig reizbar über den Nutzen des Vereins für Dänemark abzusprechen, würde es dann an praktischen Beweisen nicht fehlen, welche Nachtheile aus seiner Isolirung und seiner Abneigung gegen Deutschland erwachsen.

XV. Kapitel.

Der schleswigholsteinische Kanal. — Rendsburg. — Das Heer. — Die Karlshütte. — Höhere Bauernschulen. —

Für die Verbindung der Ost- und Nordsee ist der Schleswig-Holsteinische Kanal, der vom Kieler Meerbusen aus das Land quer durchschneidet und mit Benutzung einiger Seen die Eider mit der Ostsee verbindet, von großer Wichtigkeit. Der Kanal ist in den Jahren 1777 bis 1784 erbaut worden, fünf Meilen lang und kostet 2½ Millionen Thaler. Da der Zollüberschuß im letzten Budjet auf 80,600 Rbthlr. angegeben wurde, so verzinst sich das Anlagekapital auf 3 pCt. Durch ihn gehen jährlich an 4000 Schiffe, Schooner, Briggs, Schlops u. s. w., die einen Tiefgang bis 8 Fuß haben können, und den weiten Weg um Jütlands Küsten, durchs Kattegat und den Sund sparen. Der Kanal ist 100 Fuß breit und durch-

schnittlich 10 Fuß tief, so daß 2 Schiffe, die bis 120 Kommerzlasten groß sind, einander vorbeigehen können. Der Flemhuder See, der vornehmste Wasserbehälter des Kanals, liegt 26 Fuß über dem Spiegel der Ostsee. Bis zu ihm werden die Schiffe in 3 Schleußen gehoben, dann abwärts bis Rendsburg zur Untereider wiederum durch drei Werke ähnlicher Art geführt. Diese Schleußen sind 100 Fuß lang und 26 Fuß breit. Das Ganze ist ein stattliches Werk, in manchem Betracht sehenswerth und wohl unterhalten. Ein eigenthümlicher Anblick ist es, hier mitten im Lande große Seeschiffe zu erblicken, deren gewaltige Körper leise über die Wasserfläche schleichen. Weiter hin zieht schilfig und in trägen Windungen die alte Eider, ein schmales Flüßchen, das die Grenzscheide der beiden Herzogthümer bildet, und an ihren Rändern hin ziehen große Güter, deren Feldmarken sie unbekümmert überspringen.

Auf einem dieser Güter, deren freundlicher Besitzer, Herr von Aleseld, mich gastlich eingeladen, hatte ich Gelegenheit, die Vortrefflichkeit der Kultur und die Größe der Vieh- und Milchwirthschaft kennen zu lernen. Allgemeine Bemerkungen darüber habe ich schon früher mitgetheilt, hier sah ich die

Butter= und Käsebereitung im Großen, die Geschäftigkeit in der Meierei, und welchen Umfang und Ausdehnung diese Industrie gewonnen hat. Sehnstädt, das Gut des Herrn von Alefeld, ist eines der größten und schönsten, und mitten im Dorfe steht das Monument zu Ehren eines siegreichen Gefechts errichtet, das am 10. December 1813 hier vom Prinzen Friedrich von Hessen oder eigentlich von dem französischen General l'Allemand gegen Russen und Mecklenburger rühmlich bestanden wurde. Die mächtigen Wirthschaftsgebäude des großen Gutes zeugen vom Umfange seines Bodenbesitzes, der gegen 4000 Tonnen beträgt, welche heut zu Tage wohl vier hundert tausend Thaler werth sind. Alle die großen Güter sind in Pachthöfe abgezweigt und manche haben bedeutende Theile ganz veräußert. Die Pachtverhältnisse sind aber in Holstein schlecht, und die Bauern größtentheils davon gedrückt, weil sie nur Zeitpächter auf ein oder wenige Jahre sind, während in Schleswig entweder zehnjährige Pacht, oder der Erbpacht vorwaltet. Im Königreiche ist die Zeitpacht ganz und gar verboten und nur Pacht auf Lebenszeit gestattet, wodurch ein Stand sogenannter Festebauern entsteht, der den Erbpächtern sehr nahe kommt. Auch bei uns

bedürfen diese Verhältnisse sehr der Verbesserung und seit in neuester Zeit die Gutsbesitzer immer mehr darauf bedacht gewesen sind, die kleinen Stellen der Viertelbauern, Kossäthen und wie sie weiter heißen, einzuziehen und Tagelöhner an deren Stelle zu setzen, vermehrt sich die Armuth und das Elend der besitzlosen Klasse mit ihrer Masse zum Schaden des Ganzen, der immer folgen muß, je weniger die fleißige Hand für sich selbst baut, und je schwerer es wird, den tüchtigen, strebsamen Stand freier Eigenthümer zu vermehren.

Wie kann das aber geschehen, wenn die großen Grundbesitzer den kleinen Leuten ihr Haus und Feld entreißen und sich dagegen mit völlig abhängigen Arbeitern umringen, deren ganzes Geschick in ihren Händen liegt, und welchen sie einen dürftigen Lohn reichen? Welche arme, noch so fleißige Familie kann so viel sparen, um irgend einen kleinen eigenen Besitz zu kaufen? Das ist ganz und gar unmöglich und so zieht man denn eine Helotenschaar groß, die, je mehr ihr Blick aufs Leben und ihr Nachdenken geöffnet wird, um so bitterer ihr Loos empfindet, das sie mit geheimem Neid und Haß gegen alle diejenigen erfüllt, die Gott weiß durch welches Verdienst und

Würdigkeit, völlig andere Wesen sind, als sie selbst. Auf solche Art bereitet man den Kampf der zerlumpten Jacke gegen den ganzen Rock vor; diesen Kampf, vor dem man mit Recht so viel Scheu hat und der doch nur durch Weisheit, Milde, Menschenliebe und Gerechtigkeit vermieden werden kann.

Der Lohn der dienenden Klasse ist auch hier dem bei uns üblichen so ziemlich gleich. Eine Wirthschafterin oder Meierin auf einem großen Gute erhält 40 Rthlr., was in Betracht ihrer Arbeit und Stellung sehr wenig ist; ein Knecht hat 25 bis 30 Rthlr., ein Mädchen 18 Rthlr., wozu noch einige Thaler Buttergelder kommen. Vom Sparen ist da nicht viel die Rede, und wie es fast überall auf dem Lande ist, die Heirathen werden meist in kastenartiger Abtrennung geschlossen, so daß Knecht und Magd, Bauersohn und Bauertochter sich passend vereinen. Mit den Moralitätsgesetzen sieht es dabei übel aus. Die großen Güter sind gewöhnlich die hohen Schulen für unerlaubten Umgang der Geschlechter, dessen Folgen am leichtesten zur Heirath und am sichersten zur fortgesetzten kümmerlichen Hinschleppung des Lebens führen.

Die Besitzer der Rittergüter sind größtentheils sehr wohlhabend und für Mehrung ihres Eigenthums thätig. Sie besitzen hier nicht wie bei uns, wo sie nach altem Lehnsnexus, nach Ritterpferden u. s. w. Grundsteuer bezahlen, während die volle Last dieser Steuer auf das Bauerngut drückt. Die Vorzüge der adeligen Besitzungen beruhen darin, daß sie für das zum Hofe gehörige Feld die gewöhnliche Contrebution nicht zahlen, auch vom Gebrauch des Stempelpapiers frei sind. Sie haben ferner die Jurisdiction und Polizei, Patronatrechte, Erhebung von Geldbußen, Jagdrechte, Fischerei, Mühlenberechtigung, Brenn- und Braurechte, endlich stehen sie unmittelbar unter dem Landgericht, sind also eximirter Gerichtsstand. Dies Alles haftet am Gute, gleichviel, ob ein adeliger oder ein bürgerlicher Herr es besitzt. Das adelige Mitglied der Ritterschaft hat außerdem Sitz und Stimme in der ritterschaftlichen Versammlung; er kann sich ohne königliche Concession in seinem Hause trauen lassen, darf eine Uniform tragen, und seine unverheirateten Töchter beziehen aus den säcularisirten Klöstern Preetz, Itzehoe und Untersee bedeutende Jahrgelder, die 600 bis 900 Thlr. für jede betragen.

Im Uebrigen steuert das Adelsgut ganz so, wie jedes andere, und so weit sind wenigstens alle Vorrechte im Drang der Zeiten verschwunden, daß nicht der Meistbesitzende sich dem größten Theil der Staatslasten mehr entziehen kann. Vorzüge hat der große Besitz freilich noch immer, und ein Paar davon sind mit der Zeit im schlechten Einklange; sehen wir aber nach andern Gegenden, so sind sie doch nur theils gering zu nennen, theils sind sie, wie die Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt, leider noch immer als mittelalterliche Reste so allgemein vorhanden im guten deutschen Lande, daß es auffallend sein würde, sie hier in der nördlichen Ecke nicht mehr zu finden. Es giebt in den Herzogthümern auch nicht, wie in Dänemark, Lehnsgrafschaften und Lehnsbaronien; nur eine einzige Grafschaft, Reventlow-Sandberg, ist vorhanden, die aus drei verschiedenen Rittergütern besteht. Natürlich aber besitzen einzelne reiche Herren mehrere getrennte Güter von großem Werth, so daß z. B. der Graf Bloome in Salzau ein Jahreseinkommen von mehr als 100,000 Rthlr. haben soll.

Wenn man den Weg nach Rendsburg verfolgt, der durch den adeligen District an der Eider führt, kann man bald erkennen, daß es den Bauern hier

eben nicht sehr wohl geht. Hier giebt es keine stattlichen Höfe, wie die Hufner in Angeln und Hütten, oder die trotzigen Herrn in den Marschen sie besitzen. Die armen kleinen Häuser, zum Theil ohne Schornstein, sehen gar kläglich und gedrückt aus, und diese Verhältnisse sind ganz natürlich, denn Käthner und kleine Pächter, die den fremden Boden bauen, haben zumeist für den Zins und die hohen Abgaben zu sorgen. Es bleibt ihnen wenig übrig für sich selbst, und wohl mögen sie mit neidischen Blicken auf das Loos ihrer Nachbarn in den Aemtern des Landes auf der Geest sehen, die für sich selbst erndten und die Hände fleißig regen, wie es geht.

Rendsburg, die Festung an der Eider, hat durch die Eisenbahn, welche jetzt eben, als Zweigbahn der Hamburg-Kieler, von Neumünster aus hierhergeführt ward, an Lebendigkeit sehr gewonnen. Man sieht es der Stadt an, daß sie alt ist und ihre Lage noch immer ein wichtiger Platz, ein Paß der die Eider beherrschte, sein mußte. Rendsburg war der Grenzplatz des deutschen Reichs, ob aber in der That jemals von einem deutschen Kaiser ein Stein mit der Inschrift aufgerichtet wurde: Eidora romani terminus imperii, ist sehr zu bezweifeln und

wahrscheinlich eine rein dänische Erfindung. Friedrich III. ließ einen Stein mit solcher Inschrift 1669 über dem Thor der Altstadt einmauern, der 1806 wieder fortgenommen wurde, weil damals Holstein dänisch erklärt ward, und welcher jetzt noch auf dem Zeughause in Rendsburg zu sehen ist. Indeß, wie es auch sein mag, so ist doch ganz und gar nichts darauf zu geben, denn was vor 700 oder 800 Jahren wahr sein mochte, hat jetzt kein Gewicht mehr, wo ganz andere Verhältnisse bestimmend sind. Aber in Dänemark weiß man sich viel mit jenem alten Stein, den man gern zu einer unverfänglichen Abtretungsurkunde Schleswigs an Dänemark auf ewige Zeiten stempeln möchte, was gerade so thöricht ist, als wenn die Dänen Rendsburg eine dänische Stadt nennen, denn an keinem Orte manifestirt sich die Abneigung gegen alles Dänische schärfer und bestimmter, wie hier. Das Rendsburger Wochenblatt, von einem talentvollen Advokaten, Herrn Baudiß, geleitet und von vielen Seiten tüchtig unterstützt, macht den Dänen viel zu schaffen; eben sowohl der Geist der Bürgerschaft, der in trotziger Handgreiflichkeit zuweilen die dänischen Invectiven vergilt. In Rendsburg treten die üblen Verhältnisse, welche das schleswig=

holsteinische Militär betreffen, am grellsten hervor, weil die Stadt eine starke Besatzung hat, durch deren dänische Officiere fortgesetzte Reibungen hervorgerufen werden. Ich deutete schon darauf hin, wie gerechte Klagen die Herzogthümer über das Bestreben der dänischen Regierung führen, die nach und nach alle Officierstellen mit Dänen besetzt, welche aus der Militärschule in Kopenhagen hervorgehen. Früher war eine solche Schule auch in Rendsburg, aber sie wurde aufgehoben und nun verlangte man, daß alle junge Leute, die sich dem Militärstande widmen wollten, nach Kopenhagen geschickt und dort erzogen werden sollten. Das konnte und wollte man in den Herzogthümern nicht und die Folge war, daß fast kein Deutscher mehr in Militärdienst trat. So war denn der Zweck vollkommen erreicht, man konnte dänische Lieutenants in die deutschen Regimenter im vollen Maaße einschieben. Wenn man jedoch meint, mit diesen Dänen sich des Heeres zu versichern, so irrt man ganz und gar, denn keine Maßregel kann die Abneigung des Soldaten so sehr erhöhen, wie gerade diese, weil es fast unmöglich ist, daß er Liebe und Anhänglichkeit zu Vorgesetzten haben kann, die zu ihm kommen, nicht allein ohne Kenntniß der Lan-

desſprache, ſondern auch zu allermeiſt mit einer inneren feindlichen Stimmung gegen das deutſche Land und die deutſchen Leute darin. Daher auch die üble Behandlung der Soldaten, die hier ſo viel Aerger erregt. Im däniſchen Heere mögen die Prügel Landesgebrauch ſein, wie ſie auch auf ihrer Flotte üblich ſind, wo behauptet wird, daß ohne Prügel keine Zucht möglich ſei; dort prügelt aber immer wenigſtens ein Däne den andern. In den Herzogthümern hat dagegen nicht allein der norddeutſche Begriff über das Entehrende der Schläge Geltung erlangt, es kommt auch dazu, daß hier der Däne den Deutſchen ſtößt und prügelt, und dies giebt dem verhaßten Syſteme noch einen ganz beſondern bittern Beigeſchmack. Wäre das Militärweſen ein auf allgemeine Wehrhaftigkeit des Volkes begründetes, ſo würde die Prügelei längſt verſchwunden ſein, aber ſo iſt es nur das arme beſitzloſe Landvolk, das ſeine Knochen und ſein Fleiſch dem Stock und der Fuchtel bietet; denn wer irgend 400 bis 500 Mark auftreiben kann, kauft ſich einen Stellvertreter, und da der Dienſt bei der Artillerie 6 Jahre, bei den übrigen Truppentheilen 4 Jahre währt, die Hälfte dieſer Zeit aber nur wirklich unter den Waffen zugebracht wird, ſo

finden sich immer unter den ausscheidenden Stellvertretern viele, die von Neuem als Ersatzmann sich ankaufen lassen, so daß ein solcher Söldner der Reihe nach für 4 oder 5 Bauernsöhne Soldat sein kann, bis er alt und stumpf ist.

Wie schwer und allgemein diese Uebel vom Bauernstande und vom ganzen Lande empfunden werden, habe ich schon angeführt. Die schändliche Behandlung der Dragoner in Itzehoe gab vor einigen Jahren Anlaß zur heftigen Aufregung und diese hat sich nicht beschwichtigen lassen. Die Dragoner, zur Verzweiflung gebracht durch die Härte und Willkür ihrer dänischen Vorgesetzten, verweigerten diesen den Gehorsam, ohne jedoch irgend einen Act der Rache auszuüben, die sehr nahe lag. Dafür wurden mehrere zu vieljähriger Kettenstrafe verurtheilt; aber obgleich die Brutalität der Officiere zu Tage lag, geschah diesen doch nichts. Das Mitgefühl für die unglücklichen Verurtheilten machte sich allgemein geltend. Im vergangenen Jahre ward der König bei seinem Besuch in den Herzogthümern mehrfach bittend angegangen, ihnen die Strafe zu erlassen, zugleich lief eine Petition über Reform des Militärwesens im Bauernstande um, die mit 100,000 Unterschriften versehen,

vor einigen Monaten durch eine Deputation der Bauern nach Kopenhagen gebracht und dem Könige überreicht wurde, der sie wohlwollend angenommen und Versicherungen zeitgemäßer Abhülfe ertheilt hat. Alle Bauern hatten daran Theil genommen, auch die der Adelsdistricte, denen freilich als den ärmsten auch die Sache am nächsten lag; es zeigt jedoch von dem richtigen Gefühl der bäuerischen Deputation, daß, als bei ihrer Ankunft in Kopenhagen die Führer der dänischen Propaganda sich an sie machten und ihnen sogar ein Fest geben wollten, sie dies ablehnten. Die dänischen Bauern, welche ebenfalls die Rekruten liefern müssen, und deren Frohndienstverhältnisse zum Theil sehr belästigend sind, hatten sich zu gleicher Zeit bittend an den König gewandt und waren von der Propaganda feierlich bewirthet worden. Dagegen läßt sich nichts sagen, allein mit den Schleswig-Holsteinern war es eine andere Sache; die Bauern erkannten wohl, was man beabsichtigte, und ließen die Herrn unverrichteter Sache abziehen.

Es ist jedoch dringend nöthig für die Regierung, ihr Augenmerk auf die Militärreformen zu richten, und nicht etwa, wie man dänischer Seits es auch schon vorgeschlagen hat, statt dessen reactionär wei-

ter fort zu fahren, indem man die deutschen Regimenter nach Jütland schickt, und Dänen dafür in die Herzogthümer legt. Eine solche Maßregel könnte leicht allen Groll zur äußersten Spitze treiben und Land und Soldaten zum offenen Widerstand vereinigen. Schon hat man, vielleicht zur Probe, ein Bataillon nach Jütland verlegt, was große Unzufriedenheit und Reklamationen und Rechtsberufungen zur Folge hatte, und da die Soldaten alle Schleswig-Holsteiner sind, die Abneigung gegen die Dänen in ihren Reihen nicht minder allgemein ist wie bei Bürgern und Bauern, so hieße das gewaltsam die Unzufriedenheit zum Ausbruch bringen, was man sich gewiß nicht verhehlen kann.

Meine Meinung ist, daß die dänische Regierung sich auf die Schleswig-Holsteiner Regimenter gar nicht verlassen kann, sobald sie die Landesrechte aufhebt, daß diese Soldaten vielmehr der Sache ihres Vaterlandes anhängen und eben so wenig Dänen sein und werden wollen, wie Jeder hier zu Lande. Wie hier in Rendsburg die Stimmung gereizt ist, davon hatte ich bei meinem Aufenthalte ein Beispiel vor Augen. Der Prinz von Augustenburg, Statthalter und Generalcommandeur, hielt

eine Revue ab. Der Prinz wird geliebt, alle Schiffe flaggten, er ward festlich empfangen und begrüßt; den Zugang zum Revueplatze sperrte ein dänischer Lieutenant, der parteiisch einzelne ihm bekannte Personen durchließ, dem Haufen aber den Eintritt verwehrte. Es kam zum Streit, und der dänische Officier, der als Ultradäne längst bekannt war, gebrauchte Schimpfreden der unfeinsten Art und sprach auch dabei von deutschen Hunden u. s. w. Nicht weit davon stand jedoch die Bürgerartillerie von Rendsburg, denn hier in der Festung haben die Bürger Wehrverpflichtungen zur Vertheidigung ihrer Stadt. Ein Paar Artilleristen sprangen herbei und stellten den Offizier zur Rede. Dieser zog den Degen, die Artilleristen ihre Säbel und wahrscheinlich wäre er übel fortgekommen, wenn in diesem Augenblick nicht der Prinz Statthalter den tobenden Lärm gehört und eilig herbeigekommen wäre. Die Bürger klagten, der Officier konnte seine Schimpfreden nicht leugnen; der Statthalter behandelte ihn daher mit aller Heftigkeit des ersten Zorns, denn er selbst ist ja ein Deutscher, und schickte ihn auf die Hauptwache.

Dieser unangenehme Vorfall erfüllte die Stadt und in kurzer Zeit das ganze Land. Man fürch-

tete aber für die Bürger, welche die Säbel gezogen, harte Strafe. Es scheint jedoch, als habe man in Kopenhagen für gut befunden, diesmal die Sache auf sich beruhen zu lassen; eine Untersuchungskommission, welche eingesetzt wurde, hat noch nichts entschieden.

Die ganze Heeresmacht der Herzogthümer besteht aus vier Batallionen Infanterie, zwei leichten oder Jägerbatallionen, zwei Regimentern Dragoner, vier Batterien und einem Ingenieurcorps. Zusammengenommen machen die Schleswig-Holsteiner etwa den dritten Theil des dänischen Heeres aus. Größtentheils sind es kräftige, gedrungene Leute, deren Aeußeres eben nicht von großer militärischer Dressur zeugt, die aber wohl geeignet scheinen, Anstrengungen auszuhalten. Bei uns ist man gewohnt an militärischen Putz und einen gewissen kriegerischen Anstand, der hier meist mangelt. Unser junges Heer hat etwas, was die Augen besticht; hier fällt das weg. Die Offiziere gehen nur in Uniform, wenn es der Dienst fordert, und die Röcke und Monturstücke der Soldaten haben wenig wohlgefälliges. Am besten soll die Kavallerie durch die Güte ihrer Pferde sein, und dies läßt sich um so

eher annehmen, weil Holsteins starke tüchtige Pferde=race berühmt genug ist.

Rendsburg ist als Festung nicht von allzugroßer Stärke, aber ein andringender Feind muß sich wenigstens zu einer regelmäßigen Belagerung verstehen. Sechszehn Bastionen von Erde aufgeführt, von tiefen Wassergräben umringt und mit Außenwerken versehen, schließen die Stadt ein; dazu kommen Ueberschwemmungen, die man bewirken kann, und ein starkes Kronwerk auf der Nordseite, das die Eider deckt. Man baut dies so eben aus und scheint mit Recht diesen Platz zu verstärken, der bei jedem Angriff Stützpunkt und Waffenplatz sein muß und alle Kriegsvorräthe enthält, die ein wohlgeordnetes Zeughaus verwahrt. — Der Handel Rendsburgs hat sich bedeutend gehoben und wird sich noch weiter heben, sobald die Eisenbahn von hier auf Schleswig und Flensburg, wie es entworfen, ausgeführt ist. Bis an Rendsburgs Mauern dringt die Fluth von der Nordsee herein, die Eider aufwärts, an deren Mündung Tönningen liegt, mit dem Rendsburg durch Dampfschifffahrt verbunden ist. Es ist ein glückliches Unternehmen geworden, durch Schleppdampfer die Seeschiffe von Tönningen die Eider heraufziehen zu lassen, dies hat die Le=

bendigkeit bedeutend vermehrt und wirft gute Zinsen ab, überdies geht ein Passagierboot den Strom auf und nieder, und macht, wie man sagt, zureichende Geschäfte, denn es setzt auf dem 12 Meilen langen Wege an vielen Orten zwischen der belebten Eiderstädter Marsch und Dithmarschen Fahrgäste ab, und nimmt andere ein. Im Hafen des Kanals an den Schleußen liegen zahlreiche Seeschiffe, welche Rendsburg das Ansehen eines Seeplatzes geben; Speditionshandel und Schifffahrt beschäftigen die Einwohner, und da hier auch der Ausgangszoll erhoben wird, so ist die Stadt Hauptdurchgangspunkt für alle Ausfuhr aus Schleswig, was ihre Lebendigkeit erhöht.

Interessant war für mich der Besuch auf dem dicht bei Rendsburg liegenden Eisenwerk, die Karlshütte, einer nicht unbedeutenden Industrie-Anlage, wo 3- bis 400 Arbeiter beschäftigt werden, welche mit ihren Familien wohl auf tausend Köpfe steigen. Alle die hübschen Oefen, die mancherlei zierlichen Eisenarbeiten, Geschirre und Gußwaaren, welche ich im Lande gefunden, kommen von der Karlshütte und selbst eine Maschinenbau-Anstalt ist mit dem Werke verbunden, das einen bedeutenden Umfang und eine hübsche Lage an der Eider hat.

Die Eisenerze, welche man hier verarbeitet, sind größtentheils Wiesenerze aus dem Lande. Meine Theilnahme erregten jedoch nicht sowohl die Hüttenwerke selbst, als die Anstalten zum Wohl ihrer Arbeiter, welche der Besitzer, Herr Agent Holler, nach den so allgemein gewordenen Forderungen der Zeit eingerichtet hat. Es giebt hier nicht allein eine Kranken- und Unterstützungskasse, sondern auch eine Leih- und Pensionskasse, die von den wohlthätigsten Folgen ist. Herr Holler hat die letzte im Jahre 1840 errichtet, 2000 Rthlr. aus seinen Mitteln dazu geschenkt und Statuten entworfen, wonach die Arbeiter in Altersklassen getheilt, sich und ihren Wittwen durch fortgesetzte Beiträge Pensionen, bis zur Höhe von 40 Rthlr., versichern können. Aus der Leihanstalt können gegen Bürgschaft zweier Arbeiter Darlehen bis zur Höhe von 30 Mark, wenn ich nicht irre, entnommen werden, doch erfordert es den Nachweis, daß das Geld zu einer nothwendigen Ausgabe verwandt werden soll. Im Jahre 1851 hofft man, daß der Pensionsfond die Summe von 40,000 Thalern erreicht hat, dann sollen die ersten Pensionen gezahlt werden, was vollkommen recht ist, weil die Sicherheit der Anstalt erst fest

begründet werden muß. Aber die Leitung der Kassen und des ganzen Haushalts ist Sache der Arbeiter, die ihre Vorstände wählen und sich Rechnung legen lassen. Hierin ruht das Hauptmittel einer sittlichen Erhebung des Arbeiterstandes. Der Arbeiter erhält dadurch das Gefühl der Selbstständigkeit, des Vertrauens zu sich selbst, das Gefühl der Menschenwürde. Er reift von der Maschine zum selbstdenkenden und selbsthandelnden Wesen. Indem er die Gesammtinteressen verwaltet und wahrnimmt, wird er auf seine eigenen aufmerksam, zur Ordnung gewöhnt, zum Nachdenken aufgefordert und aus dem Schlamm der gewöhnlichen Laster, dem Trunk und der wüsten Verschleuderung seines Erwerbs, zur Häuslichkeit und Sparsamkeit geführt.

Mit Freude hörte ich von Herrn Holler, welche wohlthätige Wirkungen sein System hervorgebracht hat. Seit Jahren ist kein Streit und Aergerniß unter seinen Arbeitern vorgekommen; diese selbst dulden unter sich keinen, der Anlaß dazu geben könnte, und so ist es zu erklären, was die Obrigkeit in Rendsburg nicht begreifen konnte, die öfter schon ihr Erstaunen geäußert hat, wie es möglich sei, daß unter diesen zahlreichen Arbeitern eine

Ruhe und Ordnung herrsche, welche das polizeiliche Einschreiten durchaus entfernt halte.

Dazu gehört freilich auch ein streng rechtlicher und gütiger Herr, der von seinen Untergebenen geachtet und geliebt wird. Hier ist keine Strafkasse zum Besten des Fabrikbesitzers, sondern was an Strafen nach vorschriftlichen Bestimmungen, wegen Nachlässigkeiten, Zuspätkommen, Trunkenheit u. s. w. gezahlt werden muß, fällt der Leih- und Unterstützungskasse, also den Arbeitern selbst zu, deren gesundes Urtheil die Gerechtigkeit der Strafen gut heißt und sich nicht mit dem Gestraften gegen den Aufseher und Leiter der Anstalt verbindet. Wer sich mehrmals betrinkt und in grober Weise fahrlässig ist, wird ganz aus der Hütte entfernt; die Arbeiter tragen selbst darauf an. Anfangs hat die strenge Ordnung Anlaß zu heftigem Widerspruch gegeben, die Gestraften fragten trotzig, mit welchem Rechte man also gegen sie verfahre? Herr Holler sagte dagegen, ein eigentliches Recht habe er freilich nicht, allein es sei zum allgemeinen Besten nothwendig, und wer sich diesen Bestimmungen nicht fügen wolle, der möge gehen. Das wirkte; die störrigen Elemente schieden aus, und nach und nach hat ein um so festeres Band sich

zwischen einem rechtlichen Herrn und seinen ordentlichen Arbeitern gebildet.

Auch für die Frauen und Kinder wird gesorgt. Nicht allein ist eine eigene Schule für die letztern vorhanden, sie lernen auch sich häuslich mit Korbflechten, Bürstenmachen u. s. w. beschäftigen und wohnen zum Theil in Häusern, die zur Fabrik gehören und eine kleine Kolonie bilden, welche sich jährlich vergrößert und die Herr Holler dem Pensionsfond überwiesen hat, dessen Vorstände sie vermiethen, Erhaltung und Miethsertrag in Aufsicht nehmen u. s. w.

So haben die Arbeiter denn freies Eigenthum und dadurch eine neue Erweiterung ihres Geschäfts- und Gesichtskreises. Hier ist nur noch ein Schritt zu machen, der, wie ich jüngst hörte, von einigen Fabrikanten in Elberfeld so eben versucht wird, nämlich den Arbeitern einen kleinen Antheil am G e s a m m t g e w i n n d e s G e s c h ä f t s einzuräumen. Jeder Mensch richtet gern seine Hoffnungen auf das Glück, Jeder wünscht, daß sein Fleiß sich lohne, und mit welcher doppelten Kraft würde der arme Arbeiter sich mühen, welch ein Sporn zur Ordnung und Thätigkeit würde es für ihn sein, wenn er denken könnte: nicht bloß mit deinem

Wochenlohne bist du abgefunden, sondern die Zukunft hat für dich noch eine heitere Ferne. Du bist ein Theilnehmer des Geschäfts, du arbeitest für dessen Wachsthum, zugleich für dich, denn der Gewinn des Ganzen wird dich auch treffen.

Hierin liegt eine ungeheure Macht, die vielleicht einmal allgemein anerkannt wird, und dem vernünftigen Sozialismus den Sieg verschafft. Wenn die Menschen bedächten, wie sie Alles lassen müssen nach dieser Spanne Leben, und wie der Tod eine völlige Gleichheit herstellt, würden sie milder und gerechter über die Ungleichheit auf Erden denken und deren Schrecken zu versöhnen suchen. Der Klageruf darüber geht mehr als je durch unser Geschlecht und viele edle Herzen haben darum gesorgt und gestrebt. Vor allen Robert Owen; aber er scheiterte, indem er allen Theilnehmern an seiner Fabrik gleichen Gewinn zusprach. Gleichheit bei so viel Ungleichheit in Wissen, Geschick, Kapital, Befähigung ist, wenigstens für jetzt, nicht möglich; allein B e t h e i l i g u n g A l l e r nach gewissen Stufen, das kann in Fabrikation und Handel, in Ackerbau und Gewerbe, einmal an die Stelle des jetzigen strengen Trennungsverhältnisses treten. Ohne den Gesellschaftsverband zu zerstören, wird

es diesen nur fester knüpfen. Betheiligung wird die Menschen sittlich erheben, menschlicher machen; Concurrenz treibt sie feindlich gegeneinander und macht sie zu Raubthieren.

Ich kann Rendsburg nicht verlassen ohne der höhern Bauernschule zu gedenken, einer patriotischen Anstalt, die seit einigen Jahren hier ins Leben gerufen wurde. Bei der Theilnahme des Bauernstandes an den Landesangelegenheiten und seiner Vertretung in den Provinzialständen, zeigte es sich immer mehr, wie nöthig es sei, ihm eine höhere Schul- und Berufsbildung zu verschaffen, als es bisher der Fall war. Deßhalb wurde die höhere Bauernschule in Rendsburg gestiftet, wo Bauernsöhne Unterricht in Wissenschaften sowohl, wie in Kenntnissen des Landbaues erhalten. Eine Anzahl patriotisch gesinnter Männer hat das Unternehmen ins Leben gerufen, das auch von Seiten des Bauernstandes Theilnahme und Anerkennung findet, so daß, wie ich höre, in Angeln eine zweite Schule dieser Art angelegt werden soll. — Die dänische Propaganda hat aber alsbald erkannt, worum es sich handelt, und daß in solcher Schule jedenfalls auch Grundsätze ausgebildet werden, die den dänischen Wünschen durchaus widerstreben, weil sie den

deutschen und vaterländischen Sinn des Bauernstandes kräftigen. Damit nun die Nordschleswiger nicht etwa auch auf den Einfall kommen, ihre Kinder in die deutschen Bauernschulen zu schicken, haben sie in Nordschleswig geschwind eine solche Anstalt errichtet, wo dänische Gesinnung ausgebildet werden soll. So tritt denn der Tageskampf auch darin wieder hervor; der böse Feind verfehlt nie, seinen Saamen schlau unter den Weizen zu werfen. Wie dem aber auch sein mag, so ist eine solche Schule immer von großem Nutzen für die Bildung des Bauernstandes, der gewöhnlich am allermeisten von den Regierungen vernachläßigt wird, während er an Abgaben und Steuern das Meiste zahlen und die schwersten Lasten tragen muß. Bei uns hat man seit Jahren von der Errichtung höherer Bauernschulen gesprochen, ohne daß das Geringste bis jetzt geschehen wäre, eben so wenig wie für unsre armen Dorfschulmeister, die zum Theil eine Jahreseinnahme von kaum 50 oder 60 Thlr. haben, während doch hier in den Herzogthümern, einem neuen Edikte nach, kein Schullehrer mit weniger als 100 Rthlr. Einkommen sein soll. Hier haben es tüchtige Männer aus dem Volk dahin gebracht, daß höhere Bauernschulen gegründet wurden; das Volk mit

seinem kräftigen Sinne hilft sich selbst. Bei uns wartet man, was die Regierung beschließen wird, und während in allen Blättern mit gewohnter Ruhmredigkeit von den vortrefflichen Schuleinrichtungen Preußens, von dem herrschenden Schulzwange und der immer strengern Ueberwachung von Lehrern und Volk durch den Staat Wunderdinge erzählt werden, sagt Herr von Bülow-Cummerow, obwohl ein ganz passabler Aristokrat, mit aufrichtiger Derbheit, es sei unverantwortlich wie die 11 Millionen Bauern vernachlässigt würden. Ein Bischen Lesen und Schreiben, ein paar Gesangbuchverse und Bibelsprüche, das sei Alles, was man ihnen beibringe, von künftiger Berufsbildung aber keine Spur. Der Staat der Intelligenz könnte noch manches lernen, vor allen Dingen, daß ein Bischen Lesen und Schreiben allein noch lange kein aufgeklärtes, verständiges Volk macht.

XVI. Kapitel.

Dithmarschen.

Rendsburg liegt auf dem Rücken des Landes, der westlich noch mehrere Meilen breit sich in öden Haidestrichen fortsetzt, die ganz, wie ich sie geschildert habe, mit ihren gelben Sandflächen, ihren dunklen Torfmooren und großen Dörfern sich überall ähnlich sehen. Die Eider aber, welche von Rendsburg ab Untereider heißt und ein mächtiger Strom geworden ist, fließt zwischen Deichen hin und nimmt auf ihrem rechten schleswigschen Ufer ein paar kleine Flüsse, die Treen und Sorge auf, welche von den Hügelketten in Angeln und Hütten entspringen. Diese Flüsse ziehen durch tiefe Wiesengründe, welche als Wasserbecken und Moore zwischen den Geesthöhen liegen; sie sind die Vorläufer der eigentlichen Marsch, die hinter ihnen sich ausdehnt und schon in alten Zeiten hat man sich bemüht, sie durch Eindeichungen, Grä-

ben und Wasserschöpfanstalten trocken zu legen und zum Gras-, Heu- und Rohrgewinn zu benutzen. Ich habe schon früher bemerkt, daß diese von Deichen beschützten und umzogenen, dem Wasser kunstvoll abgewonnenen Landstriche, den Namen Köge tragen. Wahrscheinlich ist dies Wort niederländischen Ursprungs, denn eben Niederländer waren es vornemlich, deren fleißige Hände und mächtige Kapitalien hier Dämme und Deiche errichteten. Ueberall erblickt man noch jetzt die Spuren ihres Lebens und ihrer Thätigkeit, überall die beschnittenen Lindenbäume, die Taxushecken und nicht selten tritt man in alte Häuser, deren Zimmerwände noch ganz und gar aus kleinen glänzenden Kacheln bestehen, bemalt mit grünen, blauen oder rothen Farben, Landschaften darstellend, Thierstücke, segelnde Schiffe u. s. w. Die Balken dieser Häuser hat Feuchtigkeit zerfressen, aber die Kachelwände sind so fest und dicht zusammengefügt, daß sie, ohne Riß und Sprung, eine schimmernde Tapete bilden, die gar nicht übel aussieht. So ist auch die allgemein herrschende Ordnungsliebe und Reinlichkeit mitten in dem Schmutz der Niederung gewiß ein schönes Erbe der holländischen Einwanderer, die übrigens bei dem Einkoogen dieser Sümpfe

ihre Kapitalien größtentheils einbüßten. Aber die Dörfer hier im Westen an den Geständern sind zum Theil weder arm noch haben sie unfruchtbaren Boden. Sie gehören freien Bauern und manche Hufner sind darunter, die durch Fleiß, vornemlich aber durch Viehhandel und Ankauf von Marschhöfen, wohlhabend und reich geworden, mit Verstand und Geschick ihr Geld anzuwenden und zu mehren wissen. Die alten Holländer haben den Kögen Privilegien zu erwerben gewußt, die man ihnen in damaliger Zeit nach dem Zuschnitt der Privilegien adliger Güter ertheilte, das heißt, die Koogbesitzer erhielten eigene Gerichtsbarkeit, Jagdrechte und das Recht der Polizeiaufsicht, was ihre Nachfolger auch noch jetzt besitzen. Wenn man von den Höhen hinab in die Köge blickt, sieht man in eine endlose Prärie, die baum- und strauchlos sich bis an den fernsten Horizont ausdehnt. Die Marsch ist belebt durch die Werften, durch Häuser und Büsche, Kornfelder und Viehheerden; hier schweift das Auge meist nur über stille Grasflächen, deren dunkler Teppich allein von Rohrwäldern und Wasserspiegeln unterbrochen wird, über welche Schaaren von Sumpf- und Wasservögeln flattern. Die Arme der Sorge und

Treen winden sich in tiefen moorigen Betten, rollen ihre schwarzen Wellen träge der Eider zu, und lassen sie mit Ebbe und Fluth steigen und fallen. An den Rändern der Köge nur sieht man Vieh in geringer Zahl durch die nassen Gräser waten. Hier am Rande hin wohnen auch die Koogleute, in Häusern, die zum Theil ihnen eigen gehören, oder von dem Koogbesitzer vermiethet werden, dem die Männer als Arbeiter dienen, die dann von ihm auch Stücke des Kooges zur Heugewinnung und Viehernährung pachten, und dabei sicher sind, daß sie fast immer zu thun haben und Geld verdienen können, so daß ihr Loos nicht zu dem schlechtesten gehört. Den Koog umsäumt ein Deich, der Jahr aus Jahr ein Ausbesserungen nöthig hat, wenn er auch nur einige Fuß hoch ist. Es müssen Gräben gezogen und die Entwässerungsanstalten in Ordnung gehalten werden, wo möglich sorgt man auch gern dafür, die höhern Theile für den Ackerbau nach und nach mit anhaltender Anstrengung geschickt zu machen. Heu und Rohr bleibt jedoch der Hauptgewinn dieser tiefen Brüche, und sie liefern den Besitzern so schöne und gewisse Vortheile, daß Alles darauf ankommt, die Austrocknung so weit zu bringen, um einen kräf-

tigen gesunden Graswuchs dem Moorboden zu entlocken.

Hier fand ich auch wiederum ein Beispiel, wie ein Mann von Einsicht und Talent zum allgemeinen Besten wirken und sein eigenes Glück durch weise Benutzung seiner Mittel und Kenntnisse begründen kann. Der Landinspector Tiedemann, den ich schon öfter als einen der eifrigsten Patrioten und als Mitglied der schleswigschen Ständeversammlung nannte, hat vor mehreren Jahren den Meggerkoog und den größten Theil des Börmerkoogs gekauft, die versumpft und vernachläßigt, fast gar keinen Ertrag lieferten. Mehrere tausend Demath lagen unbenutzt; der Preis war daher gering, man wußte nicht, wie man es anfangen sollte die Wasser zu überwältigen. Diese Köge sind alte Seespiegel, von der Sorge gebildet, und jene Niederländer, welche die erste Eindeichung im Anfange des vorigen Jahrhunderts unternommen, hatten ihr Geld daran verloren. Der neue Käufer voll industrieller Geschicklichkeit sah ein, was hier gethan werden mußte. Mit Hülfe einer starken Dampfmaschine begann er die Entwässerungen, welche den besten Erfolg hatten, so daß jetzt sein großes Besitzthum reichen Gewinn

giebt und seine Arbeiten mehrere hundert Menschen beschäftigen und Unterhalt gewähren. Aber der industrielle Mann ist damit nicht befriedigt. Die überflüssige Dampfkraft seiner Maschine, welche nur einen Theil des Jahres für die Entwässerung gearbeitet, wird zu einer großartigen Mühlenanlage nach amerikanischer Art verwendet. Damit verbinden sich wieder speculative Entwürfe zur Viehmästung und so greift bei einem industriellen Talent das Eine in das Andere, und was ihm Vortheil bringt, theilt sich zahlreichen Familien mit, deren Unterstützung und Förderung ihres Wohls dem für Recht und Wahrheit kämpfenden und strebenden Mann ebensowohl Sache der Menschheit wie des eigenen Herzens ist.

Mitten durch diese großen Köge führt der Weg des Reisenden, wenn er an die Eider gelangen und etwa durch die Landschaft Stapelholm in der Fähre über den Strom zu setzen denkt. Hier trifft er überall dieselben üppigen Wiesengründe, welche sich westlich in die grasreichen Marschen Eiderstädts verlieren; hier fällt auch die Treen in die Eider, welche im weiten Bogen das Land der Dithmarscher umfließt, und dies von Eiderstädt trennt. Die Deiche steigen zu beiden Sei-

ten hoch auf, denn die mittlere Fluthhöhe beträgt bei Friedrichsstadt, dem freundlichen, ganz holländisch gebauten Städtchen an Eider und Treen, 8 Fuß, bei Tönningen aber 12 Fuß, und Sturmfluthen steigern dies Maaß wohl um das Doppelte. — Wenn das Dampfschiff, das hier täglich von Rendsburg auf und ab geht, an einem sonnenhellen Tage den breiten Strom in Schaum zerpeitscht, ist es gar lieblich, diese Wiesengestade zu betrachten. Da liegen die Marschen vor uns in ihrer ganzen Fruchtbarkeit und Fülle. Ueberall das duftige Grün, überall die großen, rothen Steinhäuser zwischen Büschen und Gärten; die Felder voll wogender Erndten, und unermeßliche Heerden, bunt gefleckt, brüllend und in glatter Schönheit zwischen diesen saftig dunkeln Geländern weidend, die noch in weitester Ferne ihre verkleinerten Gestalten erkennen lassen, vollenden ein Bild das fast wie das Werk eines Künstlers aussieht, der durch magische Gläser seine Panoramen zeigt. Der Strom, welcher bei Rendsburg vielleicht 200 Schritt breit ist, wächst bis Tönningen bis auf das Sechsfache und bildet von dort aus eine Meeresbucht, die leider mit Untiefen vielfach besetzt ist. Dennoch ist die Eider unausgesetzt belebt von

Schiffen, welche hinaufkreuzen und segeln, um durch den Kanal zu fahren und hierbei haben sie Vorsicht nöthig, um nicht aufzulaufen und fest zu sitzen. In der Nähe der Fähre fand ich eine Schoonerbrigg, die von einem Windstoße ans Land geworfen war. Ein Paar Tage später lag sie noch an derselben Stelle, weil sie nicht abkommen konnte oder Schaden gelitten hatte.

Wenn man über die Eider gesetzt hat, befindet man sich in Norderdithmarschen, auf dem klassischen Boden der alten Bauernrepublik, die Jahrhunderte lang ihre trotzige Freiheit in zahllosen Stürmen aufrecht erhielt. Der Strom schließt nördlich und östlich das Land ein, westlich liegt das Meer, südlich die Elbe und nur südwestlich ist Dithmarschen offen, daher kamen auch von dort die Angriffe, aber sie waren keineswegs leicht, denn auch von dieser Seite konnte man nur durch schmale tiefe Waldwege, Hemmen genannt, die obenein nicht ohne Schutzwerke waren, ins Innere dringen. Die ganze Landschaft, welche von alter Zeit her in Norder- und Süder-Dithmarschen getheilt wurde, ist 12 Meilen lang und 6 Meilen breit. Aufs höchste konnte sie eben so viele Tausende waffenfähige Männer stellen, aber die Freiheitsliebe und

Tapferkeit dieser sächsischen Bauern, wie die Natur ihres Landes, waren Bollwerke, welche die Fürsten und Ritter aus Holstein und Deutschland vergebens zu überwältigen suchten.

Durch die Wiesengründe an der Eider, wo manch hübsches Dorf und großes Gehöft liegen, führt der Weg in die dithmarsche Geest, deren kahle Sandhügel einen Gürtel um die tiefe Marsch schlingen, der bis in Süderdithmarschen nach Meldorf reicht, und erst in der Nähe des Meeres endigt. Wenigstens die Hälfte des Landes ist Geest, doch in alter Zeit war diese keineswegs so dürr, wie jetzt. Sie war mit Wald so dicht besetzt, daß die Dithmarschen sich rühmten, es könne in ihrem Lande ein Eichhörnchen von Meldorf bis an die Eider springen, ohne den Boden zu berühren. Jetzt stehen nur einzelne Eichen mit gewaltigen Kronen auf den Hügelkanten, da und dort von Föhren und einzelnen schmalen Buschleisten eingefaßt, die Ueberreste jener stolzen Wälder, in denen einst freie Männer sich zu Rath und That vereinten. Trotz des Sandbodens gedeihen hier die Felder unter der fleißigen Hand, und, ist es Ehrfurcht vor den Resten der Heldenzeit ihrer Väter, oder scheuen sie die mühsamere Arbeit, mit-

ten in den Feldmarken ragen zahlreiche Hünengräber, zuweilen von merkwürdiger Größe empor, die der Pflug umkreis't ohne die Asche der Todten und ihre rohen Mausoleen zu stören. Wo die Geesthöhen in die Marsch hinunter ziehen, ist der Boden sofort von besserem Gehalt, doch auch hier kommt das sonderbare Verhältniß häufig vor, daß Geest und Marsch, tiefer Sand und der schwerste Kleiboden sich unmittelbar berühren, und so die allerüppigste Fruchtbarkeit sich dicht neben die todte Hand der Natur stellt. — Heide, der Hauptflecken in Norderdithmarschen, liegt an der Grenze gen Süden, mitten im Sande der Geest. Es ist ein freundlicher Ort mit breiten Straßen, einem übergroßen Marktplatz und 6000 fleißigen, von Handel, Ackerbau und Gewerben lebenden Einwohnern. Ich weiß nicht warum man Heide und Meldorf Flecken nennt, die doch größer und belebter sind, als manche Wohnstelle, welche den Stadtnamen in Schleswig-Holstein trägt. Heide hat alle Berechtigung, Hauptstadt genannt zu werden, denn sie ist der Sitz der Landesregierung und des norderdithmarscher Gerichts. Hier wohnt der Landvoigt und die Behörden, und was den Handel anbelangt, so versorgt Heide die Marsch

mit Allem, was sie nöthig hat und führt Getreide, Vieh und Pferde nach den Elbplätzen und nach Hamburg. Daß dieser Verkehr wichtig ist, beweis't, daß man eine Eisenbahn nach Glückstadt anlegen will, die ganz Dithmarschen durchschneiden würde, und bei der Wohlhabenheit vieler Bürger und Landbesitzer läßt sich das Geld dazu wohl aufbringen. Nach meiner Meinung wäre es besser, man sorgte fürs Erste für gute Chausseen, nnd besserte die Landwege aus, die im fürchterlichen Zustande sind. Auch in Dithmarschen finden sich die Spuren der alten Holländer wieder, die beschnittenen Lindenbäume und Hecken, die rothen Backsteinhäusern mit Giebeln und Vortreppen, welche sie überall einführten, wohin sie wanderten, sammt ihrem Fleiß und Ordnungssinn. Ich habe schon angeführt, daß die Dithmarschen aus dem Schiffbruche ihrer alten Freiheit im Jahre 1559 manche Privilegien retteten, welche der Sieger, Herzog Friedrich, ihnen großmüthig zugestand. Es blieb ihnen ihr Landrecht, der Vorzug, daß nur ein geborner Dithmarscher Landvoigt und Richter sein darf, auch die Vergünstigung, daß ihre Flecken und Dörfer städtische Gewerbe treiben, so daß in diesem Lande ohne Städte besondere städtische Rechte nicht vor-

handen sind, während nach dänischer Sitte meist überall das Land in Kaufstädte, Ladeplätze, Landstädte und plattes Land getheilt wird.

Ein gewisser Geist der Selbstständigkeit und der Absonderung macht sich, durch Privilegien und Wohlhabenheit begünstigt, in Dithmarschen geltend. Man fühlt sich zuerst als Dithmarscher, dann als Theil des Ganzen. Die alte Zeit und die alte Unabhängigkeit, ein historisches Bewußtsein und ein ruhmsüchtiger Stolz darauf, wohnt dunkel noch in vielen Herzen und läßt der Selbstgenügsamkeit ein weites Feld. Darum hat auch der Neu-Holsteinismus in Dithmarschen so viele Anhänger gefunden, oder zählt deren noch jetzt. Hier in diesen wenigbesuchten, abgeschiedenen Marken finden die geistigen Regungen zu geringen Spielraum; das materielle Interesse steht so ziemlich unbeschränkt, denn ernstlich bedroht sieht man nichts, was man als Recht hoch hält und lieb hat. Daneben aber ist das Freiheitsgefühl doch tief und lebhaft genug, um nicht auch eine rege Theilnahme zu zeigen, wo diese angefacht wird. Deutsch gesinnt sind Alle, und Niemand möchte sich weniger als die Dithmarschen dänisch incorporiren lassen. Als der Landinspector Tiedemann gegen

die dänischen Bankoperationen zu Felde zog, fand er in Dithmarschen zahlreiche Unterstützung, und in den Volksversammlungen kräftigen Beistand. Zu dem Banquiergeschäft in Flensburg haben die Dithmarschen redlich beigetragen; sie schicken ihre Söhne auf die Bauernschule in Rendsburg, und eben unter den Hofbesitzern in der Marsch soll mehr patriotischer Sinn und Eifer herrschen, als bei den Bewohnern der Hauptflecken. Die Marschleute erfreuen sich aber auch besonderer Wohlhabenheit. Ihr Boden ist reich und fruchtbar, ihre Kühe liefern einen hohen Milch- und Butterertrag, ihre Pferde sind die besten und werden am theuersten auf dem Markt bezahlt. — Die Höfe sind meist von 40 bis 80 Morgen Größe, (2 bis 400 Magdeburger Morgen). Einen, den ich in der Nähe von Meldorf besuchte, und welcher einem wohlhabenden unterrichteten Manne gehörte, mag zwar nicht als Maßstab für alle dienen können, allein er zeigte, wie gedeihlich und in welch' verbesserter Weise hier Ackerbau und Viehwirthschaft getrieben werden und wie hoch der Ertrag ist. Der magdeburger Morgen Land giebt hier bis 12 Rthlr. Pachtertrag; Weizen, Raps und Bohnen werden zumeist auf diesem fetten Boden gebaut.

Daß die Dithmarschen ein deutscher Stamm sind, kann man auch noch immer aus ihrem Hausbau erkennen, der so ziemlich, wie in Hütten, den Herrn und sein Vieh unter einem Dach herbergt. An der Giebelseite hin geht die Wohnung, und oft ist diese städtisch ausgeschmückt und mit allen Bequemlichkeiten versehen. Die großen Höfe haben auch Nebengebäude und in den Marschen ist das Baumaterial durchgehend rother Backstein, denn wo soll hier das Holz herkommen? Westlich hinter Heide geht es in die Marsch hinunter nach Weslingburen und an die Meeresküste nach Büsum, einem kleinen Hafenplatz, dem einzigen den die Landschaft besitzt, der aber auch nur für kleine Fahrzeuge ausreicht. Ebbe und Fluth wechseln an dem flachen Strand, und wie bei allen diesen Häfen der Westküste, zieht sich das Meer meilenweit zurück und legt den fetten glänzenden Schlammgrund bloß, bis die Wasser wiederkehren, welche dann 12 Fuß hoch an die Deiche schlagen, die festsitzenden Schlupps flott machen und denselben in den Hafen helfen. Diese Zeit muß zur Schifffahrt benutzt werden; zur Zeit der Ebbe aber gehen und reiten die Schlickläufer hinaus in das vom Meer verlassene Land, sammeln Fische, Krabben

und Seethiere, und was sonst auf dem Boden liegen blieb, sogar Bernstein, wie mir gesagt ward, der hier in Stücken und Splittern gefunden wird, welche die Wellen aus verborgenen Lagern abgerissen haben. Die suchenden Menschen müssen sich hüten, daß die Fluth sie nicht überrascht, die zuweilen furchtbar schnell und ehe man sie ahnet, um die vorspringende Halbinsel rollt, hinter der die Eidermündung liegt. Darum sind die, welche weit hinausgehen, zu Pferde, und doch soll es nicht selten vorkommen, daß Roß und Mann nicht zurückkehren.

Wesliegburen, vielleicht so genannt von den westlich wohnenden Bauern, ist ein Flecken, wo ein lebhafter Korn- und Wochenmarkt getrieben wird. Auf einem solchen Markt kann man die kräftigen, trotzigen Gestalten der Dithmarscher zahlreich beisammen sehen. Hierher kommen Käufer und Verkäufer, Leute die Arbeit suchen und Hofbesitzer, welche Knechte und Mägde brauchen aus allen Gegenden der Marsch, und manchmal soll es wild zugehen, wenn Wein und starke Getränke die Köpfe erhitzt haben. Ein handfestes Volk hat von früh an hier gewohnt, namentlich aber sind die Männer aus dem Westen wegen ihrer Stärke und Kühnheit berühmt

gewesen. Am Meere und an der Eider hin kämpften sie zu Land und See, verheerten Eiderstädt, demüthigten die Friesen, und waren immer bereit, jede erlittene Unbill mit Spieß und Streitaxt zu bezahlen. Etwas von dieser Streit- und Kampflust steckt wohl noch in dem Dithmarscher Blut, aber auch viel von den sonstigen Tugenden, von Gastfreiheit, Ehrlichkeit, Thätigkeit und einem männlichen Wesen, das eben so derb, wie wohlverständig und höflich sein kann.

Als ein Andenken des religiösen Fanatismus, jener wilden Freiheit Dithmarschens, steht auf dem Kirchhofe in Heide das Denkmal eines protestantischen Märtyrers, der im Jahre 1524 von den Bauern gräulich mißhandelt und lebendig verbrannt wurde. Heinrich von Züpten, eigentlich Heinrich Möller aus Züpten, der Prior eines Augustinerklosters gewesen, und, wie Luther, aus dem Orden getreten war, um die protestantische Lehre zu verkündigen, kam aus Bremen nach Meldorf in Dithmarschen, wo er vereint mit Luthers Freund, dem Magister Niclas Boje, einem Dithmarschen aus einer der ersten Landesfamilien, lehrte und predigte. In Meldorf hatte sich eine Gemeinde gebildet, der viele angesehene Männer beitraten; allein die Masse

des Volks war gegen die neue Lehre, welche auch von manchen der acht und vierzig Landesvorsteher nicht günstig betrachtet wurde. Der Prior des katholischen Klosters in Möldorf hatte daher leichtes Spiel. Er gewann den Landeskanzler Günther Warner, der im Namen der Acht- und -vierziger den Befehl an Boje erließ, bei hoher Strafe den Heinrich von Züpten nicht predigen zu lassen. Hieran kehrte man sich nicht, sondern verlangte die Berufung auf die Landesversammlung, was auch gewillfahrt wurde. Aber der katholische Probst, Augustin Torneburg, hetzte Mönche und Bauern auf in den Dörfern. Ein Haufe versammelt sich in Helmingstädt, und ihrer 500 machen sich nach Meldorf auf. Betrunken und von wüthenden Mönchen angeführt, stürmen sie in den Ort, fangen den Heinrich von Züpten, binden ihn, martern ihn und schleppen ihn baarfuß durch Schnee und Eis am 10. December nach Heide. In Eile wird ein Scheiterhaufen auf dem Mönkeberg errichtet, dann schleppen sie den gepeinigten Mann an langen Stricken um Hals und Leib dorthin. Ein Weib, seine Beschützerinn, die Wittwe eines Acht-und-vierzigers, will ihn retten, sie bietet 1000 Gulden für sein Leben, man reißt sie zu Boden und tritt

sie mit Füßen. Die Mörder umfangen ihr Opfer und singen: „So ward'n wy hüden, by Gott un lüden, eere erwarben, he mut starben!" Aber zwei ganzer Stunden lang bemühen sie sich vergebens, den Holzstoß in Flammen zu setzen, und während dieser Zeit steht Heinrich von Züpten im bloßen Hemd, in Regen und Schnee, blutig über und über und fortwährend grausam mißhandelt vor dem Feuer. Als er beten, will schlagen sie ihm ins Gesicht und schreien ihm zu: „Eerst schalst du brend'n, mengst kannst du behd'n." Endlich binden sie ihn auf einer Leiter fest und werfen ihn auf den Scheiterhaufen, aber die Leiter fällt seitwärts und eine Hellebarde, mit der man sie gestützt, fährt dem Märtyrer durch den Leib. Nun giebt ihm einer mit einem Streithammer einen Schlag auf die Brust, dann wird er in die Flammen gestürzt, verbrannt und die Glieder unter Tanz und Gesang in eine Grube geworfen.

So starb Heinrich von Züpten, aber sein grausamer Mord hielt die Reformation nicht auf. Der Abscheu, welcher die Mörder traf, beschleunigte sie vielmehr, und schon 8 Jahre später, 1532, wurde die Lehre Luthers als Landesreligion in Dithmarschen anerkannt. Diese blutige That mit manchen

andern, vermehrte aber auch den Haß, den die Nachbarn gegen die freien Dithmarschen trugen. Der Bauerntrotz hat seine tiefen Schattenseiten, und seine wilde Rohheit war nicht weniger gewaltthätig, in gewaltthätiger Zeit, wie die der Ritter und Fürsten. Statt ihrer gab es Geschlechter, Familien, die mächtig und herrschend waren, und namentlich war in Dithmarschen seit den ältesten Tagen diese altgermanische Geschlechts-Aristokratie von großer Bedeutung. — Nachdem der Volksstamm der Dithmarscher vom 10. bis zum 13. Jahrhundert bald unter der Oberherrschaft der Grafen von Stade gelebt und mehr wie einmal diese Zwingherrn getödtet, ihre Burgen gebrochen und sich frei gemacht, bald, wie z. B. von Heinrich dem Löwen, von neuem überwunden und ihr Freiheitsstreben mit Feuer und Schwert furchtbar gerächt war, versuchten die Grafen von Holstein und die Könige von Dänemark es zu unterwerfen und wenn es sich losgerissen, von Neuem in Abhängigkeit zu bringen. Dies wechselte bis zur Schlacht bei Bornhöved, wo die Dithmarscher zu einer dauernden Freiheit gelangten. Sie versprachen dem Grafen von Holstein, daß sie mitten in der Schlacht von dem Dänenkönig, der sie gezwungen, seinem Heer-

dann zu folgen, abfallen und ihre Waffen gegen ihn kehren wollten, wenn man dagegen ihre volle Freiheit ihnen zusichern wolle. Dies geschah, und die 4000 Dithmarschen entschieden den Sieg und das Ende der Dänenherrschaft in Norddeutschland.

Von dieser Zeit an, von 1227 bis zum Jahre 1559, länger als drei Jahrhunderte, war Dithmarschen ein freier Bauernstaat. Den Adel, der sie besessen, vertrieben sie, oder er wanderte freiwillig aus, weil er die allgemeine Freiheit nicht ertragen konnte. Mehrere der noch lebenden alten Adelsfamilien, wie die Reventlow und die Alefelds, sind dithmarsischen Ursprungs. Nun entwickelte sich die eigentliche Landesverfassung, die aus den uraltesten Zeiten stammend, uns ein Bild des Volks- und Staatslebens unser Vorväter in Deutschland geben kann.

Alles Volk theilte sich in Geschlechter, oder Schlachte, die fest zusammen hielten in Rath und That, in Noth und Tod. Alle standen für Einen, Einer für Alle. In der Schlacht kämpften sie zusammen; jede Unbill wurde gemeinsame Sache, Jeder suchte und fand Hülfe und Schutz bei seinem Geschlecht. Noch jetzt sind die Geschlechter und Freundschaften in Dithmarschen ausgebreitet

und von Werth; das Geschlecht der Swin z. B. abstammend von dem letzten Landesverweser, Marcus Swin, eines der verbreitetsten und gerühmtesten. Jedes Geschlecht führte eigene Wappen und Fahne, und theilte sich in unter sich wieder in Linien, oder Häuser, Klüfte genannt. Hier haben wir die Ursprünge alles Adels, der sich mit seinen Wappen und Fahnen, seinen Rossen und Reisigen, aus den meist begüterten Zweigen der Geschlechter entwickelte.

Der freie Dithmarse war mit 11 Jahren und 6 Monaten gültig, d. h. er war Herr seines Willens; nur sein Vermögen stand unter Aufsicht bis zu seinem vollendeten 18. Jahre, wo er dies übernahm, in der Volksversammlung Sitz und Stimme hatte, im Ting Recht sprach, zu allen Aemtern gewählt werden konnte, also Staatsbürger im vollen Sinne des Worts war. Mit dem 14. Lebensjahre hatte er jedoch die Waffen schon erhalten und konnte in Kriegszügen mit seinem Geschlecht streiten. Das ganze Selbstgefühl der Freiheit und ihr Stolz mußte mit diesen Einrichtungen in jedem Knaben großgezogen werden. Alle waren gleich; es gab keine Unterschiede für den grundbesitzenden Mann, aber freilich war auch nur dieser berech-

tigt, die Freiheit der alten Zeit klebte an Geburt und Eigenthum und gehörte somit nur einer Kaste an.

Die Oberhoheit führte der Erzbischof von Bremen doch sie beschränkte sich darauf, einen Voigt zu halten, der einige Gefälle einzog, im Uebrigen regierte sich das Volk durchaus selbst aus der Gemeinde nach Kirchspiel-Eintheilung. Unter der Linde wurde das Recht gepflegt; alle freien Männer des Kirchspiels entschieden hier über das, was geschehen sollte; wer damit nicht zufrieden war, konnte sich an die Mehrheit (die Allgemeinheit) d. h. an die Landesgemeinde wenden. Diese wurde in Meldorf gehalten und in allen wichtigen Dingen zusammen gerufen. Ihr Spruch galt unwiderruflich. Ihr Vorstand waren die 80 Landesältesten, welche von der Gemeinde erwählt, einen Ausschuß bildeten, der die Landesrechte wahrnahm und die Geschäfte leitete. Mit dem Jahre 1447 ward diese alte Verfassung wesentlich verändert. Die unbeschränkte Demokratie erlitt damit mehrfachen Nachtheil, ihr gänzlicher Untergang bereitete sich vor. Das Institut der Landesältesten wurde damals aufgehoben, und an deren Stellen traten die Acht-und-vierziger, welche auf Lebenszeit gewählt

wurden. Das Land erhielt eine Eintheilung in vier Kreise, die Landesversammlung ward von Meldorf nach Heide verlegt. In den Kirchspielen wurden Streitigkeiten von jetzt ab durch zwei oder vier Schiedsmänner, Schlüter (Schlichter) abgethan; nahmen die Parteien den Spruch nicht an, so beriefen die Schlüter die Schwaren (die Geschworenen), deren alljährlich von ihnen für jedes Kirchspiel 10 bis 20 nach dessen Größe ernannt wurden. Erst wenn auch diese den Streit nicht beenden konnten, kam er an die Kirchspielversammlung, welche alle drei Monate zusammen trat. Auf dem Kirchhofe theilten sich die Kirchspielmitglieder in drei Haufen, oder Eggen, und was zwei Eggen als Recht erkannten, damit mußte die dritte zufrieden sein. Die verlierende Partei konnte jedoch weiter an die Acht-und-vierziger gehen und wollte sie sich dann noch nicht beruhigen, so mochte sie die Landesgemeinde berufen. Dies konnte jeden Sonnabend in Heide geschehen, wo immer zwölf von den Acht-und-vierzigern auf dem Markt ihre richterlichen Geschäfte abthaten. Einer der Schlüter von Weddingstadt rief dann mit lauter Stimme: „Hört ihr Herrn unseres Landes, es ist ein Wort zu sagen, woran dem Lande groß gelegen ist!“

Dann wurde an der Nordwest-Ecke des Marktes ein Ring geschlagen, das Volk stand außerhalb desselben, Schlüter, Schwaren und Acht-und-vierziger befanden sich im Kreise und die Verhandlungen begannen. Handelte es sich um Krieg und Frieden, Verträge, Landesgesetze u. s. w. so kamen sämmtliche Acht-und-vierziger, nebst Schlüter und Schwaren und Voigten aus sämmtlichen Kirchspielen, so daß auf der Tingstätte an 500 dieser verschiedenen Volksvorstände beisammen waren, die oft den ganzen Tag über beriethen und stritten, Redner und Gegenredner hörten, bis endlich die Abstimmung mit Ja und Nein erfolgte. Das Volk außerhalb des Kreises hörte und sah zwar Alles, aber es stimmte nicht mehr mit, wie in früherer Zeit. Man sieht deutlich an dieser Organisation, wie Dithmarschen bei seinen Nachbarn und Freunden bei Hamburg und Lübeck im Laufe der Jahre und der Geschichte etwas gelernt hatte. Die uralte Gleichheit hatte einen tüchtigen Stoß erhalten; eine Trennung zwischen Obrigkeit und Gemeinde trat ein, der reichere Theil aus den mächtigsten Geschlechtern hielt das Heft; die Organisation wurde viel zusammengesetzter, die Gemeinderechte waren zum guten Theil in die Hände

einer auf Lebenszeit gewählten Beamtenklasse übergegangen.

So beugten die Einflüsse einer neuern Zeit in der kleinen Republik die uralte Freiheit und Gleichheit und bereiteten ihren Untergang vor. Je mehr die Macht der Fürsten und des Adels rund umher wuchs, um so schwerer ward Dithmarschen gefährdet. Es war den Rittern ein Dorn, daß es dicht an ihren Herrensitzen, wo Leibeigene den Pflug zogen, ein Land gab, in welchem der Bauer in stolzer Kühnheit ihrer spottete, und je tapferer die Dithmarschen ihre Unabhängigkeit vertheidigten, je mehr sie die Ritter demüthigten, um so begieriger wurden diese nach ihrer Besiegung.

Wie die Bauern schon im Jahre 1319 den großen Gerhard aufs Haupt schlugen, wie sie 1402 den Grafen Albrecht besiegten, der auf der Flucht vor ihnen mit dem Pferde stürzte und starb, und wie sie dann am 4. August 1404 den Herzog Gerhard und sein ganzes Herr vernichteten, habe ich schon angeführt. Nie drangen die Dithmarschen eroberungssüchtig in ihrer Feinde Land, sondern immer kamen diese, raubten, mordeten und brannten, bis die Bauern sie austrieben, die Burgen, welche die holsteinischen Herrn in Dithmarschen

angelegt, zerstörten und nichts aus allen diesen schweren Kämpfen davon trugen, als auf einige Menschenalter Ruhe und Bewahrung dessen, was sie besaßen. Den größten Ruhm errangen die Bauern aber im Jahre 1550 durch die Schlacht bei Hemmingstädt. Christian I. hatte auf seiner Reise nach Italien im Jahr 1474 den Kaiser Friedrich den Dritten bewogen, ihm einen Lehnsbrief über Dithmarschen zu geben. Er stellte dem Kaiser vor, daß dies ein meuterisches, herrenloses Volk sei, das Niemand gehorchen wolle; daß es freie Bauern waren, schien damals genug, um sie zu verschenken und zu Knechten zu machen. Die Dithmarscher vertheidigten sich jedoch durch ihren Oberherrn, den Erzbischof von Bremen, so daß der Kaiser befahl es beim Alten zu lassen; aber der Lehnsbrief ward nicht zurückgefordert. Zwanzig Jahre später machten König Johann und sein Bruder, Herzog Friedrich, davon Anwendung, um Dithmarschen zu unterwerfen. König Johann brach an der Spitze eines deutschen Söldnerhaufens ein, den er für den schwedischen Krieg in Dienst genommen. Diese Söldner, die große sächsische Garde oder die schwarze Garde genannt, wurde von dem Junker Slenz, einem riesengroßen und

starken Edelmann aus Köln, befehligt. Sie zählte 6000 Mann, ein blutgieriger, grausamer Haufe, dessen Tapferkeit allgemein gefürchtet war. Mit ihm vereinigten sich wenigstens 12,000 Dänen und Holsteiner, die Blüthe des Adels sammt vielen Rittern und Grafen, welche Zeuge sein wollten, wie man die Bauern bändigte, und man war seiner Sache so gewiß, daß ganze Wagen voll Ketten und Stricke beim Heere waren, um die Gefangenen zu fesseln, auch vertheilte man Titel, Aemter, und Besitzthümer, ehe man sie hatte.

Gegen dies Heer, das mit Geschützwesen und Wagen wenigstens 20,000 Mann stark war, standen höchstens 6,000 Bauern in Waffen. Viele verloren den Muth und riethen zur Unterwerfung, aber die Weiber baten flehentlich und weinend, für die Freiheit, für Land und Kind Leben und Blut zu wagen, und ihnen besonders verdankte Dithmarschen seine damalige Rettung. Frauen und Jungfrauen ergriffen selbst die Waffen und traten in die Schlachtreihen. Am 11. Februar rückte das Heer ein, Meldorf wurde am 13. erstürmt und verbrannt, am 17. drangen die Herzoge gegen Heide vor. Den Weg dahin hatten die Dithmarscher mit einer Schanze gesperrt, da, wo der

Weg durch den tiefen Swinemoor zu einer Werft heraufging, die den verrufenen Namen: Dusend Düvelswarft führt. Die Besatzung der Schanze hatte sich dem Tod geweiht. Ein tapferer Mann, Wolf Isebrand, war ihr Hauptmann. Eine fromme Jungfrau aus Hohenwöhrden trug der auserlesenen Schaar das Crucifix voran. Hilf Maria milde! war der Schlachtruf der Dithmarschen, so erwarteten sie den Feind. Es war Thauwetter eingetreten; Regen und Nebel flogen über die hohen Seedämme, die Marsch war aufgeweicht, und wie nun das Heer zwischen den tiefen Wassergräben heranzog, wurde es plötzlich aus seinen Siegesträumen vom Donner des Geschützes aufgeschreckt. Die Garde griff die Schanze tapfer an, aber sie war zwischen den Gräben zusammengepreßt. Regen und Hagel machten die Geschütze der Herzoge unbrauchbar, und plötzlich stürzten die todesmuthigen Dithmarschen, geführt von der Jungfrau und Wolf Isebrand, von dem Walle der Schanze herab in den dichten verwirrten Schwarm. Die kräftigen, wildbärtigen Männer warfen Harnisch, Eisenhut und selbst Schild und Schuhe fort, sprangen barfuß von allen Seiten an ihren langen Springstöcken und Lanzen über die Gräben und stürzten ihre

Gegner hinein. „Wahr di Buer, de Gard de kummt!“ war das Feldgeschrei der Söldnerbanden gewesen, jetzt kehrten die Dithmarschen dies um und begleiteten ihren Schreckensruf: „Wahr di Gard, de Buer de kummt!“ mit den schrecklichen Hieben ihrer Streitäxte. Junker Schlenz hielt, so lange er lebte, den Kampf aufrecht, als er aber von seinem Rosse herab den tapfersten Dithmarschen zum Zweikampf aufforderte, sprang der lange Reimer von Wiemerstedt auf ihn zu und hieb ihm die Hellebarde durch den Eisenpanzer in die Brust, daß das Pferd mit ihm zusammenstürzte. So riß er ihn vom Roße und mit demselben in den nahen Graben, wo die schwere Rüstung den Ritter in die Tiefe zog. Mit seinem Tode ward die Niederlage entschieden, aber diese wurde zur wildesten Flucht, als die Wachen auf den Deichen die Schleußen öffneten und ein Nordwestwind die Fluth rasch in's Land trieb. Das Wasser stieg schnell, der Weg verschwand und jetzt gab es keinen Widerstand mehr. Wer nicht der Axt und dem Speer erlag, fand in den Wellen sein Grab; Flucht war den meisten unmöglich, denn hinter dem Heere standen die Rüst- und Proviantwagen, welche von ihren Führern verlassen, eine undurchdringliche Wagen-

burg bildeten. So ward das Fußvolk vernichtet, dann die Reiterei, es war zuletzt ein Morden ohne Widerstand. Von der Garde entkamen wenige, nach mäßiger Schätzung wurden in 3 Stunden 6000 erschlageen. Die beiden Grafen von Oldenburg und mehr als 300 adelige Herrn waren umgekommen. Unermeßliche Beute fiel in die Hände der Sieger, dazu die große Dannebrogfahne, die der Marschall Hans von Alefeld nur mit seinem Leben ließ. Der König und der Herzog waren wie durch ein Wunder entkommen.

Als ich von Meldorf nach Heide über die Dusenddüvelswarft fuhr, konnte ich mir kaum vorstellen, daß vor 300 Jahren der Weg so tief und die Wasser so hoch gewesen sein sollten. Jetzt ist Alles viel höher und trockner gelegt und tiefe Marsch an dieser Stelle gar nicht mehr vorhanden. Ein friedliches Wohnhaus steht auf der Werft; überall wogen reiche Fruchtfelder. Der Swinemoor ist nur noch dem Namen nach zu finden und von der alten Schanze keine Spur, aber noch kann man erkennen, wo es hinaufgeht und wo sie gelegen haben muß. Kein Denkstein bezeichnet den Platz und das ist ein Mangel dem man abhelfen sollte; denn es ist die größte histo-

rische Erinnerung des Landes und die Schlacht bei Helmingstädt berühmt und gekannt beim ganzen deutschen Volk. Die Dänen haben für das ärmliche Gefecht bei Sehnstädt ein prächtiges Denkmal aufgerichtet, vielleicht errichten die Dithmarschen hier einmal auch eines für Wolf Isebrand und die Jungfrau von Hohenwörden. — Im Jahre 1559 ging endlich Dithmarschens Freiheit verloren. Eine neue Generation war in Schleswig-Holstein herangewachsen; die Söhne der Erschlagenen wollten den Tod ihrer Väter rächen, und die Fürsten, deren Macht und Gewalt immer mehr wuchs, hatten keine geringere Ursache, das Bauernland endlich zu unterwerfen. Dazu hatte Kaiser Karl V. im Jahre 1548 abermals den Herzogen die Belehnung ertheilt, so zogen denn diese mit einem großen Heere heran, eroberten Meldorf, schlachteten dort alles Lebendige, verbrannten Heide, das mit dem ganzen Rest des alten Heldenthums vertheidigt wurde und erst, nachdem 3000 Dithmarscher gefallen waren, streckte der Rest die Waffen, bat fußfällig um Gnade und erhielt diese. Der Geist des Landes war aber damals schon von einem großen Theil des Volks gewichen, Uneinigkeit war unter ihm, manche wurden gern aus

freien Leuten Unterthanen, und bei den Verhältnissen der damaligen Zeit war es fast unmöglich, daß sich hier noch auf lange hinaus eine Unabhängigkeit erhalten konnte, während rund umher Druck und Unfreiheit immer mehr zunahm.

Der König Friedrich II. und die beiden Herzoge Johann und Adolf theilten Dithmarschen, dessen alte Verfassung aufgehoben wurde. Der letzte Landvoigt Marcus Swien legte sein Amt nieder, statt seiner kam in jeden der drei Theile das Beamtenwesen der neuen Herrn und mit ihnen ein neues Landrecht, eine neue Gerichtsordnung, Kirchenordnung u. s. w. Ein paar Mal noch wurden schwache Versuche gemacht, die alte Freiheit wieder zu erringen, aber sie waren schnell entdeckt und unterdrückt. Der Kaiser bestätigte 1560 die Eroberung, obwohl der Erzbischof von Bremen beim Reichsgericht Klage erhoben hatte, die viele unfruchtbare Sitzungen und Schreibereien hervorrief, bis er zuletzt 20,000 Rthlr. von den gottorfischen Herzogen annahm, als Entschädigung, weil an der Zeiten Schmach und Schande doch nichts mehr zu ändern war. Die Dithmarscher fanden sich dagegen in ihr Loos und dies hatte immer noch manche Vorzüge; denn sie waren we=

nigstens begünstigte Unterthanen, behielten ihr Eigenthum, sahen keine Ritter und adlige Herrn neben und über sich, und so ertrugen sie die Schicksale der letzten Jahrhunderte mit allem übrigen Land immer noch ein wenig leichter, fühlten sich immer als Dithmarscher ein wenig freier, selbstständiger und von der alten Tüchtigkeit ihrer Ahnen einen Hauch in sich, der nicht sterben konnte.

Interessant war es für mich, in der Nähe von Meldorf die Arbeiten einer neuen Eindeichung zu besuchen, die in diesem Jahrhundert nicht häufig vorgekommen sind, weil das Meer wenig Vorland abgesetzt hat. Hier war jedoch ein bedeutendes Stück, das bei dem jetzigen Werthe des Bodens die Kosten der Eindeichung völlig vergüten konnte und deßhalb auf Anordnung der Regierung, der das Vorland überhaupt zusteht, schützende Brustwehren erhielt. Diese waren beinahe vollendet und sollten in angestrengter Arbeit schon in den nächsten Wochen geschlossen werden, ehe der Spätherbst mit seinen Stürmen und hohen Fluthen das Werk erschwerte. Die Abzugkanäle und Schleussen, die Faschinenlager, die Plackarbeit u. s. w. beschäftigte mehrere hundert Menschen, und es erfordert Geschicklichkeit und Kenntniß, um so

schwere jähe Erdwälle 20 bis 25 Fuß hoch aufzuthürmen, die dem Ungestüm der Wellen widerstehen sollen. Der größte Theil des Deichs war auch schon mit grünen Rasenstücken belegt, die, wenn sie in einander gewachsen sind, kräftigen Widerstand leisten. Eine Hauptsache ist es, daß die Böschungen sehr sanft von unten aufsteigen und die wühlenden Wasser an sich hinrollen lassen, ohne ihnen Gelegenheit zum Abprallen zu geben. Die starke feste Rasendecke hindert dabei das Losreißen der Erde; am Fuße des Walls legt man dann noch entweder Strohstickerei, oder auch Faschinen und an den tiefen Stellen Steinwehren. Die ganze Arbeit der neuen Eindeichung kam auf 150,000 Thaler zu stehen, dafür waren 550 Morgen (2750 Magdeburger Morgen) dem Meere abgewonnen, von denen man recht gut, wenn man sie als Grasweide verpachtet, 10 bis 12,000 Thaler jährliche Pacht ziehen und wenn man sie verkauft, das doppelte der Eindeiche zurückerhalten kann. Der fette Boden der neuen Eindeichung bestand aus 5 bis 7 Fuß hoch lagerndem blauem Thon, der, wenn der menschliche Fleiß ihn bearbeitet, die reichsten Erndten hervorbringen wird. Jetzt sah es wüst hier aus; Grasstreifen von

Meeresschlamm überzogen, tiefe Pfützen und Löcher voll Salzwasser, das eine hohe Fluth am gestrigen Tage zum letzten male hereingetrieben hatte, bedeckten den Boden; aber im nächsten Jahre schon wird Halm und Kraut hier lustig aufsprießen, der fette Stier wird sich im Grase wälzen und Menschenwohnungen werden von den Werften keck auf die fruchtbare Tiefe, auf die schwarzen drohenden Watten schauen. Es hat etwas schauerliches, diese bei der Ebbezeit vor sich liegen zu sehen, todt, kalt und still, wie ein unermeßlicher Kirchhof. Der Abend brach herein und warf den Abglanz seiner rothen Wolken auf dies dunkle Schlammbett, das zahllos zerrissen von Rinnen und Wasserstreifen, welche der Nachtwind unruhig auftrieb, in ungewisser Ferne zerrann. Ein Paar Schlupps, die vor wenigen Stunden noch mit vollen Segeln an der Küste hinflogen, lagen jetzt, seitwärts niedergebeugt, mitten in der schrecklichen, leblosen Wüste, die weder dem trocknen noch dem nassen Element gehört; nur am Rande des Horizonts über die Spitze von Büsum hinaus, konnte man ein glänzendes, unruhiges Wirbeln und Wogen erkennen, die Wellen des Meeres, welche ungeduldig sich dort aufbäumten und den Augenblick

erwarteten, wo eine unsichtbare Macht ihnen von neuem den Befehl gab, ihren ewigen Kampf mit dem Menschen und seinem Eigenthum wieder zu beginnen. Wenn man auf diesen hohen Deichen steht und in herandunkelnder Nacht in die Matten hinausschaut, wo bleiche Nebel über schwarzen Tiefen ringen, hier sich eine Schlucht öffnet, dort sich schließt und der Wind in Stößen bang und dumpf vom Meere hereinwehend an den Ecken der Deiche wimmert, als wolle er sie warnen vor naher Gefahr, dann empfindet man das rechte Grausen vor dem Gedanken, da draußen in Nacht und Nebeln umherzuirren und man begreift es, wie die Sagen der Marschbewohner alle Geister und Gespenster in dies wilde öde Vorland bannen.

Meldorf, die alte Landeshauptstadt, liegt nicht weit von den Deichen. Es ist nichts an dem Flecken zu sehen, was ein Fremder bemerkenswerth finden könnte. In der Kirche hatte man einst manche Siegestrophäen, Banner und Rüstungen aufgehängt, aber diese sind jetzt theils von Dänen nach Kopenhagen entführt, theils ins Rüsthaus nach Rendsburg geführt worden, wo eine ganze Reihe von Harnischen aufgestellt ist, darunter einer,

der einem riesengroßen Mann, der Meinung nach, dem Junker Slenz selbst gehört haben soll.

Dithmarschen mit seinem furchtbaren Boden und seiner Lage, die es ihm leicht macht die Elbhäfen vortheilhaft zum Absetzen seiner Producte zu benutzen, kann in der Folge noch größern Vortheil ziehen, wenn es bessere Straßen und sogar eine Eisenbahn besitzt. Man erwartet mit Recht viel von dieser neuen Kultur, die wohl auch andere in ihrem Gefolge mit sich führt und wenn die Herzogthümer immer ihrer Natur nach vorzugsweis Ackerbau und Viehzucht treiben werden, so ist damit nicht gesagt, daß nicht auch mancherlei Industrie hier vortheilhaft einheimisch werden kann.

Selten aber ist ein Land so begünstigt für Straßenbau und Eisenbahnen wie dies, denn es sind meist gar keine Hindernisse zu überwinden, keine Durchstiche, keine große Brückenbauten über mächtige Ströme, keine Viaducte über tiefe Thäler, keine Tunnel durch Fels und Berg. — Von Rendsburg führt ein Schienenweg nach Neumünster $4\frac{1}{2}$ Meile lang, der nicht mehr als pro Meile 80,000 Thaler Preußisch erfordert, was manche Meile Chaussee kostet. Die ganze Bahn ist für 900,000 Mark Banco hergestellt und muß

sich gut verzinsen, denn der Verkehr ist lebhaft. Ueber den ebenen sandigen Rücken des Landes lassen sich die Eisenwege leicht nach Schleswig und Flensburg fortsetzen und nur, wo sie zu den Thaltiefen der Meerbusen hinab geführt werden sollen, sind Schwierigkeiten vorhanden.

Neumünster ist ein hübscher Flecken mit Tuchfabriken, welche bis jetzt die einzigen im Lande sind. Dort läuft die Rendsburger Bahn in die Kiel-Hamburger; man kann in zwei Stunden in Hamburg, in Einer in Kiel sein. Welche Wohlthat, wenn man bedenkt, daß sonst eben so viele Tagereisen dazu gehörten! — Der Wohlstand hebt sich mit der Lebendigkeit, die Menschen rücken zusammen, was sonst brieflich abgemacht wurde, läßt sich jetzt rasch und leicht selbst thun, und wie sich die Verbindungsfäden vermehren und kreuzen, so festigt sich auch der innere Zusammenhang. Der Blick erweitert sich und gegenseitige Vortheile vermehren die Bande, welche die Völker zu dem Glück des Friedens und zum Fortschritt in allem Guten führen.

Das zeigt sich auch ganz besonders an Kiel. Und damit hebt sich auch das materielle Wohlbehagen. Vor ein paar Jahren gab es hier nur

ganz mittelmäßige Gasthäuser, jetzt findet man eine Menge wohl eingerichteter Hotels, und ich zum Beispiel kann das der Stadt Hamburg jedem Reisenden empfehlen.

Kiels Lage als Hafenplatz muß die Stadt in der Folge aber noch weit mehr vergrößern und für Deutschlands Zukunft ist es von der höchsten Wichtigkeit. Nicht allein wird es, wenn es einmal zum Zollverein gehört, wenn die kalte dänische Hand von ihm genommen ist, einen Verkehr gewinnen, der es zu einem der ersten Handelsplätze an der Ostsee machen muß, es wird auch Deutschlands erster und bester Kriegshafen sein, und wenn jetzt von der dänischen Orlogflotte kein Boot in diesem herrlichen Hafen ankert, so wird die Zeit kommen, wo hier Werften und Doggs sich erheben, und deutsche Kriegsschiffe wohlgesichert liegen. Den Transithandel mit Dänemark wird keine Aenderung der Verhältnisse Kiel entziehen können, was aber die Befürchtung betrifft, es könne Kiel in Folge der Erbverhältnisse je wieder russisch werden, so kann man, auch wenn das Recht nicht bestimmt dagegen spräche, doch schwerlich daran im Ernste glauben. Nicht allein Deutschland würde einmüthig dagegen aufstehen und bei allen Verwandt-

schaftsverhältnissen und russischen Sympathien Preussen so wenig wie Oesterreichs Politik es dulden, daß Rußland hier ein offenes Thor gewönne, um in Deutschland einzudringen und sich noch mehr, wie jetzt, in deutsche Angelegenheiten einzumischen; auch England könnte nie darein willigen, daß Kiel ein russischer Kriegs- uud Handelshafen würde, und dieser russische Coloß, so groß er ist, so einmüthig von einem einzigen Willen getrieben, so ehrgeizig und eroberungssüchtig und so erbarmungslos feindlich gegen alle Volksfreiheit, am feindlichsten gegen Deutschland, macht uns doch keine zu arge Furcht, sobald es uns selbst nur gelingt, einig und frei zu werden.

XVII. Kapitel.

Kopenhagen. — Regierung und Volk. — Die Parteien. — Die Flotte. — Handel und Industrie. — Justiz. — Die Presse.

Von Kiel aus erhalten zwei Dampfboote die Verbindung mit Kopenhagen, der Christian der Achte und der Löwe, ein großes und ein kleines Schiff, die abwechselnd den Weg machen und entweder den kürzesten nehmen, oder zwischen den dänischen Inseln hingehen und an verschiedenen Punkten Passagiere ein und ausladen. Ich wollte über Kopenhagen und Stettin zurückkehren und fuhr mit dem Löwen Abends acht Uhr aus Kiel, in 20 Stunden nach Kopenhagen. Der gerade Weg wird in 16 Stunden gemacht und mit einem starken neuen Dampfer, der so eben gebaut wird, soll er künftig in 14 Stunden zurück gelegt werden. Die Wellen, welche die Räder des Löwen aufwarfen, sprühten tausend glänzende Funken aus

und dies herrliche Meerleuchten hielt mich stundenlang auf dem Deck fest, um so mehr da die Kajüte des Bootes mit Reisenden gefüllt war. Zum allergrößten Theil waren es Dänen, die in ihr Vaterland zurückkehrten, und für ein deutsches Ohr hat die dänische Sprache keinesweges sehr harmonische Laute. Damen und Herrn sammt ihren Familien umringten die Tische des Salons, das Schiff war überfüllt, und so war es ein Glück, daß das Meer ruhig an uns hinfloß und seine Glätte alle Seekrankheit entfernt hielt. Am anderen Morgen strömte der Regen vom düster grauen Himmel und hüllte die Inseln, zwischen denen der Löwe steuerte, in dichte Schleier. Ein halbes Dutzend kleiner Kinder machten Chorus im Salon, daß es nicht auszuhalten war, so blieb denn das Verdeck trotz Wetter und eisigem Wind immer vorzuziehen, und wenigstens ein kleiner Vorfall belustigte mich hier: Ein dänischer Offizier, der auch deutsch sprach, redete ein paar Cadetten an, die ohne Zweifel einmal Admiral und General werden wollten; denn der Eine gehörte dem Seedienst, der Andere der Armee an. Der zur See konnte die dänische Anrede beantworten, der kleine Landsoldat aber erklärte ganz naiv, er

sei ein Holsteiner und verstände kein Dänisch. Darüber wurde der Herr Offizier sehr böse. Du willst ein Däne sein und verstehst kein Dänisch? sagte er ärgerlich. — Nein, erwiderte der Cadett, ich will kein Däne sein, ich will nur die Militärschule in Kopenhagen besuchen. Nun du Dummkopf, rief der Offizier, indem er den kleinen Empörer beim Ohr ergriff, wenn du auf die Militärschule in Kopenhagen willst, so mußt du Dänisch lernen. — Ich lachte und er mochte wohl merken, was ich dachte, denn er sah mich eben nicht sehr freundlich an und ging davon, aber in der Militärschule, wo ein Dutzend Deutsche unter einer Uebermacht von Dänen sich befinden, ist es wirklich schon zu argen Raufereien gekommen, weil die dänischen Zöglinge ihren deutschen Kammeraden das Deutschsprechen verbieten wollten. Das sind die Folgen des friedlichen Sinnes der Väter, der sich in den Kindern fortsetzt und von der dänischen Presse immer bittrer angeregt wird; aber ganz natürlich erzeugt Haß keine Liebe, und Verfolgung bringt keine Versöhnung hervor. Die deutsche Jugend tritt immer spärlicher in den dänischen Staatsdienst, und erachtet sich mit allem Recht als fremd und nicht dahin gehörend.

Ein langweiliger Tag verging, und mit wahrer Sehnsucht sprang ich ans Land, als das Schiff endlich glücklich am Bollwerk im inneren Hafen fest lag. Das aber muß man den dänischen Zollbeamten zugestehen, sie üben ihr fatales Amt mit Milde und Höflichkeit und entlassen den Fremden nicht leicht mit einem bittern Gefühl über eine peinliche Durchwühlung seiner Koffer.

Kopenhagen fand ich seit meinem letzten Besuch, den ich in meinen Skizzen aus dem Norden ausführlich beschrieben habe, in nichts verändert. Manche Deutsche, welche die dänische Hauptstadt sahen, sagten mir, sie habe bei ihnen den Eindruck der Armuth hervorgebracht, ich kann dies nur so deuten, daß die Stadt wenig schöne und neue Gebäude hat, ihre Häuser auch keineswegs architektonisch bedeutsam sind, und mit ihrem finstern Aeußern, kleinen Fensterscheiben, dem schlechten Straßenpflaster, den größtentheils nicht breiten Gassen, der Oede, die meist darin herrscht, und der kümmerlichen Beleuchtung durch Oellampen, allerdings keinen besonderen Eindruck machen können. Von Eleganz und Luxus in der Ausschmückung ist keine Spur; glänzende Handelsgewölbe, wie in Hamburg und Berlin, kennt man hier nicht; an öffentlichen Kunst-

werken ist nichts vorhanden als ein paar miserable Reiterstatuen auf den Plätzen, unter denen nur der Königs-Neumarkt groß und Eindruck machend, aber ganz unregelmäßig ist. So ist auch die Wohnung des Königs, das Amalienpalais unbedeutend, der ganze Stadttheil dort, die Friedrichstadt, todtenstill bis zur Unheimlichkeit; das Christianburger Schloß aber ein zwar mächtiges, doch keinesweges durch schönen Baustyl ausgezeichnetes Haus, obwohl es immer noch das Bemerkenswertheste ist. Ganz schlecht dagegen ist das Theater, über welches die Kopenhagener selbst mit Spott herziehen. Es ist klein, schmutzig, verfallen und mit Ratten gefüllt, die zuweilen mitten im Spiel, als Acteure besonderer Art auf der Bühne erscheinen, oder von den Gesimsen der Bogen auf die Köpfe der Zuschauer stürzen. Concerte, oder was sonst größere Räumlichkeit fordert, müssen in der Reitbahn abgehalten werden, einen Saal dazu giebt es nicht, und diese verschwenderischen, prachtliebenden absoluten Herrscher in Dänemark, welche alle ihre Gelüste befriedigten, was diese auch kosten mochten, scheinen allerdings im Vergleich zu anderen Regentenstämmen für die Verschönerung ihrer Hauptstadt wenig gethan zu haben. Um nicht ungerecht zu sein, muß

man jedoch die Zustände aus den Zeitverhältnissen erklären. Kopenhagen mit seinen massiven Häusern, seinen Schlössern und Baulichkeiten, war im vorigen Jahrhundert gewiß eine schöne Stadt zu nennen, aber es ist eben nicht weiter fortgeschritten. Keine Museen, keine Kunsttempel, keine neuen Kirchen und Paläste sind entstanden, eben so wenig neue Stadttheile, und Alles, was die geschmackvolle Baukunst unserer Zeit erfunden hat in eleganten leichten Formen, die luxuriöse Ausstattung an zierlichen Treppen, Corridoren, Spiegelfenstern und Parquetten ist schon deshalb nicht hier eingedrungen. Dagegen sind die alten Häuser fest und wohnlich, mit großen stattlichen Räumen versehen, bequem eingerichtet, und der Miethzins billig. Ein Museum hat man jetzt für Thorwaldsens erhabene Kunstwerke dicht beim Christianburger Schloß gebaut, aber in einer ganz unglücklichen Räumlichkeit, in einem Winkel am Kanal, wo es völlig erdrückt wird von dem nebenliegenden, mächtigen Gebäude. Das Museum, welches eben nur Thorwaldsens Arbeiten aufnehmen soll, die der berühmte Mann sammt dem Gelde zum Hause seinem Vaterlande hinterlassen hat, ist wie ein Grabgewölbe mit geböschten Mauern gebaut, und bildet ein geschlosse-

nes Viereck. Im pompejanischen Geschmack ist es ockergelb angestrichen, mit breiten Leisten von anderer Farbe in Felder getheilt, und sein Eindruck ein keinesweges wohlthuender. Da ist kein Säulenbau, keine zierlichen Knaufe, Friese und Karnisse, keine Linie, die man als kunstschön verfolgen möchte. Alles ist schwer, massiv, gedrückt und plump. Man hat der Mausoleenform, dem Gedanken, daß Thorwaldsens Grab im inneren Raume sich befindet, zu viel geopfert. Das Grab des Meisters liegt in der Mitte des Museums, blau und freundlich mit Palmenzweigen bemalt. Der schöne ruhende Löwe Thorwaldsens wird den Denkstein bilden, und in den offenen Gallerien, welche ringsumher laufen, sollen die großen Bildwerke aufgestellt werden. Diese blauen Hallen sind recht gefällig, wenn auch ein wenig schmal, und wie es mir scheinen wollte, nicht hell genug. Das Licht fällt durch die Glaskuppel des Gebäudes. Eine Treppe führt in ein Obergeschoß voll bogengewölbter Kämmerchen, wo die kleineren Sachen und die übrigen Bestandtheile der Sammlung Platz finden werden. Alles ist pompejanisch, alles unermeßlich bunt, das ganze Haus kostet viel Farbe und sehr viel Arbeit; aber ich kann mir nicht erklären, weshalb man nicht eine

edle Einfachheit vorzog, und in schönen heiteren Säulenhallen diese köstlichen Schätze verwahrt. Anderen mag dies Museum vielleicht besser zusagen, oder wenn es fertig ist, denn noch war es in voller Arbeit, mag der Eindruck des Ganzen günstiger wirken; ich muß bekennen, daß ich es wenig erbaut davon verlassen habe.

Jetzt stehen die meisten Arbeiten Thorwaldsens auf der Christiansburg, wie jedoch die Aufsicht darüber geführt und dem Fremden der Genuß des Anschauens gewährt wird, ist wahrhaft unverantwortlich. Von einer festbestimmten Stunde, wo die Räume den Besuchern geöffnet sind, ist gar nicht die Rede. Ein mit dem Titel Auditeur beglückter Mann hat aus Gefälligkeit das Directoramt übernommen, und theilt dies mit Thorwaldsens hinterlassenem Bedienten. Diese beiden Herrn verwahren allein die Schlüssel; man muß sich an sie wenden, aber es kann leicht dabei auch anderen Leuten so gehen, wie es mir ging, d. h. man kann Tage lang umherlaufen, ohne Eintritt zu erhalten. Nachdem ich vergebens zwei Vormittage mich in die Christiansburg bemüht, wo ich die Thüren verschlossen fand, suchte ich die Schlüsselbesitzer in ihren Wohnungen auf. Aber der Herr Auditeur war

verreist, und der Herr Bediente befand sich eben auch nicht zu Haus; da sich nun dies gerade am Tage meiner Abreise zutrug, mußte ich nach stundenlangem Warten endlich eiligst an mein weiteres Fortkommen denken und Kopenhagen diesmal verlassen, ohne die einzigen großen Kunstwerke, die es besitzt, gesehen zu haben.

Andere Museen, d. h. Kunsttempel, in denen die Sammlungen, welche dem Staat oder der Nation gehören, aufgestellt sind, hat Kopenhagen nicht. Das Christianburger Schloß und die Rosenburg beherbergen das Meiste, was man sonst besitzt; daß jedoch die dänischen Könige wenigstens Baulust genug besaßen, für sich selbst zu sorgen, beweisen die vielen Lustschlösser, die sie sich aufgerichtet haben. Es ist ein schweres Unglück für dies kleine Volk, daß es einmal größer und mächtiger war als jetzt und diese glorreiche Vergangenheit nicht vergessen kann. Dieser Anstrich geht durch Volk und Regierung, und ihm verdanken die Dänen gewiß auch vornehmlich den Vorwurf der Eitelkeit und Anmaßung, der von so vielen Seiten ihnen gemacht wird. Sie waren die Beherrscher des Nordens, und sind es, nachdem ihre Siege und ihre Macht längst gebrochen wurden, wenigstens noch in ihren Empfindungen.

Kopenhagen, der Centralpunkt, das Herz des kleinen Staates, ist eigentlich Dänemark selbst. Diese Hauptstadt, viel zu groß für den jetzigen Umfang des Ganzen, umschließt Alles, was an Bildung, Talent, Ehrgeiz und Befähigung sich zu entwickeln weiß. Hier sind alle Staatsinstitute der Gesammtbildung nach allen Richtungen der Lebensthätigkeit, hier die verwaltenden Behörden, hier Flotte und Heer, hier was an Fabriken zu finden ist, hier der hauptsächlichste Handel, die Gewerbe, die Künste, die Wissenschaften. Die Stadt ist die Festung des Reichs, der große Waffenplatz, der Kriegshafen, die Residenz; sie vereint Alles, was dies Volk besitzt, und Kopenhagen mit seinen 120,000 Einwohnern ist größer als sämmtliche übrigen Städte des Landes, unter denen nur eine einzige, Helsingör, mehr als 6000 Einwohner hat. Von Kopenhagen geht daher auch Alles aus, was eine Bewegung hervorbringen kann. Von hier werden die Zeitfragen bearbeitet, hier ist der Sitz aller Bildung und aller Meinung; hier wird der Ton angegeben, hier ordnen sich die Parteien und ihre Führer, hier wird die Opposition durch die Presse geleitet, und weil sich in diesem einen Orte Alles zusammendrängt, alle Richtungen sich begegnen, und aller

Kampf, sei es in Staat oder Wissenschaft, hier die Kämpfer findet, ist Kopenhagen ein interessanter Sammelplatz der dänischen Nationalität, wo man gern vergißt, daß die Stadt nicht so schön und neu und glänzend, wie andere Hauptstädte ist. Und Niemand darf und wird leugnen, wie viele liebenswürdige Seiten diese Nationalität hat. Höflich, freundlich und gefällig gegen den Fremden, hat der Kopenhagener das glatte weltmännische Wesen des Großstädters; aber der Kern dieses Volkes ist gewiß ein eben so tüchtiger und guter, wie er in Liebe zum Vaterlande, in Liebe sich in allem Wissen hervorzuthun, zu lernen und sich zu bilden, keinem nachsteht.

Daß in neuester Zeit namentlich die Sehnsucht nach Größe und selbstständiger Entwickelung bei Manchen eine schiefe Richtung genommen und sie dahin gebracht hat, entweder geradezu abzuleugnen, daß ihr Bildungsprozeß ihnen größtentheils von Deutschland überkommen ist, oder sich selbst vorzulügen, daß die Franzosen eigentlich ihre Lehrmeister seien, auch die Dänen mit den Wälschen mehr Aehnlichkeit in allen Dingen besäßen, als mit den Deutschen, ihren nächsten Stammverwandten, das ist eine Schwäche, die aus den Tagesverhältnissen

entsprungen sein muß, und allein in der Nationaleitelkeit ihre Pfahlwurzel stecken hat. Ein patriotischer Däne möchte Alles auf sich und sein Volk beziehen, ihm alle Ehre, allen Ruhm, alle Erfindungskunst beimessen, und eben weil die Dänen ursprünglich sehr wenig oder nichts erfunden, wohl aber vieles gelernt und angenommen haben, sind sie um so eifersüchtiger, und wollen wenigstens lieber französische als deutsche Vorbilder besitzen. Nichts ist ihnen fataler, als dieser überwiegende deutsche Einfluß, den sie doch niemals abschütteln werden; denn seit Jahrhunderten ist er befestigt, und warum sollte auch dieser germanische Norden Deutschland, das mit ihm in unzähligen geheimen Blutsbanden zusammenhängt, von sich stoßen, wenn es nicht eben die krankhafte Sucht thut, Größe und eine selbstständige Volksthümlichkeit zu besitzen, die sich schämt einzugestehen, sie habe von dem verwandten großen Volke gelernt und empfange von ihm noch immer das Erstrebte.

Diese Sehnsucht nach Glanz und Wichtigkeit macht den größten Theil der Dänen auch sehr geneigt, manche ihrer tiefen Schäden nicht zu erkennen. So lebhaft und allgemein die Klagen sind über die Verschwendungen im Staatshaushalt, über

die Masse der Beamten, über die Titulaturen, über die Ausgaben des Hofes und über viele kostspielige Einrichtungen, welche aus alter Zeit stammend gar nicht mehr zu der jetzigen Kleinheit des Staates passen, so sonnen sich doch nicht wenige in dem Widerschein dieser weitschichtigen Apparate des absoluten Königthums, und bei aller Lust frei zu sein, und den Norwegern gleich zu einer republikanischen Verfassung zu gelangen, sind ihnen die vergoldeten Lakeien, die Prinzen, die Staatsräthe, die Generale, die Gardesoldaten, der Ausputz, die Form, der Glanz der Hoheit und der Herrschaft doch gar sehr ans Herz gewachsen. Kopenhagen ist ein Königssitz, das zuckt in allen seinen Nerven; ohne einen König und dessen Haus- und Hofhalt, ohne die dadurch bewirkte Centralisation des ganzen Dänemarks in dieser Einen Stadt, würde es eben so gut herabsinken und zusammenschrumpfen wie einst Röskilde gesunken und zusammengeschrumpft ist, und das steht ihm bevor, sobald einmal die absolute Monarchie zusammenbricht, welche jetzt auf ihren morschen Beinen hin und her wackelt, sobald die Masse der Beamten und Soldaten, die unnütze Flotte und die Schaaren der Betitelten verschwinden. Aber Dänemark wird ohne Zweifel dann doch weit rei-

cher, glücklicher und froher sein, als jetzt. Statt der einen großen Stadt, der Handel und industrielle Entwickelungen vieles ersetzen können, werden mehre entstehen, und in der Freiheit ganz anders aufblühen, wie bisher unter so vielen veralteten und verrotteten Sonderungen, Abtheilungen, Privilegien und Gebräuchen, die längst Mißbräuche geworden sind.

Die Umgebungen Kopenhagens nach der Meerseite und nach dem Lustschlosse Friedrichsberg sind sehr schön, eben so der Hafen und der Spaziergang auf der langen Linie, durch die Aussicht über den Sund. Vom Thiergarten, diesem großen Wald- und Wildpark eine Meile von der Stadt, mit seinen herrlichen alten Buchen ist viel schon geschrieben worden. Aber diese vier Meilen weiten Gehege sind auch ein Zeichen der alten Monarchie. Wie viele fleißigen Menschen, statt Hirschrudel, könnten dort wohnen, wie viel wogende Saaten würden auf diesem fruchtbaren Boden gedeihen, wenn man ihn einschränken und das Land urbar machen wollte. Immer eifriger dringen die Wünsche und Forderungen des Volks auf Ersparnisse und Reformen, ist es da Recht, daß meilengroße Wildnisse den Hirschen überlassen bleiben?

Das Schulwesen ist durch die Fürsorge der Bernstorffs und des verstorbenen Königs, Friedrich des Sechsten, sehr gehoben worden, auch hat der Wohlthätigkeitssinn der Kopenhagener und der Könige viel für Kranke und Arme durch Errichtung guter Hospitäler gethan, unter denen das Friedrichshospital einen vorzüglichen Platz verdient. Dagegen ist das Gefängnißwesen sehr veraltet und schlecht, und bedürfte der Verbesserung, die seit längerer Zeit schon im Werke ist, höchst nöthig. Was ich davon gesehen habe, hat mich zum Mitleid bewegt und den innigsten Wunsch erweckt, es möge doch für diese armen verwahrlosten und verlornen Menschen, die theils, als sogenannte Sclaven, Ketten tragen und im Stockhause sitzen, theils im Zucht- und Raspelhause im Christianshafen eingesperrt sind ohne Sonderung des Auswurfs vom bessern Theile, ohne Anleitung zur Aufrichtung und Hülfe, bald im wahrhaft christlichen und menschlichen Sinne eine Umwandlung ihres jetzigen Zustandes erfolgen.

Das Sehenswertheste für die meisten Fremden, und was gern Alle besuchen, bleibt der Holm, die Marineanstalten, wo die Kriegsflotte aufbewahrt wird, dieser kostbare Schatz Dänemarks, der so fest mit den Volksempfindungen verwachsen ist, daß die

meisten, und selbst viele von denen, welche die heftigste Opposition gegen die Regierung machen, sich seiner nicht entäußern möchten.

Zum Theil kann man den Dänen diese zärtliche Zuneigung für ihre Kriegsschiffe wohl verzeihen. Der kriegerische Ruhm der Nation beruht hauptsächlich auf ihren Thaten zur See, die von den frühsten Zeiten anfangen, sich in manchen siegreichen Kämpfen gegen die Hansa und andere Nachbarn, namentlich wegen des Sundzolls, bewähren, im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts aber besonders Schweden ihr Uebergewicht auf den Wellen der Ostsee empfinden ließen. Die Kriegslieder der Dänen sind meist Matrosenlieder, Siegeshymnen auf gewonnene Seeschlachten; ihre gefeierten Helden sind Admiräle wie Skram, Trolle, Juel, Hvitfeld, Tordenskiold, Rabe u. s. w., endlich Christian der Vierte, zu dessen Preis das Volkslied: König Christian stand am hohen Mast, noch immer erschallt. Im 18. Jahrhundert war nicht viel mehr zu thun für die dänische Flotte. Mit dem Frieden von 1720 hörten die Kriege auf, welche so viel gekostet und den Staat mit Schulden bedeckt hatten. Aber Dänemark mit seinen geringen Hülfsquellen, dem es nur möglich ist, durch ein System der weisesten Spar-

samkeit blühend und selbstständig zu sein, hatte unglücklicher Weise fast immer Fürsten und Minister, die sich auf nichts weniger verstanden, als auf einen strenggeordneten Haushalt. Man brauchte keine Rechnung zu legen, und gar zu viele Hofleute, Beamten, Diener und Freunde forderten Belohnungen und Antheil an dem allgemeinen Raub. Die schwerfällige Staatsmaschine, der kostbare Militäretat, die Verschwendungen des Hofes brauchten trotz des langen Friedens immer mehr, als das Land erschwingen konnte. Dazu kamen die inneren Gebrechen. Ein unmündiger König aus dem ein wahnsinniger wurde, die Hofkabalen und Ränke, die furchtbare Katastrophe, welche Struensee und Brandt aufs Blutgerüst brachte, und als dann endlich kaum die Bernstorffs zu einer besseren Zeit den Grund gelegt, brach das Schicksal des 19. Jahrhunderts mit seinen wildesten Stürmen über das zermürbte Reich herein.

Man kann sagen, daß die Flotte, welche damals schon seit länger als einem halben Jahrhundert im Hafen faulte, und immer wieder durch neue Schiffe ersetzt werden mußte, das wahrhafte Unglück Dänemarks wurde. Die Dänen verloren in dem Kampf mit den Engländern, am 2. April 1801,

einen Theil ihrer besten und tapfersten Seeleute und viele Schiffe. Es ist wahr, daß sie heldenmüthig kämpften und großen Ruhm, trotz ihrer Niederlage, davon trugen; allein dieser wurde vielfach aufgewogen durch die Nachtheile, welche seine Begleiter waren. Menschenverlust, Zerstörung des Handels, wachsende Schulden und Verwirrung, steigende Armuth und steigendes Elend. Im Jahre 1807 bewirkte endlich der Besitz der Flotte, daß Kopenhagen belagert und zum Theil niedergebrannt, die Kriegsschiffe aber von den siegenden Engländern fortgeführt, auf immer verloren gingen. Damals widerhallte Europa von dieser Raubthat, für welche man kein Brandmark zu stark fand, jetzt urtheilt man ganz anders darüber; denn man weiß, daß nach den geheimen Artikeln des Tilsiter Friedens Napoleon die dänische Flotte gegen England brauchen sollte. Dies mußte England verhindern, und als die dänische Regierung mit Napoleon sich verband, dagegen ein Schutzbündniß und die Flottenauslieferung, bis zum allgemeinen Frieden, England verweigerte, brauchte dies Gewalt, seiner selbst willen.

Am 7. September wurden den Britten 18 Linienschiffe, 15 Fregatten, sämmtliche Kriegsvorräthe u. s. w. ausgeliefert, die sie nebst allen gefangenen

Seeleuten nach England führten. Nur 2 Linienschiffe und einige kleinere Fahrzeuge entgingen diesem Schicksale, weil sie eben meerwärts waren.

Man hätte nun denken können, daß die große Kriegsflotte nicht wieder ersetzt werden würde, daß die Männer an der Spitze der Regierung einsehen müßten, wie gefährlich und nutzlos der Besitz von Linienschiffen sei, die für Dänemarks jetzige Lage allen Werth verloren hatten; daß vielmehr ein Geschwader von leichten Kriegsschiffen, eine Kanonenbootflottille zur Küstenvertheidigung und eine Anzahl von Dampfschiffen das passendste und zweckmäßigste sei. Nichts destoweniger aber baute man von neuem Linienschiffe und schwere Fregatten, und baut noch immer fort, wie wenig man auch die Aussicht hat, diese Geldverschwendung jemals rechtfertigen zu können. Aber in den Augen der Regierung nicht allein, sondern, wie ich schon oft sagte, in einem bedeutenden Theil des Volks ist die Erhaltung der Flotte zur fixen Idee geworden. Sie freuen sich darüber wie Kinder zur Weihnachtszeit bei den Nürnberger Spielzeugschachteln. Alte Erinnerungen und Eitelkeit stacheln sie gleichmäßig an. Die Verständigen sehen ein, wie diese Flotte ein fressendes Uebel ist, aber der Gedanke, keine Linienschiffe,

keine Admirale, keinen Holm zu haben, ist doch gar zu fürchterlich. Zwanzig solcher Colosse, wie ehemals, haben sie freilich nicht wieder zusammen zimmern können, und nur mit aller Anstrengung es jetzt dahin gebracht, daß die dänische Seemacht aus 7 Linienschiffen meist von 84 Kanonen besteht, ferner aus 8 Fregatten von 48 bis 40 Kanonen, 4 Korvetten (1 von 32 und 3 von 20 Kanonen), 4 Briggs von 16 und 12 Kanonen, endlich 3 Schoner und 3 Kutter; zusammen also 29 Kriegsschiffe mit ungefähr 1000 Kanonen, und zwei Schiffe auf dem Stapel. Vierzig Bombardierschaluppen und 42 Kanonenboote bilden die Ruderflotille; dazu kommen vier Dampfschiffe von 200, 160, 80 und 40 Pferdekraft, was höchst unbedeutend genannt werden muß, und in gar keinem Verhältniß zu der übrigen Flotte und zu den gegenwärtigen Entwickelungen der Kriegsmarinen aller Völker steht.

Mit dieser kümmerlichen, mit Mühe und Noth erbauten und erhaltenen Seemacht kann Dänemark nie einen Seekrieg führen, oder seine Selbstständigkeit sichern; aber es schwebt in steter Gefahr, bei einem Kriege der Großmächte Europa's mit hinein gezogen und zu Bündnissen gezwungen zu werden,

die, wenn sie ihm nicht zusagen, ein abermaliges Zerstören seiner Hauptstadt und ein Wegführen der Flotte nach sich ziehen kann. Dazu kommt, daß es jetzt, nach der Trennung von Norwegen, kaum die nöthigen Mannschaften besitzt, die Flotte gehörig zu bemannen, denn ohne äußerste Anstrengung dürfte es schwerlich möglich sein, Ruder und Kriegsflotte mit der vollen Zahl von Matrosen zu besetzen. Im Jahre 1801 und 1807 lieferte Norwegen einen sehr bedeutenden Theil jener vortrefflichen Matrosen, deren Kühnheit und Tapferkeit nicht wenig zur damaligen Ruhmserwerbung beitrug; so geben auch jetzt noch die friesischen Inseln und die Küsten von Schleswig-Holstein ihren vollgemessenen Tribut an Seeleuten. Friesen und andere Deutsche sind vorzugsweise die Steuerleute, Hochbootsmänner u. s. w. auf den dänischen Kriegsschiffen, wenn daher die deutschen Herzogthümer sich von Dänemark trennen, wird es noch weit übler mit der Möglichkeit aussehen, das nothwendige Seevolk zusammen zu bringen.

Eben so gefährlich steht es aber auch mit der Schiffsführung und Leitung. Es ist keine Frage, daß die Dänen kenntnißreiche und geschickte Seeofficiere besitzen, allein die meisten sind jedenfalls

meist bessere Theoretiker, als Praktiker. Sie können viel zu wenig beschäftigt werden, denn die Flotte liegt Jahr aus Jahr ein unter ihren Wetterdächern hinter der Zollbrücke, und der kleine Staat besitzt in keinerlei Weise die Mittel, jährlich wenigstens das eine oder andere der Linienschiffe auszurüsten, um Uebungszüge zu veranstalten. — Der „Christian der Achte", ein Schiff von vier und achtzig Kanonen, machte, als er vor Jahren die Kronprinzessin aus Mecklenburg abgeholt, einen Zug durchs Atlantische Meer, dabei aber ist es geblieben. Man scheut die Kosten, scheut die Schiffsabnutzung und mögliche Unglücksfälle. Und so verfaulen denn die Schiffe langsam, und mehr als eines, das man neu erbaut hatte, wurde, ohne daß es jemals seinen Ankerplatz verlassen, zerhackt und vernichtet, um Kupfer und Eisenwerk zu anderen zu benutzen, denen es nicht besser gehen wird.

Um Linienschiffe zu regieren, bedarf es einer wohlgeübten Mannschaft und erfahrener Officiere. So tapfer und tüchtig nun auch die dänischen Seemänner sind, so fehlt ihnen doch eben die Uebung im Dienst auf solchen großen Schiffen. Es fehlen Linienschiffskapitaine, welche Jahre lang auf Deck

commandirten; diese kann es hier so wenig geben, wie Admirale, welche jemals an der Spitze eines Geschwaders gestanden hätten. Engländer, Franzosen und Russen können sich solche Männer erziehen, für die Dänen ist das unmöglich, weit eher noch vermag es Schweden bei besseren Staatsmitteln.

England verwendet jährlich für den gewöhnlichen Dienst mindestens 4 Millionen Pfund, in Dänemark war der Seeetat für 1845 auf 1,021,000 dänische Thaler angeführt, und das ist viel zu wenig, oder viel zu viel und könnte ganz anders zum Besten des Landes und zur Tilgung seiner schweren Schulden verwandt werden, wenn man von der Flottenmarine zurückkommen wollte. Als Christian der Achte im Jahre 1839 zur Regierung kam, war man allgemein der Meinung, es würde eine Aenderung erfolgen, keine großen Schiffe mehr gebaut, und die Arbeiten auf dem Holm beschränkt werden. Damals war der verständige Theil der Nation und die Majorität der Presse durchaus dafür, man müsse das bisherige System aufgeben, sparsam nach allen Richtungen sein, und ganz besonders dem Geldwegwerfen für die Flotte Einhalt thun. Der König schien dies auch zu wollen, aber

ein solcher Entschluß war keineswegs im Sinne mancher Betheiligten. Die zahlreichen Arbeiter auf dem Holm wurden in Bewegung gesetzt, eine unzufriedene Stimmung regte sich, Bittschriften und Vorstellungen erfolgten. Man weckte die Besorgniß vor einer Revolte, die, wenn sie erfolgt wäre, jedenfalls sofort unterdrückt werden konnte; allein zusammen genommen mit pomphaften Erinnerungen an Dänemarks Vergangenheit und patriotischen Abhandlungen über Ruhm und Zukunft des dänischen Volks, welche man mit Erhaltung der Flotte in enge Verbindung setzte, brachte man es dahin, daß es geblieben ist, wie es war. Der König, so schien es, gab dem Volksgefühl nach; er mochte keine Unzufriedenheit erwecken, und die Partei der dänischen Liberalen ist dem Flottenbudget am wenigsten abgeneigt, denn um in dem neuen Scandinavien, dem Lande ihrer Wünsche und Hoffnungen, einst mit Glanz auftreten zu können, ist die Flotte nothwendig, und die scandinavische Kriegsmarine soll, wie Alles, den ersten in der Welt würdig zur Seite stehen. Ein Linienschiff mit seiner Ausrüstung kostet 800,000 dänische Thaler, und eine Fregatte wenigstens die Hälfte, dabei erhält der Staat 1 Admiral, 1 Viceadmiral, 5 Contre-Admiräle,

6 Commandeure, 8 Commandeur-Capitäne, 25 Kapitain-Lieutenants, 36 Premier- und eben so viele Seconde-Lieutenants, im Ganzen 135 Officiere. Hierzu kommen 2,300 Seeleute und Marinehandwerker im activen Dienst; ein Seecadettencorps und was außerdem die weitläuftigen Marinenetablissements an Erhaltung kosten. Zur Bemannung der ganzen Flotte sind 6000 Matrosen nöthig. In sämmtlichen Seedistricten stehen nun allerdings ungefähr (nach Baggesen) 20,000 Seedienstpflichtige in den Rollen der Marine eingetragen, aber der größte Theil ist ohne alle Uebung und was tauglich ist, gehört zum guten Theil der Handelsflotte an.

Der Holm in Kopenhagen, auf welchem sich Alles befindet, was Dänemark an Marineanstalten besitzt, liegt im Osten der Stadt auf der Insel Amak, die durch einen Seearm von Seeland geschieden ist, der zugleich den Hafen Kopenhagens bildet. An der Stadtseite hin ankern die Handelsfahrzeuge. Der gegenseitige Theil heißt Christianshafen, und hier ist das Quartier der Marinearbeiter, hier liegen Kaufmannsmagazine und Kauffahrer, die aus- und einladen, nebst Schiffszimmerplätzen, Holzplätzen und Privatwerften. Die nördliche

Spitze aber bildet den Holm, vor dem die Kriegsflotte hinter einer Linie von mächtigen Pfeilern ankert, welche aus der Wassertiefe aufragen. Auf der Stadtseite findet man allein den alten Holm, die Kongeligt Waerft, wie über seinem Eingangsthore geschrieben steht; hier werden die kleinen Fahrzeuge erbaut, die Holme ihm gegenüber sind jedoch der eigentliche Platz für den Bau aller großen Schiffe. Sie enthalten die Docks, die Seearsenale und Magazine, die Seilerwerkstätten, Schmieden und alle die ausgedehnten Arbeitsräume, endlich gehört dazu auch die Stadt der Arbeiter selbst, Nyboder (die neuen Buden) genannt, wo in 33 Straßen, mit kleinen Häusern besetzt, gegen 3000 Menschen wohnen, welche auf den Werften beschäftigt sind. Der Holm, oder eigentlich die sechs Holme, nebst dem was zu ihnen gehört, haben eine Ausdehnung fast halb so groß, wie das übrige Kopenhagen, und könnten unter den jetzigen Verhältnissen viel kleiner sein. Jedes Schiff hat seine Ausrüstung vom Kleinsten bis zum Größten vollständig bereit liegen, so daß, wie man behauptet, die ganze Flotte binnen 14 Tagen in See gehen kann. — Da die Engländer alles mit fortnahmen, hat man die großen Vorrathshäuser neu

füllen müssen, und muß immer wieder ersetzen, was der Zahn der Zeit zerstört. Das kostet natürlich große Summen und was hat man im Laufe eines ganzen Jahrhunderts für Nutzen gehabt? — Land und Seemacht nehmen ein volles Viertel der Staatseinnahmen, 4 Millionen Rbthlr., in Anspruch. Die gesammte Civilverwaltung nur 2,129,000 Thaler. Dagegen braucht der König für sich 1,484,000 Thaler; Pensionen erfordern 1,552,000 Thaler, und die Zinsen der Staatsschuld 5,689,000 Rbthlr.

Für das Auge ist es jedenfalls ein schönes Schauspiel, diese Reihe von großen Kriegsschiffen, diese Werfte, diese Docks und ungeheuren Magazine, die Tausende geschäftiger Menschen dazu, welche Jahr aus Jahr ein zimmern, schneiden, hobeln, zeichnen und bauen. Wenn man aber bedenkt, daß ihre Arbeit zu allermeist nur als Würmerspeise dient, so muß ein beklemmendes, trauriges Gefühl sich hierin mischen, das überhaupt uns wohl überkommen kann, wenn wir große Zeug- und Rüsthäuser besuchen, wo ungeheure Vorräthe aufgestapelt liegen und immer neu ersetzt werden, um im Kriegsfalle bereit zu sein. Auf dem Holm in Kopenhagen sieht man aber gar nicht ein, weß-

halb so viel Geschütze und Schiffe noch immer in Bereitschaft gehalten werden, da man seit einem Jahrhundert sie schon nicht mehr anwenden konnte. Von der ganzen dänischen Marine schwimmt eine Korvette jetzt auf dem Meere, die Galathea von 32 Kanonen, welche eine Reise um die Welt macht, und mehre Gelehrte an ihrem Bord führt, die im Auftrage des Staats naturhistorische Forschungen machen und Sammlungen zurückbringen sollen. Solche schöne Bestrebungen könnte man weit besser verfolgen, wenn die großen unnützen Schiffe nicht wären. — Man hat mir erzählt, daß sehr selten ein Marineschiff eine Reise antritt, ohne nicht wenigstens einmal wieder umzukehren und der Ausbesserung zu bedürfen, weil es durch Aufstoßen oder Anlaufen Haverie erlitten. Man schob die Schuld auf die Nachlässigkeit der jetzigen Lootsen und die Gefährlichkeit der Schiffahrt im Sunde, und erinnerte an alte Zeiten, wo auf jedem Kriegsschiff Block und Beil bereit gestanden habe für den fahrlässigen Führer, durch dessen Schuld ein Schiff auf den Strand gerieth. Wenn es aber wahr ist, daß die Kriegsschiffe schon jetzt in Haverie kommen, sobald Eines aufläuft, so muß man um so mehr glauben, daß eben die geringe Be-

schäftigung, welche die Flotte hat, dergleichen Beschädigungen wesentlich begünstigen. Die dänischen Matrosen sind gewandte tüchtige Leute und auf Ausbildung der Offiziere werden große Sorgen und Kosten verwendet; aber praktische Uebung ist für den Seemann Hauptsache, und von der ganzen dänischen Marine kann nur ein sehr kleiner Theil jene wirklich durch fortgesetzte Thätigkeit erhalten. Wie eifersüchtig alle Dänen auf ihren Seeruhm sind, und wie lebhaft das Nationalgefühl ist, davon gab das Journal Fädrelandet vor einiger Zeit eine Probe. In einer deutschen Zeitschrift hatte ein Aufsatz über Ausbildung des deutschen Zollvereins gestanden, der nicht allein bis zur Nordsee vordringen, sondern auch Holland und Dänemark mit sich vereinen müsse. Dabei war auf die Flotten dieser beiden Staaten Bedacht genommen und gesagt worden, daß man diese für die Zwecke des Vereins gebrauchen, die Kriegsflotte des Zollvereins durch sie bilden und im Weigerungsfalle sie zwingen müsse, sich uns anzuschließen. Offenbar war das Ganze eine vereinzelte publicistische Ansicht, an deren Möglichkeit in Deutschland Niemand denkt, oder irgend einem Spaßvogel war es eingefallen, die patriotische Par-

tei in Dänemark in den höchsten Zorn zu jagen und dies gelang ihm auch vollkommen. Fädrelandet brachte eine ganze Reihe Artikel von Orla Lehmann unter der Aufschrift: Dänemark will nicht! wo der deutschen Anmaßung die grausamsten Dinge gesagt und mit erbitterter Heftigkeit gegen Windmühlen gefochten wurde. Ich betheuerte den Herren zwar, in Deutschland denke gewiß Niemand daran, ihre Flotte holen zu wollen, denn sollte es einmal wirklich dazu schreiten eine Seemacht zu werden, so besäßen wir wohl selbst Mittel und Kräfte, um uns Kriegsschiffe zu schaffen, aber ich muß bekennen, daß meine Versicherungen wenig Eindruck machten. Dagegen spottete man unbarmherzig über die deutsche Anwandlung nach einer Flotte, und that sich nicht wenig darauf zu gut, daß selbst um die kleine Korvette „die Amazone" zu führen, ein dänischer Seeoffizier gebeten werden mußte, in preußische Dienste zu treten. Ihr habt Holz und allenfalls auch Matrosen, sagte mir ein in der dänischen Marine geschätzter Offizier, aber ihr habt nicht einen Mann, der etwas von der Sache verstünde. Die kleine Corvette, welche die ganze deutsche Seemacht bildet, zeigt deutlich, daß ihr auch keinen Baumeister besitzt, der ein Kriegs-

schiff zu schaffen verstünde, und die Herren in Berlin haben weder die nöthige Einsicht noch den Willen, um ausgezeichnete Schiffbauer nach Preußen zu ziehen, obgleich solche Leute nicht genug begünstigt werden können, wenn man die Absicht hat das Seewesen zu heben. Aus dem Gewerbe-Institut des Herrn Beuth in Berlin soll Alles hervorgehen, und nur was von dort kömmt, findet Unterstützung; jeder Andere wird zurückgeschreckt, wie eben jetzt hier sich ein junger Mann befindet, Preuße von Geburt, der lange Zeit auf den französischen Werften gearbeitet hat, und ein Schatz für Preußen sein würde, der aber wahrscheinlich in unsere Dienste treten und bei uns bleiben wird, weil man in Berlin nichts von ihm wissen will. Eine Marine schafft und bildet sich nicht in Jahr und Tag, es gehören Menschenalter dazu, wenn man jedoch bedenkt, daß seit drei Jahren die Amazone, als berühmtes Musterschiff, auf den Wellen schwimmt, und auch nicht einen Nachfolger erhalten hat, muß man lachen über das deutsche Geschrei nach einer Flotte, und ihr könnt es uns nicht verdenken, wenn wir ein wenig verächtlich und spöttisch von der deutschen Armada sprechen.

Alle diese Vorwürfe sind allerdings nicht unbe-

gründet, auch der nicht, daß wir kein Geld zu einer Flotte übrig haben, obwohl man viele Millionen für Dom= und Kirchenbauten ausgiebt. Wenn jedoch Deutschland die Nothwendigkeit fühlt, eine Seemacht zu besitzen, wird es ihm nicht an Geld und Mitteln fehlen, und wenigstens werden wir keine Flotte dann zum Ansehen aufbauen, oder Offiziere halten, die in ihrem Leben ein oder zwei Mal in fremde Meere kommen, kriegerischen Ereignissen aber immer fremd bleiben. Es ist gewiß, daß die Dänen viel stolzer auf ihre Kriegsflotte und ihren Seeruhm sind, als alle Völker, England nicht ausgenommen. Deutschland müßte viel thun, um das Lächeln der Verachtung von ihren Lippen zu bringen, sobald sie von deutschen Seeleuten und Schiffen hören, und eine ganz besondere Lustigkeit beseelt sie, wenn sie von den jetzigen preußischen Marineoffizieren sprechen. Als der König in Kopenhagen war, begleitete ihn der Kapitän des preußischen Dampfschiffes Königin Elisabeth, ein tüchtiger, ausgewetterter Seemann, aber keinesweges ein eleganter Offizier, der unter seinen Goldepauletten etwa, wie ein courfähiger Kavalier, einherschritt. Ueber diesen tapferen Kapitän und sein Aeußeres spotten die Dänen noch jetzt, aber wie ich schon sagte, sie

bedenken nicht, daß gerade die besten und tüchtigsten Seeleute ihrer Flotte Deutsche sind. Es kann, ja man mag wohl sagen, es muß einmal die Zeit kommen, wo diese Männer oder ihre Söhne dem Vaterlande ihre Dienste widmen, schon jetzt wollen die Friesen nicht mehr nach Kopenhagen und äußern laut, für Deutschland wollten sie alles thun und wagen, doch nicht für die Dänen. Erst neulich hat man militärische Gewalt nöthig gehabt, um die Rekruten auszuheben, das Alles darf man aber den Dänen nicht sagen, die die Friesen, Schleswiger und Holsteiner als ihr wohlerworbenes Eigenthum betrachten.

Was die Handelsflotte betrifft, so habe ich schon erwähnt, daß sie aus 4105 Fahrzeugen von 77,816 Kom. Last besteht, wovon jedoch mehr als die Hälfte auf die Herzogthümer kömmt, so daß höchstens 36,000 Last die Tragfähigkeit der eigentlich dänischen Flotte sein möchte. Norwegen hatte (1840) 2,908 Schiffe von 104,184 Kom. Lasten, Schweden 980 Schiffe von 66,022 Kom. Last. Wenn man die große angegebene Zahl der dänischen Schiffe 4105 mit dem Lasteninhalt vergleicht, so sieht man leicht, daß der größte Theil nur klein sein und für den inneren Verkehr zwischen den In-

seln dienen muß. Natanson giebt an, daß Dänemark mit Schiffen von 47,451 Last am auswärtigen Handel Theil nimmt, man muß aber nicht vergessen, daß Altona, Flensburg, Kiel und Glückstadt mit dazu gerechnet sind, denen die meisten große Schiffe gehören. Kopenhagen hatte im Jahre 1840 281 eigene Schiffe von 15,105¾ Kom. Last, darunter aber nur 3 von bedeutender Größe. Klagen, daß der Handel sehr gesunken sei, hört man hier überall, dennoch ist die Hauptstadt noch immer der Centralpunkt des Verkehrs, und ihr Hafen jährlich von 8 bis 9000 Fahrzeugen besucht. Im Jahre 1842 wurden aus und ein clarirt 9,293 Fahrzeuge zusammen von 198,354 Kom. Last, woraus man sehen kann, daß der größte Theil der Schiffe sehr klein sein muß, und aus Küstenfahrzeugen besteht, die den Zwischenhandel unterhalten. Im Jahre 1845 gingen von Kopenhagen 1752 Schiffe in See; die Ausfuhr betrug 65,704 Lasten, was ungefähr ⅓ weniger ist, als die Ausfuhr Stettins. Die Einfuhr ist mindestens eben so groß, denn nach Kopenhagen kommt der größte Theil der Colonial- und Industriewaaren, hierher kommen die Schiffe aus den westindischen Colonien mit Rum, Reis, Zucker u. s. w. beladen, eben so ist die Hauptstadt

der Sitz des Verkehrs mit Grönland, der Faröer Inseln und Island. Die Verbindung mit den Ostseehäfen, mit Schweden und besonders mit Norwegen ist lebhaft; England erhält bedeutende Zufuhr von dänischem Getreide; die Vieh-, Butter- und Fleischausfuhr ist beträchtlich und diese Artikel zusammen können durchschnittlich auf 20 Millionen Bank-Thaler angenommen werden. In den Tabellen von 1838 ist der Viehstand angegeben auf 325,019 Pferde und Füllen, 834,175 Rindvieh (darunter 563,095 Kühe), 157,599 Schweine und 1,164,544 Schaafe (darunter nur 70,701 veredelte), was den Beweis für die Wichtigkeit und Größe der Viehzucht giebt. Fabriken giebt es dagegen in diesem vorherrschend Ackerbau treibenden Staate kaum einige, eine Porzellanfabrik, einige Tuchfabriken, Papiermühlen u. s. w. ist das Ganze, was man aufzählen kann; man ist größtentheils beim Handwerk stehen geblieben, und selbst dies ist mit wenigen Ausnahmen nicht auf der Spitze der Vollkommenheit. Auf dem Lande spinnt und webt man selbst, was man braucht, wichtige Städte sind nicht vorhanden, eine lebhafte Industrie vermag sich hier nicht zu entwickeln. Die Einfuhr an Kolonial- und Fabrikwaaren ist aber so bedeutend, daß Ein-

und Ausfuhr ziemlich gleich sind, und wenig Vortheil für letztere übrig bleibt. Wo Korn, Fleisch und Butter die Hauptproduction bilden, wird die Nahrung des Volks nicht die schlechteste sein, wenn nicht etwa das Landvolk überhaupt so sehr bedrückt, ohne Eigenthum und mit Lasten überschüttet ist, daß es zu nichts kommen kann, sondern nur für seine Zwingherrn arbeitet. Dieß ist jedoch in Dänemark bei mancherlei Abgaben und Bedrängniß nicht so sehr der Fall, daß der Bauer auf der tiefsten Stufe stände. Auch hier hat sich sein Stand von der neuen Zeit und günstigen Umständen unterstützt, aus der alten Verdumpfung und Abhängigkeit sehr gehoben, ist für Bildung empfänglich geworden, und erkennt sehr wohl was ihm fehlt. Der Bauer, wenn er Hofeigenthümer ist, hat sein genügendes Auskommen; viele unter ihnen sind wohlhabend, und wenn auch nicht in dem Maaße, wie in den Herzogthümern, so ist er doch im Stande sich wohl zu nähren und zu kleiden, für die Erziehung und Ausstattung seiner Kinder zu sorgen, und noch etwas zurückzulegen. Man sieht aus den Consumtionsverhältnissen, daß das materielle Leben kein kärgliches sein kann. Es wird viel Kaffe, Zucker, Reis, Thee, Rum u. s. w. verbraucht.

Thee ist ein allgemeines Getränk auch hier für alle Klassen. Der Bauer versteht sich darauf sowohl wie der Städter, der Schiffer wie der Arbeiter hat seinen Theetopf. Man trinkt meist die gewöhnlichen Haysansorten, aber diese sind auch sehr billig; das ganze Pfund kostet nicht mehr wie 12 bis 16 Groschen und der Geschmack ist für unverwöhnte Gaumen so übel nicht. Auch die Fleischconsumtion ist bedeutend. In Kopenhagen kömmt auf den Kopf 120 Pfund, in den übrigen Städten 107 (in Berlin 102 in den übrigen Städten Preußens 78 Pfund). Durchschnittlich für ganz Dänemark 40 Pfund (für Preußen 35 Pfund). Diesen statistischen Zahlen nach fällt also die Parallele nicht übel aus.

Schreiben und lesen können die Bauern alle, es wird ihnen in 2500 Schulen gelehrt. Der dänische Volkscharacter ist ein verständiger, etwas langsam bedächtiger und schwerfälliger zwar, dem ein mißtrauisches Wesen gegen alles Fremde und Neue tief eingeprägt ist, der aber Ueberlegung und Nachdenken besitzt und das Gute erkennt und schätzt.

In ältester Zeit gab es in Dänemark nur freigeborne Bauern, die selbst im Thing saßen, Recht sprachen und ihre Könige wählten. Mit dem

Christenthum entstand eine Geistlichkeit und ein Adel, der aus dem Kriegsdienst entstand, erblich wurde, seine Güter von allen Steuern frei machte, und das übrige Volk unterdrückte, das sich zum Theil davor in Städte rettete und den Bürgerstand bildete. Gegen die Macht der Könige trat zuerst die Geistlichkeit auf, die im Jahre 1320 nach langem Kampf ihre gekrönten Gegner zwang, neben sich, als ein zweites geistliches Staatshaupt, den Erzbischof anzuerkennen. Diesem Beispiel folgte der Adel, welcher die Königsgewalt vollends demüthigte und, seit 1332, mit der Geistlichkeit vereint regierte. Das Volk ward zu leibeigenen Knechten, die Städte blieben auf den Herrentagen ohne alle Bedeutung. Christian der Zweite suchte mit Hülfe der herabgewürdigten Bauern und Bürger das Adels- und Priesterjoch abzuschleudern, aber er starb dafür im Kerker. Die katholische Priesterschaft sank vor der Reformation, doch diese änderte nichts im Unglück des Volks. Luthers Lehre rief überall die getretenen Völker wach, ihre verlorene Freiheit wieder zu erringen, allein der Reformator selbst verstand den edelen Kern des Christenthums nicht, das seine Bekenner zu gleicher Freiheit und gleichem Recht führen soll; er verband sich mit den

Fürsten, predigte und schrieb gegen die aufrührerischen Bauern in Deutschland, bekämpfte den Thomas Münzer und freute sich, als dieser besiegt und hingerichtet war. Auch in Dänemark endete der Kampf mit gänzlicher Unterjochung des Bauernstandes und dem völligen Siege des Adels; allein die Reformation führte doch auch zu dessen endlicher Demüthigung und dem Absolutismus der Könige, denn diese erhielten jetzt eine Stütze in der neuen Priesterschaft und durch diese auch in Bürger und Bauern.

Als Krieg und Leiden aller Art die Unzufriedenheit aufs Höchste steigerte, der Staat dem Untergange nahe war, erfolgte der Bruch im Jahre 1660. Dem Könige wurde vom ganzen Volke alles Recht übergeben, um eine neue Ordnung der Dinge zu entwerfen, so entwarf dann Friedrich III. mit seinem Kanzler Peter Schuhmacher das Königsgesetz, dies Document des ärgsten Absolutismus, und obgleich nun das Volk so unfrei blieb, wie es war, so war es doch erfreut und murrte nicht, denn der tyrannische Adel war damit vernichtet, der Bürgerstand hob sich neben ihm empor. Der Bauer blieb leibeigen, nur daß man seit 1724 das Wort umtauschte und ihn heimathspflichtig nannte. Der Adel behielt

seine Vorrechte, er ward aus einem Landesadel ein Hofadel, nahm Theil an der schlechten Wirthschaft des 18. Jahrhunderts, an den Vergnügungen und Zerstreuungen der Fürsten, denen er Genosse und Diener war, aber die Zeit zernagte dennoch nach und nach manche seiner Privilegien, und immer wird es mit Ruhm für Dänemark hervorzuheben sein, daß hier schon 1788 die Leibeigenschaft aufgehoben und 1770 Preßfreiheit ausgesprochen wurde. Den Bernstorffs, diesen hochherzigen Männern, hat man in Kopenhagen noch kein öffentliches Denkmal gesetzt und doch sind sie dessen würdiger als Alle. Ihnen verdankt das Volk alles Gute, was jetzt noch fortwirkt und in der langen Leidenszeit des 19. Jahrhunderts nicht ausgerottet werden konnte.

Als im Jahre 1831 die berathenden Provinzialstände eingeführt wurden, erhielten auch die dänischen Inseln und Jütland ein solches Parlament, und was ich darüber bei Schleswig-Holstein gesagt habe, gilt auch für das eigentliche Dänemark, nur daß hier Adel und Städte eine etwas größere Anzahl von Deputirten schicken, nämlich der Adel 17, die Städte 23, der Bauernstand 20. Hierzu kömmt ein Mitglied für die Faröerinseln, 4 große Grundbesitzer, die der König wählt, 2 Geistliche

und ein Professor der Universität. Im Ganzen 68. Die Berechtigungen sind ganz dieselben, wie in Schleswig-Holstein, für den Bauernstand aber war diese Ertheilung politischer Rechte von großer Wichtigkeit. Seit dieser Zeit wirkte die Presse auf ihn, zog ihn in das Staatsleben, ermunterte ihn zu Forderungen für Abhülfe seiner gerechten Beschwerden, zu Volksversammlungen, zu Petitionen wider seine Last im Heere zu dienen, und gegen die Frohnden, die sein Eigenthum drückten. Das ist ein Quell alten Unrechts, aus dem viel Lust zur Beschwerde und bittre Mißstimmung fließt. Erst vor Kurzem haben 10,000 Bauern ihre Klagen vor das Ohr des Königs gebracht, der sie freundlich anhörte, aber sich auch entschuldigte, daß er nicht helfen könne. Geneigter hatte sich dagegen der Kronprinz gezeigt, der in Fühnen Gouverneur ist, und die Bauerndeputation mit der Zukunft tröstete. Solche Vorgänge werden von der patriotischen Partei stets gut benutzt zu Festen, Reden und Toasten, und ihre Einwirkung auf den Bauernstand ist klug berechnet, denn dieser und die Bürger müssen bei der Freiheit, die man erringen will, die Stützen sein.

In wenigen Staaten ist Alles noch so gesondert,

und mit besonderen Privilegien und Vorrechten begabt, wie hier. Jede Stadt hat ihre Privilegien, Zunftrechte, Befreiungen von diesem und jenem, Befugnisse zu Märkten, zu Handel u. s. w. Kopenhagen und Altona haben die meisten und wichtigsten Privilegien, die Großirer, wie man sie nennt, die Kaufleute, welche Einfuhrhandel treiben, bilden eine eigene Corporation; jede Gewerblichkeit liegt in den Banden des Zunftwesens und ist mit besonderen Rechten und herkömmlichen Gebräuchen umwallt, und so laufen die Trennungen und Verbindungen durch alle Kreise der Thätigkeit bis zu den Wohnplätzen. Kopenhagen hat sogar adelige Gerechtsame, wegen der Tapferkeit der Büger im Jahre 1658. Und außer den Städten giebt es wieder Flecken mit Privilegien, Lösch- und Ladeplätze, die Handel treiben dürfen, und so fort bis zu den Kirchspielen, die mehr oder minder begünstigt sind.

Bauern werden alle die kleinen Landwirthe genannt, welche Grund und Boden bis zu 12 Tonnen Hartkorn besitzen, was ungefähr einer Hufe in Holstein, oder 200 Morgen preußisch gleichkommt. Aber die meisten Stellen haben viel weniger, 8, 6 und 4 Tonnen; ein sehr großer Theil auch nur

2 oder 1 Tonne. Von der ganzen Bodenfläche des Königreichs, 683¾ □ Meilen, ist ungefähr die Hälfte freies Bauerngut, nämlich 152,570 Tonnen oder 40 Procent ist ganz frei; 37,334 Tonnen oder 10 Procent sind Erbrecht mit Verpfändung und Verkaufrecht.

Von der zweiten Bodenhälfte sind 145,890 Tonnen Pacht auf Lebenszeit, sogenanntes Festeland, und deren zeitige Besitzer, die Festebauern, eine Art Meier, bezahlen den Grundherrn bestimmte Jahresrenten, auch leisten sie zum guten Theil Frohndienste. In den letzten Jahren sind diese mehrfach durch Uebereinkommen abgelöst worden, so daß ungefähr 78,000 Tonnen oder 21 Procent des Bodens noch frohndienstpflichtig ist. Der einsichtsvolle Theil des Adels kam aus Ueberzeugung diesem Uebel zu Hülfe und begünstigte die Ablösung, ja manche, wie z. B. der freisinnige Graf Knuth, haben die Frohnden aufgelöst und das Eigenthum freigegeben ohne Entschädigung zu begehren. Man sieht jedoch, daß der Bauernstand in Dänemark, ebenso wie in den Herzogthümern, ein sehr mächtiger ist, und trotz der vielen Grafen und Herrn im Lande ein ungemeines Uebergewicht des Besitzes behauptet.

Das Land, welches den eigentlichen Adelsbesitz ausmacht, beträgt nur ungefähr 9 Procent des Ganzen, also noch weit geringer, wie in Schleswig-Holstein, wo es 25 Procent beträgt. Die Adelshöfe oder Haupthöfe, wie sie in Dänemark genannt werden, zerfallen in drei Klassen. In complete, wenn sie wenigstens 200 Tonnen Hartkorn (3,000 Morgen Preußisch) besitzen, in incomplete Höfe, die einen kleineren Besitz bilden, und in unprivilegirte Höfe, die Meierhöfe oder Vorwerke bilden. Die beiden ersten Arten haben die adeligen Gerechtigkeiten, d. h. ihre Haupthöfe sind steuerfrei, sie besitzen Gerichtsbarkeit, Polizei, Strandrecht, Jagd u. s. w. Gehört das Adelsgut aber zu einer Lehnsgrafschaft oder Lehnsbaronie, so kommen noch andere Rechte hinzu. Es giebt in Dänemark auf den Inseln: Seeland, Möen, Falster, Lolland, Fühnen, Langeland und in Jütland zusammen 793 adelige Güter, die 35,300 Tonnen Hartkorn halten. Seeland, Fühnen und Jütland haben die meisten Adelshöfe und Festebauern. Bornholm hat gar keine, dort wohnen nur freie Bauern.

Der Lehnsadel, oder der hohe Adel Dänemarks, besteht aus den Grafen und Baronen. Der Grafen

giebt es 40, der Barone 30. Aus dieser Zahl sind 27 Grafen Lehnsgrafen, und 21 Barone Lehnsbarone, d. h. sie besitzen entweder die von Gustav V. errichteten Lehnsgrafschaften und Baronien (20 Grafschaften und 13 Baronien giebt es überhaupt) oder sie führen den Titel und genießen die Vortheile des hohen Lehnsadels, welche darin bestehen, daß nicht allein, wie bei dem übrigen Adelsgute, die Haupthöfe steuerfrei sind, sondern auch 100 bis 300 Tonnen Hartkorn Bauernland keine Grundsteuer zahlt. Sie können ferner nicht verhaftet werden, außer wegen Majestätsverbrechen, besetzen die Schullehrerstellen und geistlichen und weltlichen Aemter auf ihren Gütern, oder haben das jus proponendi, können nur vom höchsten Gericht gerichtet werden u. s. w. Die Grafen haben dabei den höheren Rang vor den Baronen; ihnen gehört Alles was sie in ihrem Grund und Boden unter der Erde finden, auch bezahlen sie für ihre Hotels in der Residenz geringere Abgaben. Der älteste Sohn und die Töchter der Grafen führen den gräflichen Titel; die jüngeren Söhne, wie auch die der Barone, heißen Freiherrn. Als Lehnspflicht zahlen die Herrn jährlich eine unbedeutende Kleinigkeit, zahlen ein Reitpferd, oder geben 200 Ducaten.

Außer diesem hohen Adel giebt es aber auch einen dänischen Erbadel, oder niederen Adel, der aus etwa 170 Familien besteht, aber jetzt nur noch gewisse Ehrenrechte: Wappen und Siegel und die Unterbringung seiner unversorgten Töchter in die adeligen Klöster für sich hat. Zu diesem niederen Adel gehören auch alle bürgerlich Geborenen, denen adelige Vorrechte verliehen sind, die sie alsbald erhalten, wenn sie ein adelig Gut kaufen, oder wenn sie sonst durch Auszeichnung einen Gnadenakt des Königs zu ihrer Erhebung in den Adelstand herbeiführen.

Majoratstiftungen, oder wie man es hier nennt, Stammhausstiftungen sind Jedem gestattet, der 400 Tonnen Hartkorn zusammenbringen kann. So können auch Fideicommisse angelegt werden; indeß sind im Allgemeinen nicht viel Stammhäuser vorhanden und der Geschmack daran verliert sich immer mehr, je strenger die neue Zeit jene mittelaltrigen Einrichtungen beurtheilt, und je weiter überhaupt der Adel mit seinen Standesvorzügen und Vorrechten einem gleiche Berechtigungen und Freiheit fordernden Staatsbürgerthum weichen muß. Mit hohen Staatsstellen und Titeln, mit dem Officierpatent u. s. w. ist endlich ein persönlicher Adel verbunden, aber Niemand giebt etwas darauf.

Bildung, Kenntniß und Vermögen verleihen auch in Dänemark mehr Ansehen und Einfluß, als ein Adel, der nichts zu bedeuten hat und, wenn er unwissend und anmaßend ist, ohne alle Achtung bleibt. Man muß es den Dänen zugestehen, und namentlich den Bewohnern der Hauptstadt, die über Geburtsaristokratie gewöhnlich sehr gleichgültig hinwegsehen, sie schätzen und ehren die geistige Aristokratie, die Künste, die Wissenschaften weit höher, und ein Maler, ein Dichter, ein Bildhauer, ein Professor, ein Literat, ein berühmter Schauspieler, kurz ein Mann von Talent oder Wissen, hat bei ihnen weit mehr Werth, als Prinzen, Grafen und Barone.

Das hat die neue Zeit der Aufklärung, der Kampf mit dem Alten, Widerstrebenden, die Freiheit der Presse und die kühne Sprache, mit welcher sie die Lehren einer bürgerlichen Gleichheit vertheidigt, zur Folge gehabt. Auf dem einen Punkt im ganzen Lande, auf Kopenhagen, zusammengedrängt, können wenige Männer an der Spitze der Bewegung außerordentlich viel bewirken, denn der Boden ist länger als seit einem halben Jahrhundert hier dazu vorbereitet worden. Der Landmann ist zum größten Theil frei, verständig, der Bürger nimmt Theil an den Fragen und Vorgängen des

Tages, das Associationsrecht wird von Polizeimaßregeln nicht unterdrückt, obwohl man verschiedentlich Versuche dazu macht, und eben jetzt durch königliches Rescript die Versammlungen der Bauern verboten hat, um über ihre Angelegenheiten zu berathen. Die Tagesblätter werden zwar verfolgt und oft hart genug bestraft, allein sie können nicht unterdrückt werden, und je mehr die Regierung sie vor Gericht zieht und verurtheilen läßt, um so größer wird die Theilnahme für die Vertheidiger der Volksrechte. — Es ist ein eigenthümliches Ringen nach Freiheit in Dänemark. Ein heißes Vaterlandsgefühl ist in dem Herzen der Jugend und in dem Bürgerstande erwacht, ein nationales Bewußtsein, das zu ehren ist. Zur Unterstützung der Preßfreiheit, zur Bezahlung der Strafen, welche den freisinnigen Blättern aufgelegt wurden, zur Förderung der Bewegung in der Nation hat sich eine Gesellschaft bilden können, in deren Kasse reiche Beiträge fließen, und hier ist man wenigstens noch nicht dahin gelangt, Beamte, Professoren u. s. w. abzusetzen, die ihre Sympathien für die Volkssache bekunden, sogar ein Theil des Adels huldigt mehr oder weniger den Ideen, die ohne Zweifel seine geschäftigen Todtengräber sind.

Vom größten Einfluß für die Heranbildung einer Zukunft, aus der ein neues Dänemark oder ein neues Skandinavien hervorgehen soll, ist das Journal Fädrelandet (das Vaterland). Es ist das Hauptorgan der Partei, der Sammelplatz für alle Talente der nationalen Bewegung, die seit Jahren eine unermüdliche Opposition gegen die Regierung führen. Es wird mit Geist und Geschick redigirt, aber auch mit eben so vieler Kriegs- und Angriffslust auf Alles, was feindlich der strengdänischen Richtung entgegensteht, und dies geschieht häufig in der bittersten, leidenschaftlichsten Parteisprache. — Fädrelandet ist ein echter Fahnenträger seiner Sache, die es mit dem größten Eifer und einer Hitze verficht, welche aus der lebhaften Fantasie der Dänen entspringt, und um so consequenter auf dasselbe Ziel gerichtet ist, weil die dänische Presse sich wohl mit den eigenen Angelegenheiten, dagegen durchaus nicht mit dem Auslande beschäftignn darf. — Auf diese Weise zwingt die Regierung die Opposition zur beständigen Thätigkeit und bindet sich einen großen Theil der Ruthen selbst, die sich wider sie erheben. Trotz der Langsamkeit und Bedächtigkeit des Volks, trotz der Stille des Nordens, ist den Dänen eine fantasievolle Gluth und Reizbarkeit eigen.

Diese hat ihnen Dichter, eine reiche Literatur, ein Nationaltheater verschafft. Sie kräftigt die Charaktere, regt die Empfindungen heftig an, giebt ihnen Ehrgeiz und eine höhere Empfänglichkeit für Alles was sie betrifft, für Bewegung und Forschritt, dabei auch den Durst nach Glanz, nach Größe und Ruhm, und mit den Schmerzen und der Unruhe über das Veraltete, Schlechte und zum Schaden des Volks Fortbestehende, das den Angriffen nicht schnell genug erliegen will, kommt auch jene eitle patriotische Schwäche, die gern sich höher erhebt, sich preiset und auffspreitzt, als noth thut; Dänemarks Größe ist das Ziel und Streben Aller und eben deßwegen wird auch von dieser Partei und diesem Journal hauptsächlich der Kampf gegen Schleswig-Holstein geführt, das nicht dänisch sein will, und Dänemark hindert, frei und mächtig sich zu entwickeln. Mit dieser Eitelkeit auf Größe und Nationalehre ähneln die Dänen wirklich den Franzosen. Sie möchten gar gern die große Nation des Nordens heißen, sie haben ein zitterndes Verlangen danach, darum streben sie aufs ehrsüchtigste nach Allem, was dazu den Anstrich geben kann, und bedenken häufig nicht, was das Geschick ihnen versagt hat. So erzählte man mir z. B. daß, als

von der Errichtung eines Medicinalcollegiums die Rede war, Pläne eingereicht wurden, die einem Staat von 30 oder 40 Millionen Menschen angemessen gewesen wären, für das kleine Land und Volk aber wahrhaft ungeheuerlich erschienen, was jedoch die ächten Dänen durchaus nicht begreifen können. Denn überall will man das Mächtige, das Blendende und über die Verhältnisse Hinausgehende. Man fühlt sich größer als man ist, und findet den Nationalstolz sehr gekränkt, wenn etwa zur Bescheidenheit gemahnt werden sollte. Bei den vielen trefflichen Eigenschaften des dänischen Volks ist diese Ueberschätzung zu beklagen, denn eben in ihr liegen die Keime der Ungerechtigkeiten auch gegen Schleswig-Holstein. Wie herrlich die Vaterlandsliebe ist, zu weit getrieben wird sie fanatisch und verliert an Würde und wahrhafter Tugend. So sprach ich einst mit einem mir bekannten Herrn über den Sundzoll und äußerte, daß dieser, wenn Rußland oder England ihn eines schönen Tages nicht mehr bezahlen wollten, jedenfalls aufhören müßte. „Das könnte sich doch erst durch einen Krieg entscheiden," erwiderte er mit dem größten Ernst, „und wer weiß, wie dieser enden würde!" In solcher Art kann man Manches, hören was auf-

fallend klingt, aber ganz wacker gemeint ist, und ohne Zweifel hat Dänemark als Staat eine andere Bedeutung durch seine Lage und Entwickelung, wie z. B. Baden, Würtemberg oder Hannover, die volkreicher sind, als jenes, ohne seine Stellung einzunehmen. Die Dänen sehen sich jedoch als eine Großmacht von Europäischer Wichtigkeit an, sprechen von deutschen Diminutivstaaten mit einem spöttischen Achselzucken und bemerken gar nicht, wie dennoch Baden oder Würtemberg als Theile des großen Deutschlands in Wahrheit ganz anders in ein mächtiges Volksleben greifen, als das kleine Inselreich im Norden.

Es ist in Dänemark ein wunderliches Gemisch von Alt und Neu, von Entwickelung und Stillstand, von Mitteln zur Bildung eines Rechtsstaates und den Attributen der unbeschränkten Monarchie vorhanden. Der väterliche Absolutismus hat das Land finanziell ruinirt, aber mit vieler Milde und Nachsicht, und dabei hat er gegeben, was man kaum erwarten konnte: eine Art Preßfreiheit, eine Communalordnung, verbesserte Rechtszustände, Schiedsgerichte, ein günstiges Geld- und Bankwesen, gute Schulen, eine humane Unterstützung der Künste und Wissenschaften, ein ausführliches Budget, end-

lich Provinzial-Landstände, die auf weitere Ausbildung der Verfassung, auf Steuerbewilligungsrecht u. s. w. antragen können, und ganz entschieden so zusammengesetzt sind, daß der dritte Stand und dessen Forderungen endlich den Sieg davon tragen muß. Neben allen diesen Fortschritten aber besteht ein verwitterter Haushalt, eine veraltete Besteuerung, ein fehlerhaftes Zollsystem, eine weitschichtige Bureaukratie, ein kostspieliges Verwalten, und außerdem alle die erwähnten alten Privilegien und Standrechte und Scheidungen zwischen Stadt und Land und den einzelnen Klassen des Volks. Das Volk versammelt sich, wählt seine Abgeordneten zu den Ständen, wählt in den Kirchspielen seine Vorstände, berathet sich über Petitionen, hält große Meetings auf Bergen und Feldern, dann aber spielt der Familienstaat wieder hinein, denn die Petitionen werden dem Könige überreicht, keinem Parlament, das irgend eine Entscheidung hätte, sondern dem absoluten Monarchen, der noch immer wenigstens de jure eine so unantastbare Gewalt hat, wie das Königsgesetz sie seinen Vorfahren gab. So ist es auch mit dem Rechtswesen. Das höchste Gericht ist aus uralter Zeit, das Gericht des Königs, wo er in Person Recht sprechen soll. Das kann er

nun freilich nicht mehr, denn er versteht nichts von den verwickelten Händeln, aber im feierlichen Aufzug fährt er doch alljährlich aus seinem Schloß in die Christiansburg und eröffnet die erste Versammlung des Gerichtshofes als dessen Präsident. Eigentlich müßte er stets zugegen sein, allein man begnügt sich damit, sich einzubilden, er sitze wirklich auf dem Präsidentenstuhl, und nun richten die zwölf Assessoren in seinem Namen. Was jedoch wieder hoch zu achten, ist daß Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens beim höchsten Gericht bestehen. Im Uebrigen hat jede Stadt ihr Stadtgericht, die adeligen Güter haben Patrimonialgerichte (Birkgerichte), die Aemter Hadersgerichte, die Priesterschaft geistliche Gerichte. Es giebt Criminal- und Polizeigerichte und als zweite Instanz ist das Obergericht in Kopenhagen, für Jütland das Obergericht in Wiburg eingesetzt. Das Gesetzbuch Königs Christian V. von 1683 nebst einer ungeheueren Menge königlicher Bestimmungen, Resolutionen, Rescripte, Reglements ꝛc. bilden die Gesetzesvorschriften; man kann denken, daß diese Danke Lov eben nicht die wohlgeordnetsten und zeitgemäßesten sind.

In gewöhnlichen Streitfällen, oder bei gemei-

nen Verbrechen, mag man sich wohl der üblichen Gerechtigkeit versichert halten können, aber die Presse erfährt zu ihrem Schaden, wie ohne Geschwornengerichte Preßfreiheit eigentlich ein Unsinn ist, denn diese königlichen Richter, nach Vorschriften strafend und nicht unabhängig genug um frei zu urtheilen, verdammen regelmäßig die Angeschuldigten zu Censur, Gefängniß und Geldbußen, ohne sie jedoch bessern zu können. Von allen Journalen wird wohl der Corsar durch die schwere Hand des Rechts am häufigsten getroffen, und doch schlüpft er wohl noch öfter unter ihren erdrückenden Fingern fort, die im steten Schlagen bleiben müßten, wollten sie alle seine Sünden rächen. Daß ein Blatt, wie dies, in Dänemark bestehen kann, wo der Absolutismus sich angestrengt gegen den umwälzenden Geist der Neuerungen wehren muß, gehört überhaupt zu den Abnormitäten, denn es ist ein Witzblatt, voll Spott und Satyre, das ganz schonungslos über Hof und Adel, über Zustände und Personen herfällt, und oft mit den treffendsten aber auch giftigsten Bemerkungen alles verhöhnt, mag es heilig sein oder profan. — Die Schonung, welche der Korsar immer noch findet, obgleich seine Redakteure nicht selten bei

Brod und Wasser eingesperrt wurden, ist nur dadurch zu erklären, daß er keiner Partei angehört, sondern eben, wie die Pariser Blätter dieser Art, oder wie der Londner Punch, Alles und Jedes dem Gelächter preis giebt. Fädrelandet und seine Redakteure finden so wenig Schonung, wie die Professoren und eifrigen Libralen der Ständeversammlung; die patriotische Partei der Dänen und die Schleswig-Holsteiner, der Herzog von Augustenburg und der Kronprinz von Dänemark, die Regierung sowohl wie ihre Gegner, kurz Alle werden der Eine heut, der Andere morgen zum Gegenstand der Verspottung gemacht, und weil nun eben heut die eine Seite lacht und morgen die Ausgelachten, so verdirbt es der Corsar mit Allen und doch wieder mit keinem ganz. Ein Herr Goldschmidt ist der Hauptredakteur, die meisten Beiträge sollen jedoch von Studenten geliefert werden und das Blatt muß einen guten Gewinn abwerfen, denn es wird überall gelesen, auch in den Herzogthümern und Jütland. — Der ernsten Presse ist der Corsar sehr fatal, und sie beschuldigt ihn nicht ganz mit Unrecht, daß er mit seinen Witzeleien und Lächerlichkeiten der Volkssache Schaden zufüge; allein im Grunde hat dies

wenig auf sich, und da nichts so tief haftet, als Spott, am meisten aber doch die Gegner des Volks davon getroffen werden, so dürfte immer der Vortheil noch auf Seite derer sein, die für das Auflösen der Bande der alten Demuth und der alten Ehrfurcht vor dem Bestehenden arbeiten.

In Schleswig-Holstein giebt es wenige Männer, die bis zu republicanischen Grundsätzen fortgeschritten wären, unter den Dänen aber giebt es viele, denn ihr Streben nach einem neuen Scandinavien, nach Abschaffung des Adels und völliger Gleichheit führt sie unmittelbar dazu. — Socialistische und communistische Ideen sind dagegen fast gar nicht bis jetzt hier eingedrungen; nur die Kiöbenhavenpost möchte sich einigermaßen ihnen nähern, und die Sache des Volks mehr aus dem Gesichtspunkt keiner blos politischen, sondern auch einer sozialen Umwandlung fassen. Die Dänen besitzen keine Fabrikbevölkerung, die ihnen jene Ideen nahe legte, und ein Organ dafür findet keinen Boden in dem kleinen Lande. Sie müssen sich alle der Nationalitätssache anschließen, müssen Dänenthum, Dänengröße predigen, wenn sie Leser finden wollen, und dürfen sich nicht mit Fragen einlassen, die sie leicht verdächtigen könnten. Eben

so wenig haben die kirchlichen Fragen, der moderne Drang zum Zweifel und die Anfechtungen der positiven Gläubigkeit Wurzel gefaßt. — Sieben Bischöfe, 996 Hauptprediger und 78 Kapellane bilden die Geistlichkeit, welche unter der dänischen Kanzelei steht, deren Präsident der Justizminister ist. Die Geistlichen sind meist genügend gut versorgt, manche sehr gut, und unter ihnen befinden sich gewiß wenige, die mit ihrem widerspenstigen Denken im Kampf und Hader lägen, wenigstens hat man noch nicht gehört, daß Aergerniß gegeben wäre, oder der Westwind aus Deutschland Zerwürfnisse herübergeweht hätte, welche bei uns eine so große Ausdehnung erhalten haben. Dänemark hat nicht wie Preußen eine Zeit gehabt, wo vom Throne herab religiöse Aufklärung ausgegangen wäre, auch keine Zeit, wo Rationalismus und Supernaturalismus schwere Kämpfe geführt, keine Durchgangspunkte durch Romanticismus und pantheistisch-philosophische Systeme, die dann wieder durch Erweckung des alten Glaubens, Symbolzwang und Verfolgung bekämpft werden. Dänemark ist ruhig und still bei Luthers alter Lehre verblieben, und selbst in der Wissenschaft ist es still hergegangen; sie hat sich vom kirchlichen

Grund und Boden nicht entfernt, Skeptiker und Kritiker von sich abgewehrt. In Kopenhagen ist es freilich etwas Anderes. Hier hat die Hegelsche Philosophie sogar ihre Anhänger, und wie es in großen Städten ist, der Indifferentismus und die Vergnügungslust sind in der Masse vorherrschend. Die Presse bleibt aber den religiösen Streiten fremd; sie hütet sich wohl da hineinzufassen, denn sie weiß, daß sie in ein Wespennest greift. Ein bedeutender Theil der Geistlichkeit ist den Nationalideen gewogen, allein er würde es nicht bleiben, wenn man einen Abfall vom orthodoxen Christenthum im Volke vorbereiten würde, und die Lehren einer Glaubensfreiheit ausstreute, von der man bei uns behauptet, sie gehöre nothwendig zur allgemeinen Freiheit der Menschen auf Erden.

XVIII. Kapitel.

Das Heer. — Titel und Orden. — Nationaler Sinn. — Sprache. — Die Mittelklassen. — Tivoli. — Theater. — Künste. —

Die dänischen Soldaten machen keinen angenehmen Eindruck, denn ihr militärischer Putz ist eben nicht besonders. Blaue Hosen und braunrothe Röcke, hohe formlose Tschakos oder Bärenmützen, dazu Leute die meist untersetzt und stark gebaut sind, haben wenigstens für das Auge keine große Anziehungskraft. Die Dänen sind überhaupt kein großer Menschenschlag. Der Normann und noch mehr der Schwede ist von höherem Wuchs und Körperschönheit; und gegen die kräftigen, mächtigen Gestalten des Volks in Holstein stehen die Dänen gar sehr ab. Der Däne ist kleiner, aber keineswegs schwächlich; er ist gewandt und rüstig, handfest wo es gilt, und in Ertragung von Beschwerden und in Tüchtigkeit wird er keinem anderen nachstehen. Für das Aeußere des Heers ist aber

wenig gethan, namentlich für die Infanterie; die Kavallerie sieht besser aus, besonders die Garde-Husaren, und besitzt gute Pferde; aber der militärische Geist scheint bei allen nicht recht rege zu sein, wenigstens gewiß nicht so wie bei der Marine, wo das Nationalgefühl ein Sporn des Eifers ist. Langer Friede und sämmtliche Militärverhältnisse des kleinen Inselreichs, die veralteten Einrichtungen, die Herabsetzung des Ehrgefühls durch Stock und Fuchtel, das Alles muß dazu beitragen den Soldaten vom Volk zu scheiden und ihn zu einer Klasse von Wesen zu machen, die eben so wenig Lust und Freude an ihrem Stande haben, wie dieser den übrigen Staatsbürgern besonders achtungswerth erscheint. — In Preußen, wo Alles Soldat ist ohne Ausnahme, hat die alte Verachtung, welche man sonst der geworbenen Söldnerkaste zuwandte, natürlich ganz aufgehört, und obwohl gar manches auch bei uns noch kastenartig ist, und aus den Heeren und Zeiten Friedrichs des Großen in die Nationalbewaffnung der Gegenwart hinüberspielt, obwohl man auch hier noch immer nicht genug anerkennt, daß die Nation ihre Jugend dem Staate auf eine gewisse Zeit übergiebt, um für die Vertheidigung

des Vaterlandes unterrichtet zu werden, so ist doch nicht zu läugnen, daß ein Geist der Ehre, des Pflichtgefühls, ein kriegerischer Geist die Jugend unter die Waffen begleitet. Wir sind stolz auf unsere Landwehren, die den Bürger mit dem Soldaten vereinen, und eben weil die ganze Nation Soldat ist, gehört auch der Soldat ganz zu ihr, und muß nach Gesetzen behandelt werden, die dem Bildungsstande der Gegenwart angemessen sind.

In Dänemark ist es der Bauer allein, der seine Söhne zum Soldatenstand liefern, oder ihnen einen Stellvertreter kaufen muß, darin liegt der Grund aller Uebel. So sind die Armeegesetze meist über ein Jahrhundert alt, und stammen zum Theil selbst aus der Zeit Christians des Fünften vom Jahre 1683. Kopenhagen ist auch für das Heer der Centralpunkt. Hier sind die Magazine und Arsenale, hier hat der größte Theil der activen Mannschaften Garnison, nämlich die Leibgarde zu Fuß und zu Roß, die Gardehusaren, ein Artillerie-Regiment und zehn Bataillone Infanterie, die zwei Brigaden bilden. Hier befinden sich ferner alle oberen Militärbehörden, die Generalität und Alles was dazu gehört. Dazu kömmt die Bürgerbewaffnung, in Infanterie und Artillerie ge-

theilt, jede in drei Bataillone, ungefähr 5000 Mann stark; ein militärisch organisirtes Brandcorps von 4300 Mann und endlich ein Leibjägercorps des Königs, das aus den Studirenden der Universität zusammengesetzt 8- bis 900 Köpfe zählt.

Solche Bürgerbewaffnungen haben auch andere Städte, sie bilden Garden zur Landesvertheidigung und sind passende Einrichtungen, wie überhaupt in den dänischen Bestimmungen über das Heerwesen manches Gute zu treffen ist. Das ganze Heer besteht aus 25,000 Mann und die Leute dienen 8 Jahre, aber unter den Waffen sind nur sämmtliche Offiziere, Unteroffiziere und Spielleute nebst 6- bis 7000 Gemeinen. Nach vier Jahren Dienst werden die Soldaten zur Kriegsreserve entlassen, nur in der Artillerie müssen sie 6 Jahre aushalten. Offenbar aber ist diese Zeit viel zu lange. Wenn eine Nationalbewaffnung stattfände, würden sie, wie bei uns, nach 1½ Jahr entlassen werden können; sie würden sich dann nicht der Arbeit entfremden, nicht vergessen können, daß sie Bürger sind, und Dressur genug mit nach Haus nehmen, um zu allen Zeiten waffengeübt zu sein.

Im Kriege wird das Heer durch Einberufungen bis auf 30,000 Mann gebracht, wozu durch Re-

serven und Verstärkungsbataillone das Doppelte dieser Zahl herauskommt, und mit allen Besatzungen u. s. w. soll es auf 100,000 gebracht werden können. Diese Stärke dürfte jedoch wohl kaum anders als auf dem Papier herausgebracht werden, im Fall man nicht zu einer allgemeinen Volksbewaffnung greift.

Die ganze Einrichtung des dänischen Heeres ist, wie man sieht, eine weit über die wahren Bedürfnisse hinausgehende, ungemein kostspielige für den kleinen Staat. Mitten im Frieden muß man wenigstens 3300 Offiziere, Unteroffiziere u. s. w. erhalten, dabei 30 Generale und Generaloffiziere, und auch hierin spiegelt sich der Nachtheil, daß Dänemark einmal mächtiger und größer war, als jetzt, denn man strebt den kriegerischen Pomp einer bedeutenden Waffenmacht festzuhalten, und macht Generale und Offiziere in Ueberzahl, die auf Kosten der Nation hoch besoldet werden, welche ihrer gar nicht mehr bedarf. Man führt bei uns gerechte Klagen über die Militärmacht, welche mehr als $^1/_3$ der ganzen Staatseinnahme verschlingt; die Dänen können sie mit noch größerem Recht anstimmen. Preußen mag sagen, daß es nur mit Hülfe des Heeres den angenommenen Rang, als fünfte Großmacht Europa's, behaupten kann, den

es weit nützlicher und besser für sein Wohl nicht einnehmen sollte. Dänemark auf den abgeschiedenen Inseln im Norden, hätte dagegen längst zu einer bescheidenen und beglückenden Verkleinerung seiner Kriegswehren kommen und diese Tausende von Offizieren auf Hunderte beschränken können. Wenn aber seine Lage eine militärische Organisation fordert, so wäre wohl vor allen Dingen das jetzige System eines stehenden Heeres aufzugeben, sammt allen ihm eigenen Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, und statt dessen eine zeitgemäße, volksthümliche Landwehr oder Miliz einzuführen, die den eigenen Heerd gewiß tapfer vertheidigen würde. Angriffs- und Eroberungskriege, wozu eine Armee nöthig ist, wird Dänemark doch schwerlich je mehr führen, diese Zeit ist für ihn, und gewiß zu seinem Glück, vorbei. In Dänemark ist jedoch gar Vieles noch in dem Zuschnitt wie vor 300 Jahren, wo halb Schweden und ganz Norwegen ihm gehörten. Man kann sich nicht darein finden, klein geworden zu sein; Orden, Titel, Würden, Alles ist in Massen vorhanden, und soll den Glanz da aufrecht erhalten, wo die Macht doch längst in sich zusammengebrochen ist. Das Titelwesen steht so leicht nirgend auf einer

solchen Stufe, wie hier. Im Jahre 1845 gab es allein 203 Kammerherrn nebst 272 Kammerjunkern; außerdem aber eine bedeutende Zahl Hofjunker, Jagdjunker, Reitjunker, Forstjunker, Jägermeister u. s. w. Wer irgend ein bedeutendes Amt hat, und dabei von Familie ist, denn die Familie gilt viel in Dänemark, oder wer überhaupt zum hohen Adel gehört, dem ist auch der Kammerherrntitel gewiß. Die Lehnsgrafen, die Amtmänner, die reichen Gutsbesitzer erhalten sämmtlich diesen Titel, ihre Söhne werden Kammerjunker oder sonst eine Art Junker, und es ist auffallend, wie gäng und gebe es ist, diese Herrn bei ihren Titulaturen zu nennen. Sogar beim Militär geschieht das, und wenn der Oberst vor der Front seines Regiments einem Offizier etwas zu sagen hat, wird er nicht rufen: Herr Hauptmann oder Herr Lieutenant so und so, sondern er wird, wenn jener einen Hoftitel besitzt, diesen benutzen, und dem Herrn Kammerherrn, dem Herrn Hof-, Kammer- oder Jagdjunker befehlen, dies und jenes zu thun.

So ist es auch mit den Orden, die in Massen vertheilt werden, gerade wie bei uns. — Der Elephantenorden ist selten, er wird nur hohen Beamten, hohen Adligen und Fürsten gegeben, dagegen

ist der Dannebrog um so häufiger, der in drei Klassen zerfällt: Großkreuze, Kommandeure und Ritter, von denen es mehre Tausende giebt. Eine vierte Klasse bilden die Dannebrogmänner, welche das Kreuz von Silber tragen und dazu kommen wenigstens ein halbes Dutzend Verdienstmedaillen für allerlei Tugenden und treue Dienste. Diese, wie das Dannebrogmännerkreuz sind für das Volk bestimmt, das nicht zu den neun Klassen der Rangordnung gehört, für welche die höheren Ritterkreuze, Sterne und Bänder aufgehoben sind.

Daß diese Rang-, Orden- und Titelfabrikation auch in Dänemark ihre Tadler und Spötter findet, ist ohne Zweifel wahr, aber jene Kinderklappern der Monarchien, wie Napoleon sie genannt hat, besitzen in allen Ländern und Völkern eine eigenthümliche Anziehungskraft, und ich habe mehr als Einen gekannt, der sie aufs schärfste verhöhnte — jedoch nur, so lange kein Kreuzchen oder Bändchen an ihn selbst gekommen war. Der liberalen Presse sind natürlich dergleichen nur Zeichen der Bedientenhaftigkeit und der Hofgunst; sie versäumt nicht von Zeit zu Zeit ihre Betrachtungen darüber zu machen, wie dies noch jüngst der scandinavische Volkskalender, herausgegeben von Bar-

föed that, der sich also vernehmen ließ: Se. Majestät, der jetzt regierende König hat seit 1840, (seinem Regierungsantritt) 1142 Orden, 1282 Titel, und 32 Rangerhöhungen, im Ganzen also 2456 Gnadenbezeigungen ertheilt. Er hat daher im Durchschnitt täglich unter seinen lieben und getreuen Unterthanen $1\frac{1}{2}$ gefundeu, der eine besondere ehrende Auszeichnung verdiente, oder 1 Person unter je 460 männlichen Geschlechts. Se. Majestät hat jeden 7ten Monat einen Geheimen Conferenzrath und einen Oberauditeur gemacht, jeden 6ten Monat einen Jagdjunker und einen Jägermeister; jeden 3ten Monat einen Conferenzrath, einen Consistorialrath, einen Kriegsrath, einen Rittmeister und einen Premier-Lieutenant; $1\frac{3}{4}$ Oberlieutenant und $1\frac{2}{3}$ Kriegsassessor; jeden 2ten Monat einen Kammerassessor, $1\frac{2}{3}$ Major, $1\frac{2}{3}$ Großkreuz, $1\frac{1}{2}$ Hofjunker und $1\frac{2}{3}$ Kapitain; jeden Monat $1\frac{1}{2}$ Kammerjunker, $1\frac{1}{2}$ Etatsrath; jeden 25sten Tag einen Kanzeleirath, jeden 17ten Tag einen Kammerrath; jeden 13ten Tag einen Justizrath; jeden 5ten Tag einen Dannebrogmann; jeden 4ten Tag einen Dannebrogritter u. s. w.

An solchen spöttischen Nachweisen sieht man freilich wie ausgedehnt die Gnadenvertheilungen

und wie groß in Dänemark die Bureaukratie ist, aber auch wie die öffentliche Meinung darüber urtheilt. Da es nur vier Staatsminister giebt, so scheint es Anfangs, als sei die Verwaltung sehr concentrirt, allein man täuscht sich darin, denn es giebt eine ungeheure Menge von Kammerabtheilungen, Deputationen, Directionen, Collegien, Commissionen u. s. w. die eigene Chefs haben, welche dem Könige ihre Vorträge machen, so daß das Ganze eine complicirte und beamtenreiche Maschine bildet, die mit ihrem Wohl und Weh an den bestehenden Zuständen festklebt und, für Selbsterhaltung besorgt, keinen geringen Widerstand gegen die Volksbestrebungen und die liberalen Richtungen der Reformatoren bilden. Denn obgleich, namentlich in Kopenhagen, ein großer Theil der Beamten, Offiziere, Richter u. s. w. dem Streben des Volks nicht abgeneigt sind, so ist die Gesammtheit der Staatsdiener, des Adels und der Privilegirten hier, wie überall doch weit entfernt, sich von mächtigen Beschützern und Herrn trennen zu wollen. Das conservative Element ist keinesweges schwach, es stützt sich auf eine breite Grundlage absoluter Herrschaft, die in Jahrhunderten aufgebaut wurde, und was die Masse des Volks betrifft,

so ist diese wohl bis zum Indifferentismus, allein noch keinesweges zu einem politischen Bewußtsein und zum Begriff eines Staatsbürgerthums gekommen.

In Kopenhagen, dem einzigen Orte im Reich, von wo aus eine Bewegung kommen kann, scheint das Volk allerdings sehr gleichgültig gegen die königliche Würde zu sein. Der König lebt fast ganz abgetrennt von den Kopenhagenern in der öden Friedrichstadt, in dem kleinen Schlosse Amalienburg, und man kann lange in seiner Residenz sein, ohne ihn je zu sehen. — Prunk und Pracht, um die absolute Macht im vollen Glanz zu zeigen, ist da nicht vorhanden, und selbst die Wagen, die Dienerschaft, die Wohnung, Alles ist alt und einfach, man möchte sagen, baufällig. Als König Christian den Thron bestieg, waren alle Hoffnungen erwacht, es werde und müsse ein Umschwung erfolgen; es fehlte nicht an feurigen Erinnerungen, die ihm sein Jugendwerk in Norwegen erhielten, und zur abermaligen Unterzeichnung einer solchen Verfassungsurkunde, wie von Eidswold, für Dänemark aufforderten. Wie war das aber möglich in Dänemark, wo Adel und Beamten weit mäch-

tiger waren als das Volk, und das monarchische Prinzip überall so fest ausgeprägt ist!

Welch eine Umwandlung wäre es gewesen, wenn an die Stelle des Königsgesetzes die freieste Verfassung in Europa getreten wäre? — Man ist statt dessen noch nicht einmal dahin gekommen, das Steuerbewilligungsrecht zu erkämpfen, und weil der Widerstand der Krone mit jedem Jahre wuchs, weil man die freigesinnte Presse verfolgte und noch verfolgt, weil der König und seine Rathgeber ganz ersichtlich einem Prinzip huldigen, das mit den Volkswünschen im directen Widerspruch steht, weil sie Stützen und Vorbilder dazu bei den großen absoluten Mächten und neuerdings vernehmlich bei Rußland suchen, ist es eben nicht zu verwundern, daß auch des Volkes Neigung nicht allzu groß ist, und ein Zerwürfniß statt findet, das besonders auch durch die schwierige Stellung des Königs zwischen den Dänen und den Herzogthümern vermehrt wird.

Für diese nationale Frage hat das dänische Volk auch bei weitem mehr Empfänglichkeit, als für das neue Scandinavien. Die Presse hat es hinlänglich bearbeitet, und alle Dänen ohne Unterschied stimmen darin überein, daß Schleswig wenigstens dänisch sein und bleiben müsse. Ohne von Recht etwas zu

wissen, ist es ihnen genug, daß ihre Führer ihnen täglich sagen, es sei ein dänisches Land und dänische Leute wohnten darin, die Deutschen aber wollten es ihnen entreißen. So hat sich denn eine gewisse rachsüchtige und mißtrauische Stimmung gegen die Deutschen geltend gemacht, worunter man vorzugsweis die Holsteiner versteht, die man als übermüthig, grob und anmaßend verschreit und von ihrem hochmüthigen Wesen grelle Beschreibungen liefert. Dieser Haß gegen Holstein, welcher, wie mir z. B. einer der ersten Parteiführer sagte, Dänemark ungeheuren Schaden und keinerlei Nutzen gebracht hat, so daß man wünschen müsse, es läge in China oder Japan, hindert jedoch keineswegs die Mehrheit, es ebenfalls als dänische Provinz zu betrachten, ja man behauptet wohl gar mit naiver Ironie, wie z. B. in den Röskilder Ständen ein gewisser Herr Meinert: es gehe Dänemark mit Holstein wie einer Mutter, die dasjenige ihrer Kinder am zärtlichsten liebt, für welches sie sich zumeist aufgeopfert hat; die Liebe verbiete also Dänemark Holstein jemals aufzugeben. Wie das dänische Volk im Allgemeinen gegen die Deutschen gesonnen ist, kann man an den Ehrentiteln ermessen, welche es gewöhnlich den Deutschen beilegte.

Tydsk Windbydel, tydsk Abekat, deutscher Windbeutel, deutscher Affe sind die hauptsächlichsten Bezeichnungen. Du lieber Gott! wir, die wir als ein so überaus ernsthaftes Volk verschrieen sind, werden hier als Windbeutel behandelt; das ist der seltsamste Spaß, den man mit uns treiben kann. Mit dem Affen hätte man weit eher Recht, denn unser lächerlicher Nachahmungstrieb ist bekannt genug; wenn man aber bedenkt, daß dies nordische Völkchen ohne Industrie, ohne Handel, ohne Gewerbe, kurz ohne irgend ein Gewicht für seine Anmaßung, ein Staat der sich in eine einzige Stadt zusammendrängt, so ungerecht gegen uns ist, auch unsere guten Eigenschaften nicht anzuerkennen; nicht anzuerkennen, was ihre Nachbarn, Norweger und Schweden willig und gern thun, während die Schweden doch selbst weit mehr für Wissenschaften und Künste leisteten, als die Dänen allzumal; wenn sie ableugnen, daß wir ihnen so manches gelehrt und sie uns so vieles nachgeahmt haben, dann muß man über diese Eigenliebe und Empfindlichkeit erstaunen, die kleinen Völkern zwar überhaupt eigen, hier aber bis auf die äußerste Spitze getrieben ist. So ist es auch mit der Sprache, die sie gar zu gern für eine erklären möchten, die mit keiner andern etwas gemein habe und deren

eigenthümliche Bedeutsamkeit unter den Sprachen der europäischen Völker ihren Platz erringen müsse. Daß sie nicht über die dänischen Grenzen hinaus reicht, die deutsche Sprache dagegen ein so großes Uebergewicht äußert, ist ihnen sehr empfindlich. Manche Dänen wollen sogar nicht deutsch sprechen, wenn sie es auch gelernt haben, aber sie sind sehr zornig, daß in Schleswig die Leute selbst in den nördlichen Städten wirklich nicht dänisch können, oder in ihrer Abneigung gegen die Dänen es nicht verstehen mögen. So erzählte mir ein Herr, daß, als er zur Winterzeit eine Reise nach Deutschland über die Inseln gemacht, und nach Apenrade gekommen sei, der Postmeister, den man dänisch angeredet und von dem Pferde verlangt habe, in deutscher Sprache erklärte, er wisse nicht was man wolle, man möge deutsch reden. Die Wuth der Reisenden sei darauf fast bis zu Thätlichkeiten gestiegen. Wir sprachen alle zwar deutsch, sagte der Herr, aber kein deutsches Wort wurde gebraucht, und als wir den Postmeister mit Schimpfreden und Drohungen überhäuften, verstand er recht gut dänisch und beförderte uns aufs eiligste. Im Uebrigen spricht jeder gebildete Däne deutsch oder versteht es wenigstens, wenn auch nicht immer vollkommen.

Es ist Hof- und Gesellschaftssprache, wird in allen Schulen gelehrt und gehört zu den Erfordernissen um so mehr, da alle Beziehungen der Volksentwickelung dahin führen. Einem meiner Freunde, der kürzlich aus Norwegen zurückkam, wäre ein Mißverständniß beinahne übel angerechnet worden. Er stand mit einem norwegischen Offizier, der sich manche Spöttereien über die Dänen erlaubte, an der Hauptwache in Kopenhagen und sah die Wache aufziehen, welche er in seiner Weise kritisirte und über ihre Dressur lachte. Beide sprachen deutsch und endlich äußerte mein Freund: Nun wollen wir einmal sehen, ob sie in Rotten abbrechen können. Bei diesen Worten fuhr ein nebenstehender Herr auf ihn los und sagte mit Heftigkeit, ebenfalls deutsch: Wie können Sie sich unterstehen, diese Soldaten Rotten zu nennen? Hier sind es Männer von Ehre; in Ihrem Vaterlande mögen es Rotten sein, bei uns finden Sie keine Rotten, suchen Sie die Rotten zu Haus, nicht in Dänemark. Es glückte kaum, ihn zu beruhigen.

Daß von solchen einzelnen Fällen nicht auf den Geist des Ganzen geschlossen werden kann, versteht sich von selbst; im Gegentheil ist ein gefälliges Begegnen des Fremden vorwaltend, der seinerseits

sich nur freundlich über Land und Volk zu äußern hat, um überall wohl aufgenommen zu werden. Aber mir selbst ist es begegnet, daß eine Dame, die allerdings eine große Patriotin ist, mir alles Ernstes sagte, die dänische Sprache müsse für den Deutschen sehr große Schwierigkeiten haben, da beide so ganz verschieden seien, und nicht die geringste Aehnlichkeit besäßen. Ich betheuerte allerdings, daß, wie ich nicht anders wisse, Dänisch und Deutsch sehr eng und nahe verwandt wären, aber obwohl sie selbst ganz leidlich deutsch sprach, bestand sie darauf, das Dänische sei ganz und gar etwas Anderes, und ich bin überzeugt, sie würde weit eher geneigt gewesen sein, das Dänische als eine Abart des Arabischen oder Chinesischen zu erklären, als dem fatalen Deutsch seine Obergewalt einzuräumen.

Der nationale Sinn verbindet alle Dänen und die nationale Frage verknüpft alle Stände, was die politische Fortbildung aber betrifft, so wären gewiß die meisten zufrieden, wenn eine constitutionelle Verfassung mit deren bürgerlichen Rechtssicherheiten, wie sie andere Staaten besitzen, auch in Dänemark eingeführt würde. Nur die Jugend, namentlich die Studenten und ein Theil der Presse gehen darüber hinaus, die scandinavische

Gesellschaft bildet den Hauptträger dieser Ideen, und allerdings muß man zugeben, daß in den Provinzialständen mit ihrer überwiegenden Vertretung des dritten Standes, in der überwiegenden Zahl der Bauern und des bäuerlichen Eigenthums, wie in der ganzen Richtung des scandinavischen Nordens die Elemente zu einer freien Volksverfassung liegen, die der norwegischen ähnlich sein kann. Allein auch Dänemark hat sich von den Fehlern einer solchen Verfassung zu hüten, um nicht etwa dem bloßen Grundbesitz, der Scholle, die ganze Macht zu überliefern, die Capacitäten aber auszuschließen und Zustände herbeizuführen, welche für diesen Staat noch weit unhaltbarer, außer Zeit und Verhältnissen liegend sein würden, als in dem fernliegenden großen Norwegen.

Um zu einer rein democratischen Freiheit zu gelangen, ist für jetzt jedoch wenig Aussicht. Der König und seine Minister betrachten es hier eben so wohl als ihre Aufgabe, den Staat als Hemmschuh zu handhaben, wie dies anderswo der Fall ist. Weiter in die Zukunft hinausblickend, haben die Dänen auch keine übermäßigen Hoffnungen als Stab und Stütze. Das Haus des Königs ist vereinsamt; die Königin, Schwester des Herzogs von

Augustenburg, ist den Interessen ihrer Familien ergeben, wie die Dänen sagen, und darum wenig beliebt in Kopenhagen. Der Erbfolgestreit spinnt seine schwarzen Fäden über das ganze Land, er verschont selbst nicht die einsamen Gemächer der Königsburg, und die kinderlose Ehe der Herrscher erscheint freudloser unter den Einflüssen der gespannten Verhältnisse, die den Frieden zwischen den nächsten Verwandten stören. Solche Mißklänge können weder durch die milde Güte und religiöse Ergebenheit der Königin zur Sühne gelangen, noch vermag es ihr erlauchter Gemahl, durch beruhigende Erklärungen und freundliches Wesen eine Aenderung zu bewirken. Nicht Worte, Thaten verlangt die Zeit, und was diese aussagen ist nicht geeignet, weder diesseit noch jenseit der Belte großes Vertrauen zu wecken.

Es gehört übrigens mit zu den Familienscenen in Dänemark, daß von Zeit zu Zeit die Bürgerschaft oder die Einwohner eines Distrikts irgend eine Gesellschaft, eine Association, eine zum bestimmten Zweck vereinte Versammlung u. s. w. dem Könige einen Besuch in seinem Schlosse macht, um durch Deputation ihm ihre Angelegenheiten vorzutragen, eine Bittschrift zu überreichen u. s. w.

Es ist dies ein alter Hausgebrauch, der sein Unbequemes hat, aber nicht beseitigt werden kann, ohne allgemeine Unzufriedenheit zu erregen. Die Kopenhagener Bürger namentlich rücken sehr oft auf diese Weise vor das königliche Schloß und ihre Bitten um Gehör haben gewissermaßen etwas von dem Bettler an sich, der mit dem Degen in der Hand um eine milde Gabe flehte, denn diese Bürgerschaft gehört der einzigen bedeutenden Stadt, dem Kern und Hort des Reichs an, sie hat daher einen gerechten Stolz, ein Gefühl ihrer Kraft und Würde, das man gewiß nicht ohne Noth beleidigen mag. Die Leutseligkeit des Königs, der weder vorwärts noch geradezu rückwärts möchte, ist bekannt, aber die Kopenhagener sind nicht dadurch versöhnt. Sie tadeln vieles, tadeln namentlich, daß keine Beschränkungen in dem theuern Hofhalt des Monarchen stattfinden, fast mehr noch, als daß sein Regierungssystem kein volksthümliches ist. Bei dem Hasse, den man hier gegen Rußland trägt, als den unerbittlichsten Feind aller und jeder Volksfreiheit, mußte es tief empfunden werden, daß der dereinstige Thronerbe Dänemarks eine russische Großfürstin heirathete. Zwar hat der Tod diese Ehe gelöst, aber der Gedanke: sie wurde geschlossen um

dem wankenden Absolutismus am Sunde eine neue Stütze an der Newa zu sichern, ist damit nicht vernichtet worden. Ein bitteres Gefühl kommt über die Dänen, wenn sie bedenken, daß eben jener Prinz Friedrich von Hessen-Cassel, der Erbe der dänischen Krone und der Kurfürstlichen von Hessen-Cassel, ein so entschiedener Gegner aller verfassungsmäßigen Volksrechte sein soll, daß er, wie auch sein Vater der Landgraf Wilhelm, bisher sich weigerte die bestehende Verfassung Kurhessens anzuerkennen, die doch eben nicht allzu beschränkend für den Regenten ist, wie man sich praktisch überzeugen kann.

Die patriotische Partei hat sich neuerlich daher um so lebhafter dem Kronprinzen zugewendet, der als ächter Däne von den Organen der öffentlichen Meinung gepriesen wird. In wie weit der Kronprinz geneigt sein mag, die Verfassungswünsche der liberalen Partei zu erfüllen, muß die Zukunft offenbaren, soviel aber versichern die Dänen bestimmt, daß unfehlbar seine Thronbesteigung von einer energischen Erklärung begleitet sein wird, welche Schleswig-Holstein zu incorporirten Provinzen stempelt, und um diesen Preis lassen sich die Dänen selbst das Königsgesetz noch auf einige Zeit gefallen. Der Kronprinz soll ein Mann von heißem Blut und

heftigen Leidenschaften sein. Seine zweite Gemahlin, die Prinzessin von Mecklenburg, ist nach Strelitz zurückgekehrt und wird, wie man sagt, nicht wieder kommen. So bliebe es denn übrig, auch diese Ehe zu trennen, und vielleicht zum drittenmale zu einem Bündniß zu schreiten, welches der älteren Linie des Königshauses einen männlichen Erben geben könnte. Die Dänen wünschen dies sehr, denn in diesem Falle wäre der ganze Schleswig-Holsteinsche Streit beendet, jedenfalls aber rechnen sie darauf, daß der Prinz sich als Däne zeigen, den Spuk in den Herzogthümern beenden und, wie man mich versicherte, sich wenig darum kümmern wird, wie die Diplomatie in Noten und Denkschriften darüber urtheilt, oder was etwa gar der schwerfällige deutsche Bund meint, den man hier überhaupt mit großer Geringschätzung behandelt. Die einzige unter den Großmächten, der man nicht recht traut, ist Preußen; denn es ist nicht ganz unbekannt auch in Kopenhagen geblieben, daß man in Berlin mit Entschiedenheit alle Versuche zurückgewiesen hat, die von dem dänischen Kabinet gemacht wurden, um über die Schleswig-Holsteinsche Frage eine Zustimmung zu erhalten. Der König von Preußen legte das Gewicht seiner Meinung dabei ein, die

im deutschen Sinne lautete, lehnte die verlockenden Anerbietungen, den Sundzoll dafür nach Preußens Wünschen zu capitalisiren, durchaus ab, und konnte nur zu einem Besuch in Kopenhagen, den man dort dringend wünschte, unter der Bedingung bewogen werden, daß in keinem Falle von Schleswig-Holstein die Rede sei, was denn auch versprochen und gehalten werden mußte. In Kopenhagen war man deßhalb auch gar nicht gut auf Preußens Beherrscher zu sprechen, der von dem Corsaren wenig geschont wurde, während die politische Presse diese Zusammenkunft beider Könige einer gereizten Kritik unterwarf. Man sagte mir auch ganz offen, daß es Dänemark sehr angenehm wäre zu sehen, wie in Deutschland überhaupt Zwist und Unmuth die Völker und die Regierungen trennte, und namentlich in Preußen ein Kampf in Staat, Kirche, Wissenschaft und Leben immer heftiger hervortrete, der auflösend und zerstörend, wie er sei, den König hindern werde, sich mit anderen Angelegenheiten, als mit den denen seiner eigenen unzufriedenen Unterthanen zu beschäftigen; was endlich aber das deutsche Volk und dessen Sympathien für Schleswig-Holstein betrifft, so half man sich in der Weise, wie ich schon früher angegeben. Man erklärte die-

sen Antheil allein durch die Lügen und Verleumdungen der Schleswig-Holsteiner hervorgerufen und fand die Aufregung der guten Deutschen um so lächerlicher, weil sie tausend Gelegenheiten hätten sich um Dinge zu kümmern, die ihnen näher lägen.

Und während man so auf Eroberung und Incorporation zielt und da meint, man dürfe nur Muth zur That haben, so könne der Erfolg gar nicht fehlen, denn das deutsche Volk sei ein zerstücktes, ohne Kraft und Willen, gänzlich abhängig und bevormundet, hat man den schwankenden Monarchen vielleicht wirklich nahe an einen gewagten Schritt geführt. Der einflußreichste Mann in Dänemark und eigentliche Leiter des Staats seit vielen Jahren ist der vier und achtzigjährige Präsident der dänischen Kanzlei, Justizminister von Stemann, ein Mann dessen Wirksamkeit durch drei Regierungen sich fortsetzt und dessen Staatskunst dem Verlangen der Gegenwart, welche er, wie alle hochbetagten Staatsmänner, nicht mehr begreift, diametral entgegengesetzt ist. Neben ihm steht der Finanzminister Graf Moltke, der mehr das aristokratische Element repräsentirt, und auf den König persönlich einen bedeutenden Einfluß haben soll, den jedoch der Kabinetssecretär von Tillisch im höheren

Maße ausübt. Die beiden talentvollsten Minister sind jedenfalls wohl der General-Prokurator, Minister Oersted und der Minister des Auswärtigen Graf Reventlow-Criminil.

Graf Reventlow-Criminil ist ein deutscher, in Schleswig begüterter Edelmann und schon um dessentwegen den Ultradänen nicht angenehm, die es häufig genug hervorgehoben haben, daß der holsteinsche Adel seit Jahrhunderten in den auswärtigen Angelegenheiten die ersten Stellen bekleidet und so die fehlerhafte Politik verschuldet habe, die Dänemark ins Verderben führte. Sogar die Bernstorffs entgehen solchen Urtheilen nicht, gegen den Grafen Reventlow-Criminil ist die Opposition aber um so bitterer, weil man weiß, daß er die dänische Incorporationsbegier nicht billigt. So hat auch Herr Oersted, der Bruder des berühmten Physikers, ein Mann der, aus dem Volke hervorgegangen, durch sein Talent alle Staffeln des Staatsdienstes erstieg, bis vor wenigen Jahren gedacht und gesprochen, allein wir haben gesehen, wie anders dieser Minister in Rothschild sich benahm, und seit dieser Zeit ist es beim Schwanken geblieben, bis jetzt die Gerüchte immer bedrohlicher werden, daß wirklich eine Declaration von Seiten des Königs

veröffentlicht werden solle, die Schleswig zur dänischen Provinz macht. Wäre dies der Fall, so muß der Einfluß der nationalen Partei ein überwältigender geworden sein, und bald genug wird der Jubelruf der Dänen zu uns dringen; allein noch immer muß man daran zweifeln. Abgesehen davon, daß die erst kürzlich in Kiel gegebene Erklärung des Königs damit vernichtet sein würde, so wäre es ein gänzlicher Umsturz des bisher verfolgten Systems. Der Würfel wäre gefallen und eine Zukunft, deren finsteren Hintergrund Niemand kennt, öffnete sich vor dem Ruhe und Frieden liebenden Monarchen.

Man darf nicht hoffen, daß sich die Schleswiger geduldig einem vernichtenden Urtheil unterwerfen, welches in seinem Gefolge nur Gewalt, Befehl, Strenge und Strafen führen kann, um den Gehorsam zu erzwingen. Aber das Alles paßt durchaus nicht zu dem bisherigen Laviren zwischen den Klippen. Ist eine Declaration erfolgt, dann erst wird sich die ganze Stärke der mächtigen liberalen Partei auf staatliche Umwandlungen richten, und wer das Eine gewollt hat, muß das Andere wollen. Der strenge Monarchismus kann sich nicht länger gegen die andrängenden Zeitideen behaupten,

er hat den letzten Wall selbst vernichtet, der ihm Schutz gewährte. Es wäre thöricht zu hoffen, daß er beschränkende Preßgesetze, die jetzigen Provinzialstände mit berathenden Stimmen, die jetzigen Zustände überhaupt länger in Kraft halten könnte. Eine neue Zeit bricht dann für Dänemark ohne Zweifel an, der die gebildeten Mittelstände sehnsüchtig entgegenharren.

In diesen gebildeten Mittelständen liegt aber, wie in allen Ländern, so auch hier die größte Kraft des Volkes; die Intelligenz, das Talent, der Wille und die Macht der Entwickelungen. Der gelehrte Stand, die Richter, die Advokaten, die Kaufleute und strebsamen Bürger, ein großer Theil der Beamten, ein Theil der Offiziere sind aus seinen Söhnen und Angehörigen zusammengesetzt, und in ihnen ruht der Geist der öffentlichen Meinung. Es ist eine achtbare Masse, die dem Fortschritt ergeben, den Bauernstand zu sich heranreifen läßt und in eigener Urtheilsfähigkeit weiter schreitet.

Das Leben der Mittelstände in Dänemark ist ein durchaus häusliches, schönes Familienleben. Es giebt in Kopenhagen wenige Wein- und Kaffehäuser, und man besucht sie nur, um die Zeitungen zu lesen, Freunde zu finden und mit ihnen zu plaudern,

auf kurze Zeit. Daß sich, wie bei uns, viele Leute täglich stundenlang in Bier- und Weinstuben zusammendrängen, blos um zu trinken, ihre Abende dort hinbringen und spät erst zu ihren Familien heimkehren, ist, wie ich glaube, hier nicht Sitte. Die Familien bilden sich mehr ihre kleinen Kreise, und im Sommer ist es allgemein üblich die Sonntage aufs Land hinauszuziehen, im Grünen zu sein, wie man in Kopenhagen sagt. Früher war der Thiergarten der Sammelplatz für alle Stände, und ich habe in meinen Skizzen aus dem Norden den großen Jahrmarkt beschrieben, der in den beiden letzten Sommermonaten dort statt findet. Dies Thiergartenfest ist aber neuerdings heruntergekommen, denn die Kultur die alle Welt beleckt, hat auch hier nicht ermangelt einem Theil der höheren Stände einzubilden, die Thiergartenlust sei zu gemein für sie, sie sei für das ordinäre Volk gemacht, roh und abgeschmackt. Man erfand raffinirtere Belustigungen, und hat nun dicht an einem der Thore der Stadt vor zwei Jahren einen großen Vergnügungsort unter dem Namen Tivoli angelegt, der wirklich alles enthält, was eine Hauptstadt an Unterhaltung und Belustigung bieten kann. Hier findet man Theater, Concert, Kunstreiter, Kaffe-

häuser, Restaurationen, russische Schaukeln, Rutschbahnen, Musikchöre, Drehorgeln, Kraftmesser, Illumination, Feuerwerke, einen Bazar u. s. w. Man findet alte Bäume in deren Schatten man ausruhen kann, findet hübsche Gartenanlagen und Lauben, kann sogar eine Wasserfahrt auf dem Festungsgraben machen, endlich ist eine Insel geschickt benutzt zu einem besonderen Kaffehause und Anlagen mit einer hübschen Aussicht auf das bunte glänzende Treiben des Ganzen. Diesen großartigen Vergnügungsgarten verdankt Kopenhagen einem Literaten, dem Herrn Karstensen, einen ungemein talentvollen Mann um solche Aufgaben zu lösen. Der König schenkte den Platz dazu, eine Gesellschaft von Actionären brachte die Geldmittel auf, und die Vergnügungslust der Kopenhagener that das Uebrige. Die Actien des Tivoli sind, wie alle Actien, Gegenstände der Speculation geworden. Man hat sie auf ihren doppelten Nominalwerth getrieben, von dem sie natürlich wieder herabsanken, als der erste Reiz des Neuen vorüber war. Aber noch ist Tivoli ein sehr besuchter Vergnügungsort für alle Stände, und da der Eintrittspreis nur ungefähr zwei Groschen beträgt, wofür Concert und Feuerwerk gegeben wird, so strömt hier auch das eigent-

liche Volk hin. Dies Tivoli ist daher keinesweges ein Schauplatz blos der exclusiven Klassen.

Als ich an seinem letzten Eröffnungstage im Spätherbste es diesmal besuchte, war das Wetter stürmisch und kalt, dennoch aber waren mehre tausend Menschen hier versammelt, die bis spät Abends blieben, wo das Feuerwerk abgebrannt wurde, ja bis gegen Mitternacht, wo ein venetianischer Maskenzug das Fest und die Saison beendete. Die Concertsäle, die Kaffehäuser, die Restaurationen, Theater und Circus waren dicht gefüllt, und alle diese Säle, Tempel und Hallen, von Holz und Leinwand aufgebaut, bunt bemalt, leicht und luftig, aber zierlich und geschmackvoll, zeigten sich, wie der Garten selbst, von zahllosen farbigen Lampen und Ballons erleuchtet. Es hatte etwas Feenhaftes, diesen glänzenden großen Raum, der dem Süden anzugehören schien, unter dem Druck des nordischen Himmels zu erblicken. Und diese wogende, schwarze Menschenmasse mit ihrem Ernst und ihrem Schweigen, wie paßte sie zu dem angekündigten italienischen Feste? Diese Stille hat wirklich etwas Eigenthümliches. Im Umgange mit Wenigen bemerkt man sie nicht; man wird vertraut, das Gespräch belebt sich, man findet Herzlichkeit und Munterkeit, aber

bei solchen Versammlungen tritt das Unheimliche des Nordens bezeichnend hervor, und ich begreife fast, wie man uns geschwätzig und lebhaft finden kann.

Daß aber dieser nordische Ernst nicht eben großen Einfluß auf die Moralität hat, beweisen, beiläufig gesagt, die Geburtsregister. Die Zahl der unehelich gebornen Kinder ist in Kopenhagen beinahe so groß, wie in Stockholm, und während in Seeland sich das Verhältniß wie 10 zu 1 und in den Herzogthümern wie 11 zu 1 stellt, kommen hier auf 2 eheliche Geburten 1 uneheliche. In Berlin ist das Verhältniß wie 6 zu 1. Man darf auf statistische Zahlen allerdings keinen zu großen Werth legen, weil eigenthümliche Gewohnheiten, Sitten und besondere Umstände diese oft bedingen, aber auffallend ist es doch, daß gerade die beiden nordischen Hauptstädte ein so ungewöhnliches Mißverhältniß der ehelichen und unehelichen Geburten zeigen, was über die Umgangsverhältnisse der unteren Klassen und ihr Moralitätsbewußtsein allerdings keine vortheilhaften Begriffe erweckt.

Der lange Winter und der häufige Genuß geistiger Getränke sind zwei Uebel, die mächtig auf Sitte und Volkscharakter einwirken und zu manchen

bösen Folgen führen. Im Winter ist der Inselstaat von allen Verbindungen mit den Nachbarn abgeschnitten, Kopenhagen gänzlich leer von Fremden und Besuchenden. Das muß auf den Wohlstand, auf die Entwickelung der Industrie, auf Handel und Gewerbe, auf alle Lebensverhältnisse und Thätigkeiten einen bestimmenden und lähmenden Einfluß ausüben. Die Menschen, beschränkt auf sich selbst, suchen Geselligkeit, Vergnügen und Lust und sind auf enge Grenzen gewiesen. Man kann hier, wie ein Schriftsteller sagt, stundenlang über die geringfügigigsten Kleinigkeiten sprechen, und namentlich sind die Damen stark darin. Das fast einzige allgemeine Vergnügen ist das Theater. Die Bühne bildet den Glanzpunkt aller Unterhaltung, sie erweckt ein nationales Interesse, was allerdings sehr lobenswerth ist, aber jedenfalls auch überschätzt werden kann. Es giebt in Kopenhagen mehre vortreffliche Schauspieler und Schauspielerinnen, unter denen Frau Heiberg, die Gattin des bekannten Dichters und Professors, den bedeutendsten Platz einnimmt. Man rühmt es, daß die ersten Bühnenkünstler nicht allein in allen Kreisen hochgeachtet und ausgezeichnet werden, sondern daß sie auch durch Bildung und Kenntnisse sich auszeichnen,

einige von ihnen Offiziere waren, andere gelehrte Studien gemacht haben. Dazu kommt, daß eine bedeutsame dramatische Literatur mit diesem Bühnentalent der Dänen sich verbindet, das ihnen zugesprochen werden muß, denn auch die wandernden Truppen im Lande und in Norwegen sind fast ohne Ausnahme aus Dänen zusammengesetzt. Wie viel Oehlenschläger für die Bühne geleistet hat, wissen wir Alle, unter den Neuern sind Jegemann, Andersen und Herz auch bei uns bekannt geworden; der Lieblingsdichter des dänischen Volks ist und bleibt aber Holberg und selten wird ein Platz leer sein, wenn die Wochenstube, der politische Zinngießer, oder irgend ein anderes Lustspiel dieses berühmten Dichters gegeben wird. Aber es darf auch nicht einer der starken, beißenden Ausdrücke fortbleiben, an denen Holbergs Komik so reich ist; keine Aenderung beliebt werden, kein Witz fehlen und wäre er von der derbsten Art des vorigen Jahrhunderts. Den Holberg können die meisten Dänen auswendig, sobald daher irgend etwas bei der Darstellung eines seiner Stücke fehlt, erfolgt sofort ein entsetzlicher Lärm der Zuschauer so lange, bis das was man nach unserem Begriff vielleicht für eine Zote erklären könnte, wieder seine historische Rechts-

gültigkeit empfängt. Dieser Zug mag mit zur Charakteristik der Dänen selbst für ihre jetzigen Zustände dienen. Alles Nationale fest umschließend und mit Innigkeit daran hängend, liebt das Volk noch immer die handfesten Späße seines Dichters und läßt sich vom verfeinerten Geschmack nichts davon entreißen, mag man das auch Rohheit nennen, und keusche Ohren oder Angen sich davon abwenden. Holberg gilt allen Dänen als der größte Dichter aller Zeiten und Völker, und wenigstens ist er gewiß Einer der vorzüglichsten, der für Dänemark von ungemein hoher Wichtigkeit gewesen ist, denn er schuf die dänische Lustspielbühne und gab ihr die die französische Leichtigkeit und Beweglichkeit; diese originelle drastische Kraft der Charaktere, welche man allein in der alt französischen Komik wiederfindet. — Die patriotische Partei, welche jetzt das dänische Nationalgefühl vor allen Dingen erheben will, muß natürlich das vaterländische Lustspiel und Holberg in seinen Kreis ziehen, aber gewiß sieht sie es nicht gern, daß auch sehr viele Uebersetzungen deutscher Stücke auf die dänische Bühne kommen; denn wenn wir auch kein eigentliches deutsches Lustspiel besitzen, so haben wir doch auch außer

Lessing, Schiller und Göthe eine so große Menge ansprechender dramatischer Erzeugnisse, daß, trotz alles Sträubens, auch hierin die Dänen wieder zumeist von uns entnehmen und verarbeiten müssen, was deutsches Talent ihnen zuführt. Mögen wir dagegen gern bekennen, daß ihre reiche Literatur auch uns so manches Schätzbare schon gegeben, und in welchem gerechten Ansehn nicht allein früher Holbergs Werke in Deutschland standen, sondern wie noch jetzt Oehlenschläger und Andersen bei uns geschätzt werden. Zu bewundern ist es, daß bei der politischen Erregung im Lande und bei dem Drang nach Fortschritt und Freiheit in Presse und Volk, die dramatische Literatur eben so wenig eine politische Richtung genommen hat, wie der Roman, die Novelle oder das Lied. In Deutschland ist dies, wie wir Alle wissen, längst der Fall gewesen. Wie viele Dichter haben wir, die in Folge ihrer Lieder und Schriften entweder im Kerker büßten, oder sich aus dem Vaterlande verbannten. Wie oft schon haben sich im Roman und Novelle die politischen Zerwürfnisse gespiegelt, und nicht allein die Liberalen versuchten damit ihre Gedanken und Meinungen, in Gestalten und Charaktere verkörpert, unter das Volk zu bringen,

auch ihre Gegner wählten diese Form, den alten Steffens an der Spitze, der, unähnlich seinen stolzen freien Landsleuten in Norwegen, in Frömmelei und Beamtendemuth verkümmert war.

So haben es auch unsere jüngeren Dramatiker längst als Hauptaufgabe erkannt, alle Conflikte in der Gesellschaft, im Staate und in der Kirche, auf der Bühne dem Volke vorzuführen, und kaum giebt es ein neues Stück in welchem nicht wenigstens einige Anspielungen auf das was uns drückt, eingewebt wäre. In Dänemark scheint man noch nicht dahin gelangt zu sein, und bei der Kleinheit des Landes, bei der einzigen großen Bühne, die das Volk hat, und welche obenein unter Leitung einer königlichen Intendanz steht, hat dies freilich auch mehr Schwierigkeiten, als bei uns, wo eine Reihe großer Bühnen und viele kleine der Dramatik ein ganz anderes Feld bieten, das bei aller Censur und Polizeiaufsicht doch vom bösen Unkraut nicht frei gehalten werden kann.

In Musik und Malerei haben die Dänen bisher nicht viel geleistet, allein junge Talente regen sich auch darin, und jedenfalls ist es wahr, daß ein rüstiges Streben sich mit ihrem lebhaften Gefühl verbindet, das Vaterland groß und geehrt zu sehen.

XIX. Kapitel.

Der Sundzoll. — Die Ostseeküste. — Schluß. —

Zu einem Besuche in Kopenhagen ist uns Berlinern seit dem Jahre 1845 eine bequeme Gelegenheit gegeben; weil erst seit dieser Zeit eine directe gute Verbindung Kopenhagens mit Stettin durch Staatsconvention in's Leben getreten ist. Bis dahin mußte, wer nach Kopenhagen wollte, erst von Stralsund nach Ystad in Schweden fahren, jetzt aber macht das dänische Marinedampfboot, der Geiser, den Weg geradeaus bis nach Stettin in 18 Stunden. Im Ganzen braucht man wenig mehr als 24 Stunden, um von Berlin nach Kopenhagen versetzt zu sein, wozu ich nochmals Jeden ermuntern will, als zu einem kleinen Sommerausflug, der ihn gewiß nicht gereuen wird. Daß die directe Verbindung nur durch ein Schiff unterhalten wird, das wöchentlich eine Reise macht, die obenein erst jetzt eingerichtet wurde,

zeigt wie gering noch immer die Verbindungen der Ostseeländer unter sich sind. Allein dieser Wechselverkehr wird sicher immer mehr wachsen; gefördert könnte er ohne Zweifel werden, wenn die Ueberfahrt billig und häufiger gemacht würde. Der Zug des Handels geht allerdings nicht nach Stettin, sondern nach Kiel, und von dort nach Hamburg; dorthin fahren und reisen auch die meisten Dänen, wenn sie nach Deutschland wollen; würde jedoch der Preis der Ueberfahrt nach Stettin, der 10 Thaler beträgt, was für ungefähr 30 Meilen viel zu hoch ist, auf die Hälfte ermäßigt, und stellte man von Seiten Preußens ein zweites Schiff für diese Fahrt an, so würde nicht allein die Zahl der Reisenden sich beträchtlich vermehren, und damit der materielle Gewinn größer sein, sondern auch der Staat, in anderer Weise, durch Bildung von Seeofficieren und Seeleuten, durch Schiff- und Maschinenbau, durch Belebung gewerblicher Thätigkeit und Geschicklichkeit weit mehr Vortheil erndten, als was er vielleicht, wenigstens in den ersten Jahren, an Geld opfert.

Aber wir haben es bis jetzt nur in der Ostsee zu dem kleinen Dampfer „Königin Elisabeth“ gebracht, der nach Ystad fährt, und weder nach

Kopenhagen noch nach Stockholm oder Petersburg steuert ein preußisches Schiff, weil die fiscalischen Interessen noch immer zu sehr die nationalen überwiegen.

Wenn man warten will, bis sich die absolute Nothwendigkeit eines zweiten Schiffs nach Kopenhagen zeigt, so wird man freilich lange warten können. Man muß dazu anregen, die Nothwendigkeit voraussetzen, eine staatsmännische Speculation machen, welche andere Früchte im Sinne hat, als die gewöhnlichen ökonomischen, welche den kleinen Kaufmann reizen.

Der Geiser, das dänische Staatsschiff, ist ein vortrefflich eingerichtetes, schnelles und starkes Fahrzeug, von 160 Pferdekraft, das eine Anzahl Matrosen und zwei Officiere der Marine den ganzen Sommer über beschäftigt. Seine Maschinen sind englische Arbeit, aber das Schiff ist auf dem Holm gebaut und ausgerüstet. Warum kann man dies nicht auch bei uns, während bis jetzt die Seehandlung selbst ihre Flußdampfer auf Havel und Elbe, ganz und gar in England bauen und sich fertig zusenden läßt?

Es stürmte heftig, als ich nach einem kurzen Aufenthalt in Kopenhagen die Rückreise mit dem

Geiser machte, der sich lange Zeit vergebens bemühte, aus der Zollbrücke zu entkommen. Die Gewalt des Windes drückte das mächtige Schiff am Bollwerk fest, als aber endlich das Freie gewonnen war, ging es kühn ins Meer hinaus, während ein halbes Dutzend kleinerer Dampfschiffe, die nach den Inseln und nach Schweden hinüber fahren, für heut zu Haus blieben. Vor der Drei=Kronenbatterie und weit hinen in den Sund ankerten eine Menge Kauffahrer, besseres Wetter erwartend, um in die Ostsee einzulaufen; andere eilten mit gereeften Segeln der Zollstätte in Helsingör zu, wo sie trotz des günstigen Windes den Anker fallen lassen müssen, um den Tribut zu zahlen, der hier von den Dänen allen Nationen abgepreßt wird, und dies ist die zweite große Anklage über schreiendes Unrecht, welche wir Deutsche gegen unsere Nachbarn erheben, denn vornehmlich uns zum Schimpf und Schaden besteht dieser Raubzoll, der ein schmähliches Denkmal der Gewaltthätigkeit und Willkür, ein Denkmal jener so oft gepriesenen schönen Zeit des Mittelalters ist, nach welchem unsere modernen Romantiker so oft seufzen und an deren Wiederkehr sie arbeiten. Aber, wie die Dänen von Schleswig=Holstein behaupten, daß es ihr

wohlerworbenes Eigenthum sei, so behaupten sie auch vom Sundzoll, dieser komme ihnen von Gott und Rechtswegen zu, sei ihnen verbürgt durch Pakte und Verträge auf ewige Zeiten und durch den Verlust Norwegens doppelt heilig verpfändet; als ob die fehlerhafte Politik ihrer Regierung und deren Verbindung mit dem Feind Europa's, mit Napoleon, und endlich das Loos der Waffen diese Verluste nicht hinreichend verschuldet und gerechtfertigt hätten.

So sind die Dänen aber. Eben so unmöglich es ist, sie von der Rechtslosigkeit ihrer Ansprüche auf die deutschen Herzogthümer zu überzeugen, ist auch jedes Wort in den Wind geredet, das den Sundzoll anficht und dessen Weiterbestehen in Frage stellt. Es ist allerdings richtig, daß Dänemark einen jährlichen großen Gewinn von dem Sundzoll und den Beltzöllen zieht, der durchschnittlich auf 2 Millionen Thaler jetzt anzunehmen ist; überdies erhebt es hohe Leuchtsteuer und Bakengelder, Sporteln und Gefälle, endlich zieht Helsingör reichen Gewinn durch die Tausende von Schiffen, welche dort gezwungen ankern müssen, ehe sie abgefertigt werden, wie durch die belästigenden Einrichtungen der Zollerhebung selbst; allein wenn die Dänen sagen, diese

Sundzolleinnahme diene nur dazu, die Zinsen ihrer Staatsschuld zu entrichten, was sie nicht könnten und nicht würden, sobald diese Steuer wegfiele, so ist dies ein wahrhaft empörend leichtsinniges Gerede, das Niemanden täuschen kann und zu Dänemarks eigener Ehre nicht geglaubt werden darf. Die Schulden des Staates auf Kosten des Handels anderer Völker zu bezahlen, mag freilich das bequemste Mittel sein; wenn die ungerechte Last aber nicht mehr von diesen getragen sein will, wird man jedenfalls andere Wege einschlagen und um so eher an ein System der Sparsamkeit und passender Aenderungen denken müssen, den Gläubigern gerecht zu werden.

Ein Buch über den Sundzoll, das in Berlin im vorigen Jahr von Dr. Scherer erschien, hat in Dänemark viel Aufsehen erregt und hätte mehr noch in Deutschland bewirken müssen. Diese Schrift liefert die ausführlichsten Belege über den Zoll, welchen Schaden er über uns bringt, sowie über die Willkür, mit der die Dänen die Tarifsätze gesteigert und wie sie diese handhaben. — Hervorgegangen aus den ältesten Zeiten der Wikinger und Seeräuber, als ein Lösegeld der Kaufleute, oder als ein Ge-

leitsgeld, führt Herr Scherer die Verse der Frithjofssage:

„Wenn der Krämer sich naht, so beschütze sein Schiff, doch den Zoll dir der Schwache bezahl',
„Du bist König der See, er ist Sclav' des Gewinns, und sein Gold ist nicht mehr, als dein Stahl" —

als auf den Sundzoll deutend an.

Eine urkundliche Sundzollerhebung der Dänen kommt jedoch erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vor, und so lange Dänemark auch Schonen und die schwedischen Küstenprovinzen besaß, strömte wenigstens der Meeresarm ganz von seinem Gebiet umflossen dahin. Hundertjährige Kämpfe führte die Hansa und nach ihr Schweden um die Zollfreiheit; bald mit Glück sich frei machend, bald wieder zur Nachgiebigkeit gezwungen, und nur durch die Schlauheit der dänischen Politik, die andere Völker, namentlich die Holländer ins Spiel zog, gelang es immer wieder den Sundzoll zu behaupten; denn in damaliger Zeit handelte es sich nicht bei diesen Kämpfen um eine allgemeine Befreiung, sondern Jeder sorgte für sich, und wenn die Hansa, oder Schweden, Dänemark erobert hätten, würden sie jedenfalls den Zoll ebenfalls erhoben und andere Völker weiter damit belastet haben.

Zuerst war der Sundzoll nicht hoch, ein bestimmter Tarif nicht vorhanden, sondern eine gewisse Anzahl von Rosenobel wurde für jedes Fahrzeug ohne Untersuchung seiner Ladung erlegt. Dann besteuerte man Salz und Wein besonders und nahm von den Waaren im Allgemeinen 1 Procent vom Werth. Christian III. erhöhte den Zoll, seit 1548, und machte einen Unterschied zwischen privilegirten und nicht priviligirten Völkern. Die sechs wendischen Hansestädte Lübeck, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar und Lüneburg hatten jedoch vollständige Zollfreiheit, bis zum Odenseeischen Vertrag 1558, wo sie von ihren alten Rechten manches aufgeben und mancherlei Güter verzollen mußten.

Dies war der Anfang einer Reihe von Beeinträchtigungen der deutschen Handelsstädte. Der Stadt Stettin und der pommerschen Städte nahm sich Schweden an, als sie zu diesem Reich gehörten. Ihre alten Freibriefe wurden in den verschiedenen Friedensschlüssen kräftig geltend gemacht; allein Dänemark gab immer nur auf eine Zeitlang nach, wenn es besiegt und hart bedrängt war. Sobald sich irgend die Wetterwolken verzogen hatten, begann es seine Bedrückungen von neuem und dehnte sie stets weiter aus, denn der Sundzoll

war ein Hauptquell für die Verschwendungen der dänischen Könige, er floß in ihre Chatoulle, und namentlich unter der Regierung Christians IV. wurde die Plage empörend willkürlich und hart, so daß sie eine Hauptursache des schwedischen Kriegs wurde, der die schmählichsten Niederlagen der Dänen herbeiführte. Auch die Holländer erschienen mit einer Flotte vor Kopenhagen und im Frieden zu Brömsebro, 13. August 1645, errang Schweden die völlige Zollfreiheit, Holland dagegen zu Christianopel einen Vertrag, der die Zölle wenigstens sehr ermäßigte. Seit dieser Zeit gingen auch für Dänemark die schwedischen Ufer des Sundes verloren; Halland, Bleckingen und Schonen mußte abgetreten werden, und so wurde der Sundzoll noch weit mehr, als bisher, ein bloßer Raubzoll, denn selbst das hoheitliche Herrschaftsrecht über einen sogenannten dänischen Kanal war nun nicht mehr zu behaupten.

Auf den Vertrag und Tarif von Christianopel begründeten aber die Dänen bald neue Willkürlichkeiten und drückende Zollsätze für alle Waaren, die darin nicht ausdrücklich genannt waren. So ließ auch Christian IV. plötzlich alle Leuchtfeuer und Seebaken fortnehmen, weil man im Vertrag die

Erhaltung derselben nicht ausdrücklich zur Pflicht gemacht hatte, und nur nach Bewilligung einer neuen Abgabe wurden sie wieder hergestellt. Nun folgten im Laufe der Zeit andere Verträge, mit Frankreich 1645, mit Großbrittanien 1670, immer aber diente der Vertrag und Tarif von Christianopel dabei als Grundlage. Mit den Niederlanden ward 1701 ein abermaliger Traktat geschlossen, in welchem festgesetzt wurde, daß die im Tarif von Christianopel nicht genannten Waaren 1 Procent vom Werthe zahlen sollten, den sie am Ursprungsorte besäßen.

Den Niederländern verschuldet man die Einführung des Sundzolls in das europäische Staats- und Völkerrecht, denn auf die mit ihnen abgeschlossenen Verträge stützte Dänemark alle seine Forderungen. Im Jahr 1720 verlor Schweden die Zollfreiheit wieder und hat sich durch den Vertrag von Jöököping 1809, wie im Frieden zu Kiel 1814 darin gefügt, den Zoll zu zahlen, dasselbe haben auch alle andern europäischen Staaten gethan und der Wiener Congreß hat nichts darin geändert. Im Jahr 1818 am 17. Juni schloß Preußen einen Vertrag auf 20 Jahre, nach welchem die preußischen Schiffe denen der meist begünstigten Nationen gleich-

gestellt, die Waaren nach dem Tarif von Christianopel behandelt, und von den darin nicht benannten 1 Procent vom Werth bezahlt werden sollte. In einer geheimen Declaration wurde für die beiden pommerschen Städte Kolberg und Kamin Sundfreiheit ausbedungen, wenn Schiff und Ladung Eigenthum der dort ansäßigen Kaufleute sei; aber sehr bald hatte Preußen über die Nichterfüllung des Vertrages zu klagen. Man brach die Artikel desselben zwar nicht gewaltsam, aber man deutete sie nach Belieben, und dies ist ein altes Kunststück, das in Helsingör immer angewandt worden ist. Der Tarif wurde nicht beachtet, man erhöhte ihn ganz willkürlich und schon im Jahre 1827 überreichte der Stettiner Handelsstand der preußischen Regierung eine Denkschrift, in welcher 106 Artikel angeführt waren, die zu hoch besteuert wurden. Die an Dänemark gestellten Beschwerden hatten keinen Erfolg, und um nichts besser ging es 1835, wo abermalige Reclamationen eintraten. Im Jahr 1838 lief der Tractat ab. Preußen sandte einen Kommissär nach Kopenhagen, um Unterhandlungen einzuleiten. Man kam überein stillschweigend den Vertrag von 1818 fortbestehen zu lassen, bis ein neuer Vertrag abgeschlossen sei, aber

dies war das beste Mittel die Unterhandlungen endlos zu verlängern. Die billigsten Vorstellungen wurden von Dänemark abgewiesen, die Bedrückungen und Willkührlichkeiten dagegen fortgesetzt, bis man endlich erklärte, man werde sich auf keine weiteren Verhandlungen eher einlassen, bis Preußen zugesichert habe, das Recht Dänemarks zur Sundzollerhebung überhaupt anzuerkennen. Preußen schlug das ab, und weil nun die Sache ernster wurde, nahm man zu einem andern Mittel seine Zuflucht. Der alte König von Dänemark, Friedrich VI. schrieb einen kläglichen Brief an den König Friedrich Wilhelm III., den er beweglich bat, ihm die letzten Augenblicke seines Lebens nicht zu verbittern, sondern die peinliche Sache vorläufig ruhen zu lassen.

Bei einem freien Volke und dessen nationaler Regierung würde man schwerlich diese sonderbare Bitte berücksichtigt haben, ein absoluter Herrscher durfte jedoch anders urtheilen. Die Verhandlungen ruhten wirklich, und es traten vertrauliche Mittheilungen ein, die sich Jahre lang fortgesetzt um den Vorschlag drehten, den Zoll abzulösen; aber man mußte sich endlich überzeugen, daß man in Kopenhagen nur das alte Spiel trieb. Nach und nach wurde

man empfindlich und nahm eine stärkere Sprache an. Der Graf von Bülow, welcher seit 1842 in Kopenhagen unterhandelte, stellte das Begehren die Zollsätze vieler Artikel des Tarifs von Christianopel überhaupt zu ermäßigen, (namentlich rohe Baumwolle, welche jetzt 4 Procent zahlt;) die nicht im Tarif benannten Artikel auf 1 Procent vom Werth festzustellen; endlich die übermäßigen Gebühren und vertragswidrigen Gebräuche der Zollerhebung zu beseitigen. Zugleich sollten die Ansprüche der pommerschen Städte auf Zollfreiheit geltend gemacht werden.

Inzwischen hatten Schweden und Dänemark ebenfalls Unterhandlungen geführt und 1841 Verträge auf 10 Jahre geschlossen, welche manche Milderungen der höchsten Tarifsätze erwirkten, allein noch weit mehr zu wünschen übrig ließen. Dänemark behauptete nun, daß es durch diese Verträge gebunden, nicht mehr thun könne, als was es gethan, weitere Modificationen des Sundzolls daher unzuläßig wären. Die Verhandlungen wurden von Preußen im Frühjahr 1845 abgebrochen, und die preußische Allgemeine Zeitung brachte einen officiellen Artikel, dessen kräftige feste Sprache in ganz Deutschland Freude und Anerkennung hervorrief. Mit dürren Worten wurde der dänischen

Regierung hier ihr System der Täuschungen vorgehalten, auch ihr ohne Weiteres gesagt, daß man überzeugt sei, sie werde nie dem Rechte und einer aufgeklärten Politik Folge leisten, sondern einzig nur der Kraft zwingender äußerer Verhältnisse nachgeben, die man herbeizuführen wissen werde.

Dieser drohenden Sprache ist aber leider nicht die That gefolgt, und bei erneuten Unterhandlungen in Berlin, welche Graf Reventlow-Criminil leitete, hat sich Preußen dazu verstanden, einen Vertrag bis zum Jahre 1851 abzuschließen, der ihm nicht den geringsten Vortheil gewährt. Die angelegentlichen Bemühungen der Dänen, auf längere Zeit zu contrahiren, sind allerdings gescheitert, denn ersichtlich ist es Preußens Absicht, vereint mit England und Schweden, wenn nicht auch mit Beihülfe Rußlands und Amerika's, im Jahr 1851 eine durchgreifende Aenderung zu erwirken, weil man überzeugt ist, alleinstehend nichts erzielen zu können. Da jedoch der Vertrag keinen Vortheil brachte, so wäre es besser gewesen, ihn gar nicht zu schließen und der drohenden Sprache, die man geführt, wenigstens durch ein consequentes Verharren in zurückgezogener Stellung einige moralische Kraft zu bewahren.

Wäre Preußen und der Zollverein bis zur Nordsee vorgedrungen, schützte ein System von Differenzzöllen unseren Seehandel und gäbe mit der wachsenden Blüthe unsrer Marine dies uns mehr Mittel zu Repressalien, als wir sie jetzt besitzen, so würde Dänemark sich jedenfalls nachgiebiger zeigen. Nur zwingende äußere Umstände, wie die preußische Regierung ganz richtig sagt, wird die dänische Regierung bewegen können, eine aufgeklärte Politik zu befolgen, aber unter allen Umständen könnte keines überzeugender sein, als die bestimmte Erklärung, den schimpflichen Zoll nicht länger bezahlen wollen, natürlich aber müßte man dies mit den Waffen in der Hand nöthigenfalls unterstützen können.

Als im Jahre 1843 der Staatssecretär der Nordamerikanischen Freistaaten, Herr Upschur, im Repräsentantenhause sagte: „Dänemark erhebt bis auf diesen Tag ohne irgend einen Rechtstitel eine überaus sonderbare Abgabe von allen Waaren, die den Sund ein- und ausgehen, für den es nirgend ein Prinzip des Natur- oder Völkerrechts geltend machen kann, noch irgend einen Dienst leistet, ja nicht einmal den Anspruch besitzt, den die Macht geben kann. Groß und allgemein ist

die Unzufriedenheit, welche alle beim Ostsee-handel betheiligten Nationen über diese demüthi-gende Kontribution empfinden. Ich erlaube mir hier anzuzeigen, daß für die vereinigten Staa-ten die Zeit gekommen ist, wo sie einen entschei-denden Schritt thun können, unseren Ostseehandel von dieser Bedrückung zu befreien" da kam über Dänemark ein plötzliches Schrecken, — denn Nord-amerika hat keinen Vertrag, aber es hat Kriegs-schiffe und Willenskraft, seine Drohungen wahr zu machen. Eine Zeit lang war man sehr bestürzt über das Gerücht, daß ein Linienschiff und eine Fregatte bestimmt seien eine Anzahl amerikanischer Schiffe unter Convoi durch den Sund zu führen, was vielleicht nur darum nicht wahr geworden ist, weil der amerikanische Handel nach der Ostsee nicht bedeutend genug ist. Die kriegerische patrio-tische Partei in Kopenhagen erhob allerdings einen mörderischen Lärm, wies auf die Flotte im Holm und sprach von den glühenden Kugeln der Kron-burger Kanonen, allein diese Kanonen reichen nicht einmal bis auf die Mitte des Sundes und was die Flotte betrifft, so ist sie allerdings vorhanden, aber eine einzige Ausrüstung würde die Kräfte des Staats erschöpfen, und welche Erfolge könnte

man denn erwarten, wenn es einer großen Macht Ernst wäre, dem Sundzoll sich nicht länger zu fügen?! Ich bin überzeugt, daß wenn Preußen, ohne Flotte wie es ist, mit ernstlichem Willen den Vertrag gekündigt hätte, unseren Handelsschiffen kein großes Leid geschehen sein würde. — Man erzählte mir, daß der preußische Consul dem Kommandanten des dänischen Wachtschiffes bei Helsingör einmal Aehnliches gesagt und gefragt habe, was er thun würde, wenn ein preußisches Schiff unter seiner Flagge alsdann bei Hesingör vorüber segeln würde. Man erwiderte ihm, daß man es versuchen solle um zu erfahren, wie die Instruktion laute; allein trotz dieser stolzen Antwort würde man sich wahrscheinlich doch sehr hüten, es in den Grund zu bohren. — Jetzt darf kein Schiff zu weit nach der schwedischen Küste abweichen, ohne mit blinden und wenn dies nichts fruchtet, mit scharfen Schüssen an die Zollstätte geholt zu werden. Die Kapitaine müssen ans Land und ihre Papiere vorlegen, jedes Schiff muß seinen Commissionair haben, der den Zoll entrichtet und dafür gutsagt; allerlei widerrechtliche Gebühren und Abgaben werden für die Expedition bezahlt, hohe Provisionen drücken den Handel, aus jedem Um-

stande sucht man Vortheile zu ziehen, und so ist dies ganze Zöllnerwesen am Sunde ein beschämendes Bild gehäufter Uebel, die nur dadurch sich erhalten, weil gegenseitige Handelseifersucht und politische Einflüsse der Rechtslosigkeit behülflich sind. Hierin liegt die einzige Lösung der Frage, wie es möglich war, daß die mächtigsten Nationen der Erde sich dem kleinen Könige am Sunde bis auf diesen Tag tributpflichtig machen konnten, und eine Tyrannei ertragen, welche stets bedrückender, lästiger und mit dem Rechtsgefühl der Zeit unvereinbarer wird. Aber die Politik der Fürsten und Cabinete, die das Wohl der Völker den Interessen ihrer Macht unterordnet, ist eine Art Saturn, der seine eigenen Kinder verschlingt, damit sie nicht groß wachsen. Rußland, das nicht geringen Antheil an dem Ostseehandel hat, und dessen Angehörige eben so wohl die Last der dänischen Steuer tragen, ist nicht allein bis jetzt völlig gleichgültig bei der Sundzollfrage geblieben, sein Einfluß hat vielmehr den Bestrebungen Preußens entgegengearbeitet, weil das kaiserliche Haus seine politischen Combinationen um den Thron in Kopenhagen schlingt, und seine stets geöffnete eiserne Hand sich beutelustig gegen das ganze Becken der

Ostsee ausstreckt. Einen kaiserlichen Schwiegersohn in Dänemark herrschen zu sehen, diesen Plan hat das Schicksal vernichtet, aber der König dieser Inseln und Halbinseln ist jedenfalls ein wichtiger Verbündeter. Was dann die alte Verwandtschaft, diese Entsprossenheit aus einem Stamm, noch ferner gebären wird, wenn der Czaar mit seinen Ansprüchen auf die Erbschaft der Gottorfer, auf Kiel und den ganzen herzoglichen Antheil hervortritt, das ist gefährlich drohend genug, um auch in Deutschland verstanden zu werden.

Der Sundzoll ist aber auch ein wichtiges Mittel, die Entwicklung des deutschen Handels und der deutschen Seegeltung zu hemmen, die Handelsflotte der deutschen Ostseeküste zu verkümmern und den Handelsplätzen empfindlichen Schaden zuzufügen. Daß in den letzten Jahren die preußische Marine abgenommen hat, statt sich zu vermehren, ist zum guten Theil eine Folge davon, zu der sich freilich auch andere Uebel gesellen. Mit eifersüchtigen Augen bewacht Rußland alle deutschen Verhältnisse, am meisten aber die Vermehrung des deutschen Handels auf der Ostsee, und hierin findet auch England einen Widerhaken, der sein eignes Fleisch berührt und es nachsichtiger macht gegen die

Steuern am Sunde, als es seinen wahren Interessen nach sein sollte. Weizen und Bauholz, die beiden Hauptausfuhrartikel der Ostsee nach England, tragen einen Zoll bis 48 Stüver, allein England hat dagegen sich einen Vortheil ausbedungen, der offenbar für seine Spinnereien berechnet ist, denn der rohen Baumwolle ist durch einen Zollsatz von 4 Procent die Ostsee so gut wie verschlossen, und alle Einfuhr fast unmöglich gemacht. Dennoch ist in England die Stimmung des Handelsstandes durchaus gegen den Sundzoll, dessen Nachtheile man sehr wohl erkennt. Man beurtheilt den in Helsingör 1841 abgeschlossenen Vertrag ganz, wie er es verdient, als eine England unwürdige Nachgiebigkeit, doch die Politik des Cabinets ist gegen den Zollverein gerichtet, und welche Nachtheile könnten erwachsen, wenn die deutschen Schiffe der Ostsee, die jetzt zum allergrößten Theil nur von der Art sind, um nach England hinüber Getreide und Holz zu fahren, wenn diese, bei Sundzollfreiheit und unter Schutz einer Navigationsakte, sich zu Fahrzeugen umgestalteten, welche den Markt in Amerika aufsuchten und von dort selbst die Colonialwaaren holten, welche jetzt Englands Magazine aus zweiter Hand

nach Deutschland liefern. Kaum vierzig deutsche Ostseeschiffe steuern jetzt über die europäischen Meere hinaus, ihre Zahl würde sich jedoch verzehnfachen, und England kennt die natürlichen Vortheile der Ostsee, es kennt den Unternehmungsgeist der deutschen Kaufleute, die Tüchtigkeit der Matrosen, die Bildungsfähigkeit des Volks; es kennt auch das erwachende Nationalbewußtsein, den Drang, der uns wieder dem Meere zuführt, und das ehrgeizige Verlangen, unsere Stellung und unseren Antheil in der Reihe der weltherrschenden Völker einzunehmen. Dies ist der Gruud, weßhalb es den Sundzoll duldet, allein es ist zu erwarten, daß es beim Ablauf des jetzigen Traktats, im Jahre 1851, mit Preußen gemeinsame Sache machen wird; denn die öffentliche Stimme in England, die so mächtig dort ist, wird ihm das Aufgeben einer eifersüchtigen Politik gebieten, die zu klein für Englands Größe, zu verletzend für das Nationalgefühl, zu gemeinschädlich für den eignen Handel und für sein Volk ist. Sobald in England eine solche Aenderung der Cabinetsansichten eintritt, ist es um den Sundzoll geschehen, und welche unter den handelstreibenden Nationen würde nicht in den Beifallsruf einstimmen? Geschieht dies

nicht, so hat Preußen selbst das Mittel in der Hand, durch Differenzzölle auf alle dänischen Schiffe in preußischen Häfen Dänemark zur Einsicht zu bringen. Dies Mittel hätte man freilich schon jetzt anwenden müssen, denn man dürfte nur ernstlich wollen, so wäre der Sundzoll unhaltbar. „Wäre England, Frankreich, selbst Oesterreich so schwer bedrängt durch diesen Zoll, als die deutsche Ostseeküste“, sagt Scherer in seinem Buche, „sie hätten längst diesen Weg eingeschlagen! Und diese schwere aber gerechte Anklage findet leider allzusehr ihre Bestätigung einzig nur darum, weil man in Preußen die Freihandelstheorie anbetet, und ihr alle Gebote der Selbsterhaltung opfert. Wenn Dänemark einmal aus seinem Gewirr von Unrecht und Eigenliebe herausgetreten ist, muß es der Stimme Raum geben, die ein Widerhall der allgemeinen Gerechtigkeitsforderung unserer Zeit und Cultur ist, welche Gewaltthat und Willkür immer entschiedener verwirft. Aber Dänemark wird in anderer Weise auch von der Aufhebung dieser drückenden Steuer Vortheile ziehen, die mit der Zeit ihm mehr ersetzen müssen, als es verliert. Rechtmäßig kann es für Leuchtfeuer, Seebaken und Meerespolizei eine Abgabe erheben, welche mit

Billigkeit veranschlagt, ihm durch die wachsende Handelsthätigkeit der Ostsee eine reichliche Einnahme zuwendet. Schon der Vertrag von 1841, welcher die Einfuhr von Kaffe, Zucker, Baumwollenwaaren, Farbehölzern und einigen anderen Artikeln ein wenig erleichterte, hat eine steigende Vermehrung der Schiffe im Sunde bewirkt. Im Jahre 1815 zählte man 8815 Schiffe; 1830 deren 12,946; 1840 15,662; 1844 aber 17,332, und ganz ohne Zweifel würde sich diese Zunahme noch bedeutend erhöhen, wenn der Sundzoll gänzlich fiele. Dann erst erhält die Ostsee ihre wahrhafte Bedeutsamkeit für den europäischen Norden. Dänemark hat jetzt schon durch seine Leuchtfeuer und Bakengelder einen Jahresgewinn von 150 bis 200,000 Thaler, weit höher noch muß es die Vortheile anschlagen, welche es durch die Befreiung seiner eigenen Angehörigen vom Sundzolle zu ziehen vermag. Jetzt müssen die Dänen sowohl wie alle andere Nationen den Sundzoll entrichten, und Kopenhagens Handel leidet dadurch außerordentlich. Der Handelsstand in Dänemark würde die Aufhebung des Sundzolls mit Freude vernehmen, und nur die, welche vorurtheilsvoll in jener Einnahme ein dänisches Nationalrecht erblicken, wollen

nichts von einem Aufgeben selbst, nichts von einer Ablösung wissen, zu der man sich, ungeachtet der bitteren Vorwürfe der deutschen Presse, von Seiten Preußens herbeiließ, obwohl nicht der geringste Grund dazu vorhanden war, sich zu solchen Opfern zur verstehen. Hätte man den Willen und den Muth gehabt, zu handeln, statt leere Drohungen auszustoßen, über welche man in Kopenhagen, wo man seine Leute kennt, noch jetzt sich ergötzt, so würde den übermüthigen Herrn, die so stolz auf Deutschland herabsehen, das Lachen bald vergangen sein. Allein dazu gehört ein nationales Handels- und Staatssystem, ein Aufgeben der Bevormundung, ein freies Entwickeln der Volkskraft und des Volkswillens, dessen Macht eine ganz andere Achtung einflößt als die, welche der bloße Beamtenstaat jemals in unserer Zeit erringen kann. So wird der Sundzoll denn wohl unsere Nacken belasten, bis entweder ein fremdes Volk uns davon erlös't, oder bis es in Deutschland anders geworden ist.

Der Sturm, welcher den Geiser auf seiner Fahrt aus dem Hafen begleitet hatte, hielt an. Kämpfend mit Wogen und Wind kamen wir freilich nicht so schnell wie gewöhnlich vorwärts, aber die Leucht-

thürme an der schwedischen Küste, deren Feuerkränze auftauchten und an uns vorüberzogen, waren Wegemesser, welche uns deutlich zeigten, daß wir noch immer rasch genug uns fortbewegten. Die kleine Anzahl der Reisenden ward inzwischen bald von der Seekrankheit decimirt und die meisten kamen nicht eher wieder zum Vorschein, bis das Schiff zwischen den Molen von Swinemünde im ruhigen Wasser schwamm. Je weiter wir zwischen den Inseln hinaus in die Ostsee kamen, um so heftiger und fataler ward das Schwanken des Schiffs, das nach allen Seiten hin und hergeworfen, häufig von Wellen getroffen ward, die über seine Buge schlugen, und ihre Wasserschauer bis auf das Hinterdeck führten. Ein Dampfschiff, das bald seine Rauchsäulen in ängstlichen Tönen ausstößt, bald mit einem Rade in der Luft arbeitet; das, ohne vom Segeldruck gehalten zu werden, sich hier- und dorthin wiegt, während der Wind in seinen Ketten und Eisenstangen grauenhaft wimmert, ist bei Sturmwetter ein ärgerer Aufenthalt, als ein Segelschiff, das weit regelmäßiger sich hebt und senkt und weit minder den unangenehmen Seitenbewegungen ausgesetzt ist. In der Nordsee, deren Wogen wie Berge von Metall aufsteigen,

weil eine tiefe mächtige Masse vom Winde gehoben wird, ist die Bewegung überhaupt minder unangenehm, wie in der Ostsee, deren kurze Welle die Schiffe in einer unausgesetzt fieberhaften Unruhe erhält. Es kömmt daher vor, daß alle Seeleute, welche die Stürme des Weltmeers ganz wohl bestanden, bei einem Ostseesturme krank werden, und diese Krankheit ist lächerlich, ekelhaft und doch so entsetzlich peinigend, daß für die Meisten jede Seereise ein Gegenstand des Schreckens und der furchtbarsten Qual wird. Gestorben sind wohl nur weinige daran, es sei denn, daß das entsetzliche Würgen Erstickungs- und Schlaganfälle herbeiführt; aber zu blutigen Erbrechungen kommen viele und unglücklicher Weise giebt es kein anderes Heilmittel, als das feste Land, oder die Alles überwindende Gewohnheit.

Der wilde Nordwestwind, welcher die Ostsee diesmal aufwühlte, war uns fast ganz entgegen, doch trotz seiner rauhen Heftigkeit und des nassen Decks zog ich es, wie alle die wenigen Gesunden, doch vor, so lange als möglich im Freien zu bleiben, als im unteren Schiffsraume eine Lagerstätte zu suchen, wo das Röcheln der Kranken die ganze lange Nacht nicht aufhörte. In der Mor-

genfrühe um 4 oder 5 Uhr sollte der Geiser Swinemünde erreichen; aber es war 3 Uhr Nachmittag, als wir endlich in die Odermündung einliefen, und die letzten der diesjährigen Badegäste mitnahmen, welche den ganzen Tag über ängstlich auf das ausbleibende Schiffe gewarten hatten.

Welch ein Unterschied zwischen der drei Meilen breiten prächtige Elbmündung und diesem schmalen Oderarme! Eine andere Naturbildung dieser norddeutschen Küste bedingt ein anderes Stromsystem. In großen Seebecken, den Haffs, sammeln sich die niederströmenden Wasser, und fließen von dort dem Meere zu durch Wiesengelände, die sich kaum ein paar Fuß über ihrem Spiegel erheben, und zwar nicht regelmäßig, durch Ebbe und Fluth, wohl aber zur Frühjahrszeit anhaltenden Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Hier ist nicht, wie bei der Elbe, ein grade und schnelllaufender Strom. Die Oder windet sich durch ihr Delta in drei Armen, setzt überall ihre Sandmassen ab, welche sie aus höheren Gegenden mitbringt und macht unausgesetzte Baggerarbeit nöthig, um die Schifffahrt frei zu erhalten. Die Regierung hat außerordentlich viel gethan, um diese Hauptmündung der Oder, die Swine, zu verbessern. Die prächtigen Molen

mit ihrem Leuchtthurm kosten ungeheure Summen, das ewige Aufräumen durch mehrere Dampfbagger erfordert unausgesetzte Ausgaben, dafür aber hat der Handel Stettins und die Schifffahrt auch bedeutend zugenommen und wiewohl unter so manchen drückenden Umständen langsam, hebt sich doch auch die Dampf- und Küstenschifffahrt, zu deren Unterstützung man mehr thun sollte, als was jetzt dafür geschieht. Das Eine muß mit dem Anderen gehen. Die Eisenbahn nach Berlin bringt im Sommer jetzt weit mehr Bewohner des Binnenlandes in die Seebäder und zu Lustfahrten nach Rügen, als früher; der stärkere Handelsverkehr macht eine Zahl von Dampfern zum Schleppen der Frachtschiffe nöthig, die hier um so mehr Beschäftigung finden müssen, als anderswo, wenn sie billig sind, weil die Oder zu schmal ist, um großen Schiffen das Hinauffahren nach Stettin so zu erleichtern, wie auf den Strömen der Nordsee. Hier ist kein Raum zum Kreuzen, auch kömmt keine Fluth, welche den Schiffen stromaufwärts hülfe; aber die Dampfschifffahrt liegt auf der Oder noch sehr darnieder. Vier oder fünf schwache Dampfer sind Alles, was man besitzt. Eine regelmäßige Küstenverbindung besteht nur mit Stralsund; mit Col-

berg, Danzig und Königsberg gar keine. Die Ufer der Ostsee sind arm und öde; ein Privatmann kann aus speculativen Unternehmungen keinerlei Vortheil hoffen, wohl aber der Staat, wenn er die Saat ausstreut und deren Gedeihen überwacht.

Durch die anhaltenden Baggerarbeiten ist es jetzt gelungen, daß Schiffe, welche bis 12 Fuß tief gehen, nach Stettin fahren können, ohne zu lichten; früher konnte keines, das über 7 Fuß ging, hinaufkommen und die Leichterarbeit machte viele Kosten, vertheuerte die Waaren und lähmte den Handel. Jetzt hat Stettin 220 eigene Schiffe, ein speculativer Geist bewegt die Kaufmannschaft, der die Hälfte der pommerschen Nationalbank sehr zu Statten kommt, da gerade Mangel an Kapital hier vieles hindert. Im Jahre 1844 liefen in Swinemünde ein: 1712 Schiffe von 118,654 Last; 1685 von 117,216 Lasten liefen aus. Stettin besitzt somit ungefähr die Hälfte des Verkehrs, den Hamburg nach ein- und auslaufenden Schiffen und Lastenvermessung zeigt, und ungefähr eben so viel, wie Bremen. Es ist der größte deutsche Handelsplatz jetzt an der Ostsee, und auch der regsamste, und diese Regsamkeit verbunden mit seiner vortheilhaften Lage und Verbindung mit Berlin und Mittel-

deutschland, hat nicht allein bewirkt, daß es Danzig überflügelte, sondern wird in der Folge, bei größerem Schutz und vermehrter Freiheit, auch sicher eine viel höhere Blüthe hervorrufen.

In der Nähe Stettins ankerte die große eiserne Dampffregatte, der preußische Adler, welche auf Kosten der Regierung in England gebaut und zum Postdienst zwischen Stettin und Petersburg bestimmt war. Das Schiff hatte vor kurzem eine so unglückliche Probefahrt gemacht, daß es die Regierung zur Disposition der englischen Erbauer stellen mußte. Dänische Seeoffiziere erzählten mir schon in Kopenhagen von diesem untauglichen Fahrzeuge, das bei seinem schlechten Seegange so viel Wasser über Bord erhalten und so langsam vorwärts gekommen war, daß der Geiser vier oder fünf Stunden früher die Oder erreichte. Man wunderte sich nicht über die Untauglichkeit des Adlers, den man für viel zu groß für die Oder erklärte, und diese Angabe fand ich hier bestätigt durch die Bemerkungen eines unterrichteten Mannes von Fach. Ein Dampfschiff von 350 Pferde Kraft muß einen größeren Tiefgang haben als 11 Fuß, dies ist aber das Höchste, was ein Schiff auf der Oder haben darf. Der Adler besaß gute Maschinen und war

schön eingerichtet, aber er war unten zu rund gebaut, gehorchte darum dem Steuer nicht, und lag zu flach. Die Dänen und praktische Männer behaupteten einstimmig, daß überdies die Ostsee ganz und gar nicht für eiserne Dampfboote tauge, weil sie zu viel Schlamm an die Schiffe setzte, welche jährlich auf Werft gebracht und gereinigt werden müßten, was bei eisernen Schiffen nicht leicht sei. Man rieth hin und her, was die preußische Regierung bewogen haben könnte ein so unpraktisches Material zu wählen, und fand als einzigen Grund den, daß eiserne Schiffe nicht so tief gehen wie hölzerne; aber als Laie konnte ich ihnen nicht Unrecht geben, wenn sie behaupteten, daß Dampffregatten von solcher Größe, dennoch nie auf der Oder fahren könnten, wenn sie nach allen Regeln der Schiffbaukunst ausgeführt, schöne, starke und schnelle Schiffe sein sollten. Auf der Weichsel mag dies passen, die Oder kann keine Dampfer über 200 Pferdekraft brauchen, und gerade diese sind es auch, welche Preußen am besten benutzen könnte. Würden mit 6 Schiffen von dieser Größe die Verbindungen mit Rußland, Schweden, Dänemark und England unterhalten, so legte der Staat damit den Grund zu einer Dampfmarine, erzöge sich Offiziere

und Matrosen, und wendete keine Kosten auf, die sich nicht reichlich belohnten.

Mitten im Abenddunkel kamen wir endlich nach Stettin. Die Schiffsglocke mußte unaufhörlich geläutet werden, um andere Schiffe und Boote zu warnen; es regnete heftig und Jedermann war begierig ans Land zu kommen. Der erste Mensch, den ich in Swinemünde am Ufer uns erwartend erblickt hatte, war ein Gensdarm gewesen, dann kamen Zollbeamten an Bord, ein Mann der Polizei revidirte die Päſſe. Hier fiel kaum die Brücke, als eine ganze Schaar Zöllner aufs Schiff sprang, den Ausgang besetzte und nun die Durchsuchung der Kisten und Kasten begann. Mitten in Nacht und Regen auf dem überschwemmten Deck ohne Schutz vor dem Wetter, mußten die Koffer geöffnet werden, und ich wurde um so mehr kleinlaut über die Strenge dieser Visitation, da ich mehreren Dänen versichert hatte, man gehe in Preußen wenigstens so schonend wie möglich bei Ausübung des widerlichen Amtes um. Ich muß jedoch gestehen, daß ich in Kopenhagen ungleich größere Schonung gefunden habe, und konnte nun erst die Klagen begreifen, welche reisende Russen über die Durchwühlung ihrer Sachen in Stettin früher

schon gegen mich führten, indem sie versicherten, daß, wenn auch Schiffe von Petersburg nach Stettin künftig führen, dennoch die meisten den Weg über Lübeck vorziehen würden, wo man keine Hand an ihre Koffer lege und keinerlei Zoll- und Paßplackerei sie erwarte. Ich kann es den geärgerten Leuten nicht verdenken und wünsche nur, man möge endlich in der ganzen Welt dahin kommen, wo man in Lübeck und Hamburg ist, und sich wohl dabei befindet.

Am nächsten Tage fuhr ich mit der Eisenbahn in vier Stunden nach Berlin, begleitet von mehreren Dänen, die Vormittags Berlin, Nachmittags Potsdam, am Abend das Opernhaus sehen und die Lind darin singen hören, am nächsten Morgen aber nach Stettin und Mittags mit dem Geiser nach Kopenhagen zurückkehren wollten. Das Alles kann man jetzt in 24 Stunden mit Hülfe der neuen Hebel der Menschheit, mit Dampfschiffen und Eisenbahnen, in denen die Zukunft des Menschengeschlechts ruht, das immer von Neuem seinen Messias erwartet.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mügge, Theodor,

Streifzüge in Schleswig-Holstein und im Norden der Elbe

Bd.: 2

Frankfurt am Main (1846)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 6708
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249232-2